Digitized by Google

o. germ. 283 od-3

Digitized by Google

<36620178270017

<36620178270017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Margarethe von Valois.

Dritter Theil.

Digitized by Google

Jamais déesse ne fut veue plus belle : si bien que, pour publier ses beautez, ses mérites et vertus, il faudroit que Dieu allongeast le monde, et haussast le ciel plus qu'il n'est; d'autant que l'espace du monde et de l'air n'est assez capable pour le vol de sa perfection et renommée. Davantage, si la grandeur du ciel estoit plus petite le moins du monde, ne faut point douter qu'elle l'égaleroit.

BRANTOME, *Vie des Dames illustres. Discours cinquiesme.*

Je loüerois davantage vostre oeuvre, si elle ne me loüoit tant.

Mémoires de la Reine Marguerite.

Digitized by Google

Margarethe von Valois

und

ihre Zeit.

Memoiren-Roman

von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1847.

197-9.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Drei Jahre waren verflossen. In einem reichen Zimmer des Louvre saßen zwei noch junge Männer hingelehnt auf Ruhebetten, und langsam Zuckerfrüchte essend. Es waren die beiden noch übrigen Mignons von Heinrich III.: d'Arques, Herzog von Joyeuse, und La Valette, Herzog d'Epernon.

Wo waren die andern Mignons alle geblieben? Diese Betrachtung stellten eben die beiden Freunde an.

Wenn ich mir's so überlege, daß wir Beide von allen unsern Freunden ganz allein noch

am Hofe ſind, ſagte Joyeuſe langſam, ſehr langſam, ſo könnte ich — er hielt eine Minute inne und ſetzte dann noch langſamer hinzu: ja, ſo könnte ich ſehr viel darüber ſagen.

Moraliſire doch, ſprach d'Epernon, auch nachläſſig, aber nicht ſo träge wie Joyeuſe, vielmehr kurz und beſtimmt. Ich bin eben in der Laune, dergleichen anzuhören.

Langweilſt du dich auch manchmal? fragte Joyeuſe.

Ich denke bisweilen nach, erwiederte d'Epernon.

Nachdenken — nachdenken, ich ſage dir, d'Epernon, ich kann bisweilen vor Nachdenken ganz ſchwermüthig werden, beſonders vor dieſem Nachdenken über unſere Freunde. Da iſt zuerſt Saint-Megrin, nein, eigentlich zuerſt Quelus —

Und Maugiron.

Und Maugiron — ganz richtig. Am Tode aller drei ſind ganz allein die verfluchten

Digitized by Google

Guiſen Schuld, und — iſt einer von ihnen gerächt worden?

Du vergiſſeſt, daß du die Ehre haſt, mit dem Hauſe von Lothringen verwandt zu ſein, bemerkte d'Epernon ironiſch. Joyeuſe war mit Margarethe von Vaudemont, der Schweſter der Königin Louiſe, vermählt worden; dagegen hatte die Vermählung d'Epernon's mit der zweiten Schweſter ſich zerſchlagen, und darüber war einige Eiferſucht bei d'Epernon vorhanden, und Joyeuſe empfing von Zeit zu Zeit einen kleinen freundſchaftlichen Stich, den er jedoch meiſtens, ſo wie heute, entweder nicht bemerken wollte, oder wirklich nicht fühlte.

Gewiß iſt es, daß er ganz ungeſtört in ſeinen Erinnerungen fortfuhr. Um Quelus und um Maugiron war es Schade, ſagte er, ſehr Schade. Sie hatten Beide das ſchönſte blonde Haar, das man ſehen konnte; ich hätte für meine Seele gern ſolches blondes Haar. Que-

lus trug immer die ſchönſten Halskrauſen, und Maugiron hatte einen Fuß, auf dem die Schuhe wie gegoſſen ſaßen. Es war gewiß ein Verluſt für den Hof und die bildungsbegierige franzöſiſche Jugend, daß Quelus und Maugiron blieben. Aber ein größerer Verluſt für mich perſönlich war der Tod von Saint-Megrin. Mit Niemand ging ich ſo gern Arm in Arm wie mit Saint-Megrin; denn er wußte ſchon immer voraus, wenn ich müde werden würde. Kurz, ich kann es Monſieur von Mayenne nimmer vergeben, daß er den armen, lieben Saint-Megrin morden ließ.

Das kümmert Monſieur von Mayenne wenig, und hilft Saint-Megrin noch weniger.

Das iſt wahr; aber, mein Freund, iſt es meine Schuld? Störe mich alſo nicht in meiner Leichenrede. Wir haben noch einen Todten unter uns — den armen, lieben Grammont, das Opfer, welches wir bei der Belagerung von La Fère brachten.

Welche die verwünſchten Pariſer unſertwegen die ſammetne nennen, bemerkte d'Epernon mit aufgeworfener Lippe.

Ja, dieſe guten Bürger meinen immer, man müſſe, um tapfer ſein zu können, ſo ſchmutzig wie ſie ſein, ſagte Joyeuſe nachſinnend. Wie das nur kommen mag, mein Lieber? Vermuthlich, weil ſie den Schmutz für Eins mit der Menſchennatur halten. Nicht?

Was weiß ich von den Ideen der Canaille? fuhr d'Epernon auf.

Nun, nun, ereifere dich nicht, ſagte Joyeuſe begütigend. Aerger iſt ſchädlich, beſonders nach dem Eſſen. Etwas ſanfte Schwermuth dagegen ſchadet Nichts. Ich bin heute ſehr ſchwermüthig. Dieſer arme Grammont!

Seine Wittwe ſoll ſehr ſchön ſein.

Ich bin verheirathet, mein Lieber.

Das iſt ihr ſehr gleichgültig. Du weißt, daß ſie ſich weigerte, ihrem Manne an unſern

Hof zu folgen. Sie tadelt ſtrenge unſere Moral, oder vielmehr unſern Mangel an Moral und verehrt dagegen den Bearner.

Seiner Moral wegen?

Das mußt du die Dame ſelbſt fragen.

Das iſt drollig, meinte Joyeuſe mit einem langſamen Lachen.

Was mag d'O machen? ſprach d'Epernon.

Der arme d'O! Er ſoll ſich in ſeinem arkadiſchen Leben unerhört langweilen.

Du biſt heut' im Zuge, die ganze Welt zu bedauern, ſogar d'O, den der König nur verwieſen hat, weil er neidiſch gegen mich und dich war.

Mein Freund, belehrte Joyeuſe, man nennt, wenn man von ſich und einer andern Perſon ſpricht, die andere Perſon zuerſt. Doch das nur beiläufig; eigentlich wollte ich dir bemerklich machen, daß wir, wollte der König Alle, die auf dich und mich neidiſch ſind, auf ihre

Güter verweiſen, leicht morgen den Hof leer ſehen könnten.

Und was würde das ſchaden? Dann hätten wir Alles für uns allein.

Ich dächte, wir könnten zufrieden ſein.

D'Epernon iſt nie zufrieden. Dieſe Spießbürgertugend iſt nicht für einen ſtolzen Geiſt.

Aber wohl für ein dankbares Herz.

Laſſen wir das, ſprach d'Epernon abbrechend. Haſt du nicht auch etwas über Saint-Luc zu ſagen?

Nein, der verdient ſein Schickſal. Den König mit einer Bußpredigt durch eine Sarbacane erſchrecken zu wollen, war gar zu dumm.

Beſonders, da der König ſich erſchrecken ließ, und die Stimme, die durch die Sarbacane kam, für eine überirdiſche annahm.

Joyeuſe ſchwieg; er liebte es nicht, ſich über den König aufzuhalten. Weißt du, wer

noch dümmer iſt? fragte er dann nach einer Pauſe. Die Königin von Navarra, die wieder hierherkommt. Obgleich die Königin-Mutter ihr entgegengefahren iſt, um ſie dem Könige von Navarra abzunehmen, ſo wird ihr Einzug doch nicht glänzend ſein.

Ja, ſie wird einen bedeutenden Unterſchied zwiſchen ihrem jetzigen Empfange und dem finden, der ſie erwartete, als ſie aus Flandern kam. Um welche Stunde ſoll ſie denn ankommen?

Sie iſt ſchon da, antwortete Joyeuſe mit Gemüthsruhe.

Und das ſagſt du mir nicht? rief d'Epernon aufſpringend. Um Nichts in der Welt möchte ich die Begrüßung zwiſchen ihr und dem Könige verlieren.

Das ſollſt du auch nicht, erwiederte Joyeuſe, der König will ſie erſt einen Augenblick vor dem Abendeſſen in ſeinem Kabinete em-

pfangen, wahrſcheinlich um ihr Farbe zu machen, denn man ſagt, ſie ſei blaß geworden.

So geſchah es auch; die Königin von Navarra erhielt trotz ihres Wunſches nicht eher als am Abend die Erlaubniß, ſich zu ihrem königlichen Bruder zu begeben, und herzlich entmuthigend war die Begrüßung, die ſie empfing. Heinrich ließ ſich ihre Umarmung eben nur gefallen, und antwortete auf die Ausdrücke ihrer Freude ganz kalt: Schon gut, ſchon gut, meine Schweſter. Ich freue mich auch, Euch hier zu ſehen, indeſſen finde ich, Ihr habt uns etwas zu lange auf dieſe große Ehre warten laſſen.

Der Wunſch, Ew. Majeſtät, die Königin-Mutter und Monſieur, meinen Bruder, wiederzuſehen, war ſo lebhaft in mir, daß es gewiß nicht meine Schuld war, wenn ich gezaudert habe, antwortete Margarethe. Aber die Umſtände —

Das iſt nicht wahr. Ihr habt Euch gefürchtet zu kommen.

Gefürchtet? Warum hätte ich mich fürchten ſollen?

Weil Ihr ein ſchlechtes Gewiſſen habt.

In wie fern, Ew. Majeſtät?

Ihr habt ſchlecht an mir gehandelt.

Ich — an Euch, Sire?

Ja, Ihr an mir. Was habt Ihr nicht für Verwirrung in meinem Reiche angerichtet? Ich dachte wol, als ich Euch reiſen ließ, daß ich die Göttin der Zwietracht frei ließe, und Ihr habt meine Ahnung nur zu ſehr gerechtfertigt. Wie könnt Ihr Euch deswegen entſchuldigen?

Geruhen Ew. Majeſtät mir nur erſt die Dinge zu nennen, deren Sie mich anklagt; dann ſoll es mir leicht werden, mich zu entſchuldigen.

Leicht? den Teufel auch! Mutter Gottes

vergib uns! Er ſchlug Kreuze. Aber Ihr, meine Schweſter, könntet auch Heilige zum Fluchen bringen. Da ſteht Ihr, wie die Unſchuld ſelbſt, und doch ſeid Ihr an Allem Schuld.

Ich beſchwöre Ew. Majeſtät, mir zu ſagen, woran?

Redet nicht länger alſo, meine Schweſter, oder Ihr werdet mich reizen, Euch Grobheiten zu ſagen. Wie, Ihr ſolltet Euch nicht mehr an den Streich erinnern, den Ihr gleich Anfangs machtet? Wir hörten hier für ganz gewiß, der König, Euer Mann, rüſte ſich trotz des kaum beſiegelten Vertrages zum Kriege. Ich ſchrieb an Euch, und Ihr —

Und ich antwortete die Wahrheit, daß ich Nichts wiſſe.

Daß ich unbeſorgt ſein dürfte — das war es, was Ihr mir ſchriebt und auch durch Pibrac verſichern ließet, und einige Wochen ſpäter

war Cohors von Euerm Manne, und La Fère von Condé genommen. Wiſſet Ihr, daß dieſe Falſchheit dem Pibrac faſt den Kopf gekoſtet hätte?

Ja, meine Tochter, der König war furchtbar zornig auf Euern Kanzler, ſetzte Katharina hinzu.

Das thut mir herzlich leid. Was hätte denn, geſetzt auch, ich wäre falſch geweſen, mein Kanzler für meine Falſchheit gekonnt? Es wäre dann mein Verbrechen geweſen, und nicht das ſeine.

Das wäre ganz gleich geweſen, rief Heinrich heftig. Er hätte ſich dann doch von Euch anführen laſſen.

Ach, Sire, bemerkte die Königin von Navarra mit Spott, wenn alle Männer den Kopf verlieren ſollten, weil ſie ihn ſich von einer Frau verdrehen ließen —

Katharina warnte ihre Tochter durch einen

Blick. Die Königin von Navarra verſtand ſogleich und ſetzte geſchmeidig hinzu: Uebrigens betheuere ich Ew. Majeſtät, daß ich damals ſowol an Euch, wie an Pibrac die reine Wahrheit geſchrieben habe.

Warum nennt man da dieſen Krieg den der Verliebten?

Wenn Ew. Majeſtät alle Benennungen ergründen wollen, die müßige Köpfe erſinnen, ſo —

Was wollt Ihr ſagen?

So würdet Ihr finden, daß in den meiſten Fällen kein Sinn herauskäme, antwortete Margarethe, die allerdings eine beißende Anſpielung auf die Witzworte im Sinne gehabt hatte, die auf die Mignons umliefen, ſich jedoch bei näherer Ueberlegung weislich enthielt, ihrer Zunge Freiheit zu geſtatten.

Dieſe Benennung ihrem Urſprunge nach zu ergründen, iſt nicht ſchwer, ſprach der König nichtachtend. Sie kommt daher, weil dieſer

Krieg mitten in dem Gewirr der Liebesgeſchichten angezettelt wurde, die Ihr und Euer Mann mit Euern Hoffräulein und Hofherren hattet.

Ihr waret ſo gnädig, Sire, die Ehre des Königs, meines Mannes, vor Verletzung ſichern zu wollen, ſprach Margarethe mit zweideutigem Ausdrucke. Ihr ſchriebt ihm, daß der Prinz von Condé nur deswegen nicht an unſern Hof komme, weil mein Verhältniß mit dem Vicomte von Turenne ihn zurückhielte.

Ah, Ihr wißt das? fragte Heinrich verblüfft.

Ja, Sire, erwiederte die ſchöne Königin mit boshaftem Lächeln. Der König, mein Mann, zeigte mir und dem Vicomte zugleich Euern Brief, denn wir waren eben zuſammen, als er ihn empfing. Der Vicomte wollte augenblicklich fort, aber mein Mann beſchwor ihn ſo dringend zu bleiben, daß er es that.

Ich werde ihm ſicherlich keinen ſolchen Brief mehr ſchreiben, meinte Heinrich.

Ew. Majeſtät würden mich dadurch ſehr verpflichten, ſprach Margarethe; dergleichen Mittheilungen könnten doch einmal das gute Vernehmen zwiſchen mir und dem Könige, meinem Manne, ſtören.

Das Abendeſſen war etwas ſtill, die Unterhaltung ſehr gekniffen. Man zog ſich zeitig zurück. Madame von Sauve ließ bei der Königin von Navarra fragen, ob ſie noch aufwarten dürfe. Margarethe ließ antworten: ſie werde höchſt willkommen ſein. Und ſo war es auch. Die Königin begrüßte Charlotte als eine Freundin. Es herrſchte jetzt mehr Gleichheit zwiſchen den beiden Frauen.

Ich hatte gar zu großes Verlangen, mit Euch zu ſprechen, Madame, und Euch zu fragen, wie es Euch ergangen, ſagte Charlotte lebhaft, und vor dem Könige war es nicht möglich, ein Wort zu ſagen. Hu, ſah er böſe aus.

Ja, seine Miene machte mich frieren, antwortete Margarethe. Um so mehr freue ich mich, Euch zu sehen. Kommt, setzt Euch zu mir und laßt uns plaudern. Wie geht es Euch?

Ich bin die Alte, sagte Charlotte lachend. Ich liebe Monsieur von Guise und mache mich über meine übrigen Liebhaber lustig.

Und wie verträgt sich diese Anhänglichkeit an den Guisard mit Euerm Dienst bei der Königin, meiner Mutter?

Aber es geht. Doch sprecht mir von Euch. Habt Ihr glücklich gelebt?

Ich habe einige Jahre hindurch ein glückliches Leben geführt. Einige Unannehmlichkeiten kamen mitunter vor —

Der Tod Bussy's war wol die erste?

Sprechen wir davon nicht.

Dafür hattet Ihr die Freude, Monsieur zu sehen.

Ja, er schenkte uns einen langen Besuch,

wobei jedoch, leider, er und der König, mein Mann, wieder in Nebenbuhlerſchaft geriethen. Ihr lacht? Ihr erinnert Euch an Avignon, Boshafte? Ja, damals fürchtete ich viel. Ihr hattet zu viel Gewalt. Jetzt war die Gefahr nicht ſo groß, denn die Schöne, um die es ſich handelte, war ein Schaf, das ſeine Karten nicht zu halten, geſchweige denn zu ſpielen verſtand. Ihr kennt ſie ja — die Foſſeuſe.

Wie? rief laut lachend die Sauve, dieſes gute Mädchen war es?

Wie ich Euch ſage.

O, erzählt mir das, Madame.

Gern, Mignonne. Aber es iſt eine ganze Geſchichte.

Deſto beſſer. Ich liebe Geſchichten.

Die Damen rückten ſich zurecht, und Margarethe fing an.

Ihr wißt, ſagte ſie, wie der König, mein Mann, während der Anweſenheit der Königin,

meiner Mutter, zugleich in Euch und in Mademoiſelle d'Atrie verliebt war. Nun, ihr reiſtet Beide ab, und ich könnte nicht ſagen, daß er ſich untröſtlich bewieſen hätte. Im Gegentheil, er warf unmittelbar nach Eurer Abreiſe ſeine Augen auf Foſſeuſe, und ſo dumm dieſe blonde Gans auch ſonſt iſt, ihre Eroberung bemerkte ſie ganz vortrefflich.

Ich glaube es, warf Madame von Sauve lachend ein. Es iſt nicht ſo übel, einen König zu fangen.

Dieſer König iſt leicht zu bekommen, ſagte Margarethe auch lachend; ein Frauenzimmer darf nur nicht geradezu häßlich ſein, ſo gefällt ſie ihm auch. Sonderbar, nur in mich iſt er nie verliebt geweſen.

O, Madame, dafür habt Ihr ihn redlich bezahlt.

Nun, wenigſtens verliebt war auch ich nie, wenn von ihm die Rede war, er=

wiederte die Königin. Doch laſſet Euch erzählen.

Charlotte klatſchte wie ein Kind in die Hände. Ihre natürliche Fröhlichkeit war durch die kleinen gewechſelten Bosheiten noch mehr erregt worden, und ſie rief jubelnd: Was für eine gute Geſchichte werde ich da erfahren!

Mir fällt eben ein, ſagte Margarethe, daß ich mich um eine Liebſchaft geirrt habe. Es iſt nicht zu verwundern — mein Mann hat deren ſo viel. Ehe er ſich in Foſſeuſe verliebte, begünſtigte er einige Zeit lang Rebours, aber das dauerte nicht lange.

Rebours hat jedoch weit mehr Verſtand als Foſſeuſe. Sie iſt braun und boshaft, wie ein Eichhorn, aber ich, als Mann, zöge ſie doch tauſendmal der dummen Foſſeuſe vor.

Ich vielleicht auch; dennoch war es mir ſehr lieb, als der König, mein Mann, ihrer überdrüſſig ward und anfing, für unſer Gäns-

chen zu ſchmachten. Rebours hatte ihren augenblicklichen Einfluß auf ihn nur benutzt, um mir zu ſchaden; darin merkte ich einen großen Unterſchied, ſeit er ſich zu Foſſeuſe gewandt hatte. Die war damals noch zu gutmüthig, um an dergleichen zu denken.

Sagt zu dumm, Madame; ſagt zu dumm.

O durchaus nicht; als ſie ſpäter verdorben war, da konnte ſie recht gut Intriguen ſpinnen. Aber als dieſe Liebesgeſchichte anfing, konnte ich Nichts thun, als zu allen Stunden über die Verliebten lachen. Sie waren zu lächerlich. Ihr kennt die waſſerblauen Augen Foſſeuſe's — gut, in die verſuchte ſie Leidenſchaft zu legen, während der König, mein Mann, mit den ſeinigen Schmachten ausdrückte. Stellt Euch das ein wenig vor und ſagt mir, ob ich nicht das Recht hatte, zu lachen? Dazu kam noch die unerhörte Menge von Ah's und Oh's, die Beide verbrauchten. Der König ſagte: Ah,

Foſſeuſe, meine Tochter! denn ſo nannte er ſie. Foſſeuſe antwortete: Oh, Sire! Dieſes zweiſtimmige Lied ſangen ſie oft ſtundenlang, und dabei gingen ſolche dicke Seufzer von einem Munde zum andern, daß die Zephyre bei der Göttin der Blumen klagten: ſie könnten gar nicht mehr auf den Blumen im Garten von Nerac ſitzen bleiben, indem die Seufzer der beiden Verliebten ſie ewig hinunterblieſen.

Die Sauve lachte aus vollem Herzen und rief: Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß der König von Navarra ſich je ſo lächerlich gehaben könnte! Bei mir war er ſelbſt in ſeiner größten Bethörung immer noch ſchlau und klug wie ein Bettelmönch.

Mein Schatz, ſagte Margarethe, es kommt Alles darauf an, in was für eine Frau ein Mann verliebt iſt. Ihr ſeid klug, deswegen ſchärfte die Liebe zu Euch dem Könige, meinem Manne, noch den angeborenen Witz; Dummheit

dagegen iſt anſteckender als die Peſt; verliebt ein Mann ſich in eine Gans, ſo wachſen ihm ohne Barmherzigkeit Gänſefedern, und das geſchah denn auch unſerm armen Könige. Ich kann mir auch nur daher erklären, wie er auf den drolligen Gedanken kam, ſeine Liebſchaft müſſe vor mir ein Geheimniß bleiben. Vor mir, die ich in dem Handel mit Euch ſeine einzige Vertraute geweſen war! Als ob ich eher auf Foſſeuſe eiferſüchtig ſein könnte, denn auf Euch!

Er ſchämte ſich vielleicht. Es iſt keine Ehre, in Foſſeuſe verliebt zu ſein.

Daß er das glaubte, meine ich gar nicht. Im Gegentheil, ich denke, er hielt ſeine Gans völlig ernſthaft für eine gefiederte Göttin, die in dieſer Verkleidung vom Olymp herabgekommen ſei, um ihn glücklich zu machen.

O der guten Tollheit!

Dabei ſprach er viel von väterlicher Geſin-

nung, und das dauerte, bis mein Bruder kam und ſich auch in Foſſeuſe verliebte, was ich abermals nicht anders erklären kann, als durch die Anſteckungskraft der Dummheit. Genug, es geſchah, und der Vater wurde auf ſeine Tochter ſo eiferſüchtig, daß es eine Noth war, es anzuſehen. Auch ſah ich es nicht lange mit an. Ich fürchtete ernſtlich für die kaum wieder geſchloſſene Freundſchaft der Schwäger, nahm meinen Bruder bei Seite und machte ihm ſo gründliche und vernünftige Vorſtellungen, daß er lachte und mir das Verſprechen gab, Foſſeuſe ihrem Vater zu überlaſſen.

Der Entſchluß eines Helden.

Aber es war doch ſchon Unheil aus dieſer Nebenbuhlerſchaft entſprungen. Foſſeuſe hatte umſonſt mit Thränen und Schwüren geläugnet, daß ihr Herz irgend etwas für ihren neuen Anbeter empfinde — der zärtliche Vater hatte ihr durchaus nicht glauben wollen und ſie

mußte, um ihn zu überzeugen, ihm weit mehr zugeſtehen, als nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen ein Vater von ſeiner Tochter fordern darf. Die Folge war, daß der verliebte König die Ausſicht bekam, der Großvater ſeines eigenen Kindes zu werden.

O weh! o weh!

Nicht wahr, das iſt drollig?

Köſtlich! Aber ſagt mir, Madame, jetzt kam man doch reuig an, und weihte Euch in die Geheimniſſe dieſer heiligen Liebe ein?

Durchaus nicht, meine Liebſte. Foſſeuſe bekam ein Magenübel. Der König mußte doch für die Geſundheit ſeiner geliebten Tochter ſorgen und bat mich, ich möchte ihn und ſeine Tochter in die Bäder von Aigues-caudes in Bearn begleiten. Aber ich hatte mir's nach der Unbill, die mir zu Pau widerfahren, mit einem innern heiligen Eide gelobt, nie mehr nach Bearn zurückzukehren, ehe nicht die ka-

tholiſche Religion dort ſei, und ſo weigerte ich mich denn, die Bitte des Königs zu erfüllen. Er war ſehr unwirrſch darüber, indeſſen ich blieb feſt, und erwartete ſeine Rückkunft zu Bavière, wo ich weinte, während er mit Foſſeuſe, Rebours, Villeſarin und der Gouvernante zu Aigues-caudes Brunnen trank.

Warum weintet Ihr, Madame?

Ich fühlte mich in meiner Würde als Königin verletzt.

Ei, da hätte die ſchöne Frau die beleidigte Königin rächen ſollen.

Das that ich wol ſo ein wenig. Der ganze katholiſche Adel der Nachbarſchaft beeiferte ſich, mir einen Hofſtaat zu bilden.

Ah, das war gut, ſehr gut. Was ſagte denn der König von Navarra dazu, als er zurückkam?

Nichts, meine Liebſte; er war wol froh, daß ich Nichts ſagte. Grund genug hätte ich

gehabt. Rebours ſchrieb mir faſt täglich, um mir Bericht abzuſtatten, und in jedem Briefe fand ich, daß Foſſeuſe unaufhörlich auf mich läſtere, und den König, meinen Mann, ganz von mir abzuwenden ſuche; ja, daß ſie ſich ſogar mit der Hoffnung ſchmeichele, an meine Stelle treten zu können, im Falle ſie einen Sohn habe.

Das wäre denn doch gar zu dumm geweſen.

Rebours ſchwor, ſie hätte es öfter als ein Mal geſagt.

Rebours iſt keine Zeugin, die in dieſem Falle Zutrauen verdient.

Das dachte ich auch, und darum nahm ich, nachdem wir wieder in Nerac waren, Foſſeuſe eines Tages in mein Kabinet und ſagte zu ihr: Obgleich Ihr ſeit einiger Zeit Euch von mir ganz zurückgezogen habt, und man mich auch glauben machen will, Ihr ſuchtet mir beim Könige, meinem Manne, zu ſchaden, ſo kann

ich doch die Freundſchaft, die ich für Euch, wie für alle meine Ehrendamen, immer gefühlt, nicht vergeſſen. Daher biete ich Euch in dem Unglück, in welches Ihr gerathen, meinen Beiſtand an. Läugnet nicht, darum bitte ich Euch; denket daran, daß Ihr an der Ehre verderben werdet, und daß Eure Ehre, da Ihr in meinen Dienſten ſeid, ſo gut die meine wie die Eure iſt. Geſteht Ihr mir Alles, ſo werde ich Euch als Mutter helfen. Unter dem Vorwande, daß die Peſt ärger hier werden könnte, wollen wir mit weniger Begleitung nach Mas d'Agenois gehen, wo das Haus, welches dem Könige, meinem Manne, gehört, ganz abgelegen von der Stadt iſt, und dort kann Alles im größten Geheimniß vor ſich gehen.

Das war wirklich eine unerhörte Gnade für dieſes Mädchen! Welche Antwort gab ſie?

O, ſie war die beleidigte Tugend ſelbſt. Wie ich ihr dergleichen zutrauen könnte! Alle,

die dergleichen von ihr geſagt, hätten boshafte Lügnerzungen. Ich liebte ſie nicht mehr — das ſagte ſie mit einer Art, als hätte ich ſie gemartert oder gemishandelt — ja, ich liebte ſie nicht mehr und wollte ſie zu Grunde richten. Ich hatte ganz leiſe geſprochen; ſie ſchrie deſto lauter, und als ſie mir ſo mit aller Unverſchämtheit geantwortet hatte, ging ſie zum Könige, meinem Manne, und beklagte ſich.

Und ich wette, Seine Majeſtät der König von Navarra trat für die Unſchuld der gekränkten Gans in die Schranken.

Wie Ihr ſagt, und zwar mit einem Geſicht, als hätte ich das größte Unrecht gethan. Er fragte mich: wie ich ſeiner Tochter dergleichen hätte ſagen können? Sie ſei unſchuldig und werde alle die Lügen ſtrafen, welche das Gegentheil von ihr redeten. Kurz, er war äußerſt böſe, und blieb es ſo lange, bis an einem ſchönen Morgen im Zimmer, wo ſie mit

den übrigen Mädchen ſchlief, ſeine tugendhafte Tochter die erſten Wehen bekam.

Da hätte ich ihn ſehen mögen.

Den König, meinen Mann? Nun, der ſchlief, unſerer Gewohnheit nach, mit mir in einem Zimmer, aber nicht in einem Bette. Da kommt der Arzt und ſagt ihm: Foſſeuſe habe ihn rufen laſſen und gebeten, er möge doch zum Könige gehen — ſo und ſo ſei es mit ihr beſchaffen, und der König möchte ihr um Gottes willen Beiſtand ſchicken. Wer iſt verlegener als mein König? Endlich, da er meine Gutmüthigkeit von früher her kennt, kommt er an mein Bett und zieht die Vorhänge zurück. Ich ſchlief nicht, denn ich war erwacht, als der Arzt hereingekommen war; aber was er mit dem Könige, meinem Manne, geſprochen, hatte ich nicht hören können. Daher fragte ich den König verwundert, was er wolle.

Das zu ſagen, war nicht leicht! rief Char-

lotte, mehr und mehr beluſtigt, je toller die Geſchichte wurde.

Er brachte es noch recht gut vor. Ich habe Euch etwas verheimlicht, ſagte er, was ich Euch jetzt geſtehen muß. Verzeihet mir, vergeſſet Alles, was ich Euch kürzlich geſagt, und verpflichtet mich, indem Ihr zu Foſſeuſe geht, die ſehr krank iſt. Ich bin verſichert, von dem Augenblicke an, wo Ihr ſie in einem ſo ſchlimmen Zuſtande ſehet, werdet Ihr Alles vergeſſen, was vorgefallen iſt. Ich antwortete ihm, daß ich ihn zu ſehr ehrte, um etwas als Beleidigung annehmen zu können, was mir von ihm käme —

Das war boshaft, ſchaltete Madame von Sauve ein.

Und ging zu Foſſeuſe, die ich wirklich ſehr ſchlecht fand. Ich ließ ſie ſogleich aus dem Mädchenzimmer in eine entlegene Kammer bringen und leiſtete ihr, von meinen vertrauteſten

Frauen unterſtützt, ſo lange allen möglichen Beiſtand, bis ſie ein todtes Mädchen zur Welt gebracht hatte. Als ihre ehrgeizigen Einbildungen auf dieſe Art ein klägliches Ende erreicht hatten, ließ ich ſie zu den Mädchen zurückbringen.

Die Nichts merken ſollten, nicht wahr?

Ja, ſie ſollten Nichts merken, und merkten doch Alles. Der König, mein Mann, war unterdeſſen auf meinen Rath mit allen ſeinen Herren und Edelleuten auf die Jagd gegangen, damit weniger Augen und Ohren zu fürchten ſein möchten. Als er zurückkam, beſuchte er ſogleich ſeine Tochter. Die war aber damit nicht zufrieden, ſondern wollte auch von mir beſucht werden, wie ich die Gewohnheit hatte, wenn eines meiner Ehrenfräulein krank war. Der König, mein Mann, hatte auch wirklich die Güte gegen dieſes Mädchen, noch ein Mal zu mir zu kommen und mich um dieſen Beſuch zu bitten. Aber den ſchlug ich kurz ab und

ſagte ihm: man würde, thäte ich das, vollkommen das Recht haben, mit Fingern auf mich zu weiſen.

Das war brav und wie eine große Königin geſprochen, Madame. Ich danke Euch, daß Ihr mir Alles ſo ausführlich erzählt habt. Gerüchte lügen immer, beſonders, wo es ſich von den Großen handelt.

Ja, das habe ich wieder aus dem Empfange geſehen, den ich vom Könige erhalten habe.

O, für den ſeid Ihr ganz allein Seiner Majeſtät ſelbſt verpflichtet. Es wäre, hörte man es nicht täglich, gar nicht zu glauben, daß er einen ſolchen Haß gegen Euch hege.

Woher kommt es nur, mein Gott? Ich weiß, daß ich zum Unglück beſtimmt bin, aber warum es mich gerade in der Geſtalt dieſes Haſſes ſo unerbittlich verfolgt, begreife ich nicht. Jeder Haß muß doch ſeinen Grund haben?

Erinnert Euch, Madame: wer begünſtigte

Buſſy, deſſen edler Stolz am Hofe mit ſo feindlichen Augen geſehen wurde? Erinnert Euch weiter: wer war die Gegnerin jener unvergleichlichen Edelmänner, Quelus, Maugiron, Saint-Luc u. ſ. w.? Und wer endlich hat Monſieur angefeuert, ſich die Krone der Niederlande zu erwerben?

Will denn der König nicht lieber einen mächtigen Fürſten zum Bruder, als einen Herzog d'Anjou, der Nichts thut?

Allerdings, Madame, der Herzog d'Anjou, der nicht mehr thäte als die Schooshündchen Seiner Majeſtät, d. h. ſich abwechſelnd ſtreicheln und ſtrafen ließe, ebenſo demüthig die ſtrafende Hand leckte, wie die liebkoſende, Seine Majeſtät beluſtigte, und im Uebrigen ſpeiſte, ſchliefe und verdauete — ein ſolcher Herzog d'Anjou wäre Seiner Majeſtät, unſerm König Heinrich III., allerdings lieber als der Herzog d'Anjou, der ſich bereits zum Herzoge

von Brabant krönen ließ und — wol noch mehr hofft, nicht, Madame?

Vielleicht, sprach Margarethe rasch, und wo wäre das Schlimme davon? Kann nicht unser Haus ebenso gut über die Niederlande herrschen, wie das von Spanien? O dieses Spanien! Wie ich es hasse!

Ja, Spanien ist gleich schlimm als Feind und als Freund, denn als Freund lähmt es durch seine Forderungen, und als Feind —

Schickt es Meuchelmörder, rief Margarethe. Dieser Mörder, dieser Jaureguy, welcher auf den Prinzen von Oranien schoß, wer anders hat ihn gedungen als Spanien?

Während die dummen Niederländer glaubten, Monsieur habe ihn angestiftet. Als ob der Prinz von Oranien nicht Monsieurs beste Stütze sei!

Allerdings; die Niederländer haben nun einmal das unbedingteste Vertrauen zu ihm.

Auch hat mein Bruder damals nur in ſeinem Zimmer Schutz gefunden.

Aber nachher hat man ihn um ſo demüthiger um Verzeihung gebeten?

Das wol — aber doch — ein Prinz aus dem Hauſe von Frankreich kann einen ſolchen Argwohn niemals vergeben.

So glaubt Ihr, daß Monſieur es den guten Niederländern gedenken wird?

Ich thäte es, wenn ich an ſeiner Stelle wäre.

Er hat gute Generäle. Der junge Herzog von Montpenſier hat allgemeines Lob.

Apropos, wie gefällt denn der Wittwenſtand unſerer kleinen Herzogin von Montpenſier?

O, ganz ausnehmend. Sie hinkt ſtolzer als je.

Iſt es wahr, daß ſie noch ein Mal verſucht hat, Seine Majeſtät an ſich zu ziehen?

Man ſagt es, antwortete Charlotte lächelnd.

Und Seine Majeſtät?

Man ſagt, die Herzogin ſei nicht glücklich geweſen. Seine Majeſtät liebt die Damen nicht mehr. Wenn Seine Majeſtät ein Mal die Königin beehrt, ſo iſt das eine ſo ernſthafte Angelegenheit, daß Wallfahrten angeſtellt und Meſſen geleſen werden.

Sagt mir, iſt das wirklich wahr?

Ich kann es Euch feierlich verſichern, Madame; der ganze Hof weiß es. Daß der König die Reinigung Mariä in der Kirche zu Chartres feierte und von dort für ſich und die Königin zwei Hemden unſerer Frau mitbrachte, das iſt ſchon einige Jahre her; die neue Wallfahrt aber, die beide Majeſtäten dahin anſtellten, hat erſt in dieſem Jahre ſtattgefunden. Sie haben dabei eine neuntägige Andacht gehalten und nach der letzten Meſſe eine vergoldete Jungfrau von Silber dargebracht, die hundert Mark gewogen hat.

Und auch umſonſt?

Bis jetzt — ſieht man noch keine Gnade für dieſe koſtbare Gabe.

In der That, der König hat ſich nicht an die rechte Behörde gewendet. Was ſoll unſere Frau ihm bei dieſer Angelegenheit helfen? An Gott den Vater hätte er ſich wenden ſollen.

Ah, Madame, der König brauchte weder Gott den Vater, noch unſere Frau, wenn er nur die Mignons nicht ſo liebte.

Darin iſt es alſo noch immer beim Alten?

Gewiß; früher Quelus und Saint-Luc — jetzt Joyeuſe und d'Epernon. Sie ſind in demſelben Sinne die Kinder des Königs, wie Foſſeuſe die Tochter des Königs, Eures Mannes, war. Dabei fällt mir ein — wo iſt Foſſeuſe denn jetzt?

Sie mußte des Geredes wegen vom Hofe entfernt werden.

Iſt der König von Navarra noch immer verliebt in ſie?

Wie ein Ehemann in ſeine Frau. Aber ſagt mir, nennt der König ſelbſt Joyeuſe und d'Epernon ſeine Kinder, oder iſt es ein Name, den man ihnen zum Spott beigelegt hat?

Durchaus nicht. Als man dem Könige Vorſtellungen über die Verſchwendung machte, die er trotz der Noth des Landes ausübe, antwortete er: Ich werde ein guter Wirth werden, wenn ich erſt meine beiden anderen Kinder ausgeſtattet habe. Damit meinte er d'Epernon und d'O. Joyeuſe war ſchon verheirathet.

Man konnte an unſerm Hofe nicht genug von der Pracht erzählen, die bei deſſen Heirath entfaltet worden ſei.

Man hat ſo etwas in Frankreich noch nicht geſehen, nicht bei Eurer Hochzeit, Madame, noch bei der irgend einer Tochter Frankreichs, obgleich die Braut nur die Ausſteuer einer

Tochter Frankreichs erhielt, setzte Charlotte spottend hinzu.

Also doch? Ich wollte das nicht glauben. Dreimalhunderttausend Goldthaler! Da soll der Staat nicht zu Grunde gehen! Margarethe vergaß ganz, daß sie in Nerac verhältnißmäßig nicht besser gewirthschaftet hatte. Ihrem Kanzler allein war sie in diesen drei Jahren fünfunddreißigtausend Thaler schuldig geworden. Er hatte dafür das Hôtel d'Anjou annehmen müssen, welches einst Heinrich ihr geschenkt, und daher kam es, daß sie für den Augenblick kein eigenes Haus besaß und im Louvre hatte absteigen müssen.

Charlotte mochte vielleicht etwas Aehnliches denken, denn sie lächelte bei dem Ausruf Margarethens. Dann fuhr sie in ihrem Sittengemälde des Hofes fort und sagte: Ei, wenn es noch mit dieser Ausstattung genug gewesen wäre! Aber die Trauung erst und die siebzehn-

tägigen Festlichkeiten nachher — was die für Geld verschlungen haben! Gewiß mehr, als die Krokodille im Nile Menschen verschlingen. In der Stube der Königin war die Verlobung — Tags darauf zu St. Germain l'Auxerrois die Trauung. Der König führte die Braut. Er hatte gleiche Kleidung mit dem Bräutigam, und daß an der Ausschmückung dieser erlauchten Personen Nichts gespart worden ist, könnt Ihr daraus sehen, daß man die Stickereien und die Edelsteine für unschätzbar erklärte. Auch die Königin, die Prinzessinnen, die Damen, der Adel, mit einem Worte der ganze Hof hatte Alles aufgeboten, was an Gold- und Silberstoffen, an Spitzen und Juwelen nur zu schaffen möglich ist. Und bedenkt wohl, Madame, daß kein Anzug während der ganzen siebzehn Tage zwei Mal getragen werden durfte.

Es ist unerhört! rief Margarethe, die fast

vor Neid darüber verging, bei ſolchen Feſtlichkeiten nicht mitgeglänzt zu haben.

Eines der größten Feſte wollte Monſieur der Kardinal von Bourbon geben, erzählte Charlotte weiter. Der Gedanke dazu war ganz vortrefflich. Der König, die Königin, die Prinzen und Prinzeſſinnen und die Vermählten ſollten zu Waſſer aus dem Louvre nach dem Pré aux Clercs fahren, und zwar auf einem Fahrzeug, das einem Triumphwagen glich. Vierundzwanzig andere Fahrzeuge ſollten dieſes große begleiten, und auf ſie beſonders hatte der gute Kardinal gerechnet; denn ſie hatten nicht nur die Geſtalt von Seepferden, Wallfiſchen, Tritonen und Sirenen, ſondern ſie waren auch mit Muſik und Feuerwerken angefüllt, und ſollten demnach um die hohe Geſellſchaft her ſo wunderbar lärmen und muſiciren, daß der König ſich allenfalls für Neptun ſelbſt halten könnte.

Nun, und was geſchah denn?

Was da geſchah? Ach, Madame, was dem guten Kardinal immer geſchieht, wenn er auf den Einfall kommt, Einfälle zu haben: es ging mit den Thieren nicht. Der König ſtand von vier bis ſieben Uhr am Fenſter und wartete und wartete auf die Beſtien, und die Beſtien lagen und lagen, ſtockſtill, unbeweglich. Es war nicht möglich, ſie in Gang zu bringen. Da ſagte endlich der König ungeduldig: Ich ſehe wohl, das ſind dumme Beſtien, die von andern dummen Beſtien angeordnet worden ſind, ſtieg in die Kutſche und fuhr ſo in den Palaſt Monſieur des Kardinals. Aber dort war Alles prächtig, unter Anderem ein künſtlicher Garten mit Blumen und Früchten, ſo gut wie im Mai oder im Juli, und auch gegen die ganze übrige Anordnung ließ ſich Nichts ſagen. Man fragte ſich am Hofe: welcher Heilige Monſieur dem Kardinal beigeſtanden habe?

Iſt es wahr, daß der König, als Monſieur der Kardinal ihn zu dem Feſte einlud, das Begehren ſtellte, wenn er kommen ſolle, müſſe der Sarg der Prinzeſſin von Condé aus der Abtei herausgenommen werden?

Ja wol.

Arme Marie!

Sagt mir, Madame, habt Ihr noch öfter Nachrichten von Madame der verwittweten Königin?

Wir führen einen regelmäßigen Briefwechſel. Sie lebt zu Prag, einzig und allein mit Andachtsübungen und guten Werken beſchäftigt. O, ſie iſt eine Heilige!

Und noch dazu eine ſehr hübſche Heilige. Aber es wird ſpät. Erlaubt mir, daß ich mich zurückziehe.

Etwas ſagt mir erſt noch: wie kommt es, daß Saint-Luc ſich bei meinem Bruder befindet?

Da er in Ungnade beim Könige gefallen war —

Was ſagt Ihr? In Ungnade beim Könige? Saint-Luc, den der König faſt ebenſo liebte wie Quelus?

Saint-Luc hatte es ſich zugezogen, Madame. Stellt Euch vor: läßt er ſich nicht von ſeiner häßlichen Frau einreden, das Leben hier am Hofe ſei ſündlich, unchriſtlich; Gott müſſe, um die hier geſchehenen Laſter abzuwaſchen, nothwendig eine neue Sündflut über die Erde hereinſchicken?

Gott hat ja einen Bund mit den Menſchen geſchloſſen, daß dergleichen nicht wieder geſchehen ſoll, ſprach Margarethe, und mitten in dieſer frivolen Unterhaltung nahm ihr Auge einen Ausdruck von Poeſie an, denn ſie erinnerte ſich, wie ſchön ſie das Zeichen dieſes Bundes, den Regenbogen, in den letzten Jahren oft über Flut und Berg geſehen hatte.

Mein Gott, Madame, was weiß Johanne von Briſſac von der heiligen Schrift und den Geſchichten, die darinnen ſtehen? rief Charlotte. Sie iſt ebenſo dumm wie häßlich, und ihre Häßlichkeit bewog ſie auch ganz allein, die Bekehrung ihres Mannes zu verſuchen; denn ſie war auf alle Frauen neidiſch, die Liebhaber hatten, während ſich zu ihr keiner finden wollte. Ich bitte Euch, ein Liebhaber für ſie! Wahrlich, der müßte weder Ohren, noch Augen, noch Hände haben, um ſie weder hören, noch ſehen, noch fühlen zu können. Wie ſie ihren Mann dahin gebracht hat, auf ſie zu hören — das gehört mit zu den Dingen, welche ich mit meinem armen Verſtande unbegreiflich finde; genug, es geſchah, Saint-Luc bekehrte ſich, ſah ſeine Sünden ein, that Buße — vermuthlich bei ſeiner Frau — wurde ernſthaft, ſprach wenig und dann nur in halben, bedeutungsſchweren Worten, von denen kein Menſch begriff, wie

Saint-Luc zu ihnen käme — kurz, der ganze Hof lachte ihn aus, während Johanne von Briſſac mit aller der Dummheit, die ſie von ihrer Mutter geerbt, und mit der, welche ſie von der Natur hat, noch dazu, mit Augenverdrehen, Schmachten, Verſchämtheit und Hochmuth, mit einem Worte auf ihre Art von ihrem lieben Manne ſprach.

Margarethe verzog den Mund. Pfui doch, wenn ſolch ein widerliches Geſchöpf es ſich einfallen läßt, verliebt zu thun.

O mein Gott, Madame, ſie that nicht nur ſo; ſie war es bis über die Ohren. Keine Heldin liebte jemals ſchmachtender. Und wir hüteten uns wohl, ſie zu ſtören; ganz im Gegentheile, wir beſtärkten ſie auf alle mögliche Weiſe in ihrer Anmaßung. Man ſieht, wie er Euch liebt, ſagten wir; wie kann es aber auch anders ſein? Und dann fragten wir: Thut er auch das, oder das? Dann wußte

ſie immer noch größere Dinge, und ihrer Prahlereien war kein Ende. Wir kamen faſt vor Lachen über ſie um; Ihr könnt Euch das denken, Madame.

Nein, ſprach Margarethe; die Perſon iſt zu ekelhaft; ich möchte dieſen ungeſtalteten Rachen nicht von Liebe ſprechen hören.

Das macht, weil Ihr Dichterin ſeid, Madame; die haben eine Art Gottesdienſt für die Liebe, und es ſtört ſie, wenn der durch Bocksſprünge oder dergleichen unterbrochen wird. Wir, die wir etwas irdiſcher ſind, lachten von Herzen über das dumme Geſchöpf und noch mehr über Saint-Luc. Der König beſonders konnte ſeinen Günſtling nicht genug ſchrauben. Da meinte denn Saint-Luc: ſeine Bekehrung und ſeine heilige Ehe lächerlich machen ſei eine ſo ſchwere Sünde, daß Gott nicht anders könne, als den König mit den größten Strafen züchtigen, und das wollte Saint-Luc nicht; er

liebte den König. Deswegen beſchloß er, an ſeinem Herrn zu thun, was ſeine Frau an ihm gethan.

Wie, er wollte den König bekehren?

Das wollte er, Madame, und da er wohl wußte, daß dem Könige auf dem gewöhnlichen Wege der Ermahnungen und Vorſtellungen nicht beizukommen wäre, ſo erſann er ein anderes Mittel, oder ſeine Frau erſann es. Ich möchte beinahe das Letztere glauben, weil das Mittel ſo gar dumm war. Er ließ nämlich, ich weiß nicht auf welche Art, das eine Ende einer Sarbacane in des Königs Schlafgemach münden, und durch dieſe Straße ſandte er in der Stille der Nacht dem Könige die Erklärung zu, daß er, der König, entweder ſein Leben ändern, oder des göttlichen Gerichtes gewärtig ſein müſſe.

Der König fürchtete ſich? fragte die Königin von Navarra lächelnd.

Seine Majeſtät iſt nervenreizbar, antwortete die Sauve auch lächelnd.

Es iſt auch wahr — wer kann denn wiſſen, daß eine Sarbacane bei Nacht durch die Thür kommt?

Und daß hinter der Thür ein neuer Prediger in der Wüſte durch die Sarbacane redet?

Kurz und gut, der König fürchtete ſich?

Halb zu Tode, rief Charlotte munter.

Aber wie kam es denn heraus?

Die Majeſtät ſah ſo blaß und ſo verſtört aus, betete ſo viele Roſenkränze, ſchlug ſo viele Kreuze und ſprach ſo viel von Sack und Aſche, Hölle und jüngſtem Gericht, daß Joyeuſe ganz ſchwermüthig über den Gemüthszuſtand ſeines geliebten Herrn wurde, während d'Epernon ihn ungeduldig fragte: ob er in ein Kloſter zu gehen gedenke.

Und da —

Vertraute der König ſich ihm.

Und d'Epernon —

D'Epernon zuckte die Achſeln, unterſuchte die Angelegenheit und brachte dem Könige bald die Beruhigung, daß die überirdiſche Stimme aus einer ganz irdiſchen Kehle gekommen ſei.

Und Saint-Luc erhielt die Erlaubniß, ſich vom Hofe entfernen zu dürfen?

Wie Ihr ſagt, Madame, und dieſer Erlaubniß verdankt Monſieur dieſen ausgezeichneten Edelmann. Jedoch glaube ich, daß Monſieur von Biron ihm lieber geweſen ſein werde.

Monſieur von Biron hat meinem Bruder kürzlich Mannſchaft zugeführt?

Zugleich mit dem jungen Herzog von Montpenſier zehntauſend Mann.

Damit läßt ſich ſchon etwas machen, ſagte Margarethe gedankenvoll.

Was wollt Ihr denn, daß Monſieur thun ſoll?

Etwas Großes, ſprach die Königin kurz.

Immer hohe Gedanken! Unſer guter Abbé

von Brantôme hat wohl Recht, wenn er beklagt, daß Ihr durch das Geſetz vom Throne ausgeſchloſſen ſeid.

Ah, unſer guter Abbé — wo iſt er denn?

Auf ſeiner Abtei; aber ſicher kommt er an den Hof, ſobald er Eure Anweſenheit hier erfährt.

Das wäre mir ſehr angenehm. Einen Freund ſieht man immer gern wieder.

Ihr werdet auch hier einen andern Eurer Anbeter wiederſehen — Jakob von Harlai.

Wie, der junge Chanvalon, der einſt zu Monſieur nach Guyenne kam, um ihn ich weiß nicht um welche Verwendung zu ſeinen Gunſten zu bitten?

Derſelbe. Erinnert Ihr Euch ſeiner noch?

Sehr wohl, obgleich er nur einen Tag an unſerm Hofe blieb.

Dieſer eine Tag hat wenigſtens für ihn genügt. Er iſt einer Eurer treueſten Diener

und konnte auch von der Annehmlichkeit Eures Hofes nicht genug erzählen.

Ja, unſer Hof zu Nerac war angenehm. Wir brauchten den hieſigen nicht zu beneiden. Die Herren waren noch weit artiger als die hieſigen — Ihr kennt ſie ja in etwas, und ſpäter hatten ſie ſich noch beſſer zu Dienern der Damen ausgebildet. Es fehlte ihnen Nichts als die wahre Religion.

Ließ man Euch in der Ausübung derſelben vollkommene Freiheit?

Mir für meine Perſon, ja, auch den Leuten meines Haushaltes. Aber zu Pau widerfuhr mir doch eine Beſchimpfung, weswegen ich auch nicht eher wieder nach Bearn zu gehen mir feierlich gelobt habe, ehe dort nicht katholiſcher Gottesdienſt gehalten wird. Jetzt iſt er im ganzen Lande verboten, und daher könnt Ihr Euch denken, wie die Katholiken aus der Gegend ſich ſehnten, ein Mal der Meſſe beiwoh-

nen zu dürfen, die täglich für mich in einer ganz kleinen Kapelle geleſen wurde. Indeſſen wurde das Schloß um dieſe Stunde immer ſo pünktlich durch Aufziehen der Brücke verwahrt, daß erſt am Pfingſtfeſte es Einigen gelang, unbemerkt in das Schloß und die Kapelle zu kommen. Bis gegen das Ende der Meſſe blieb ihre Anweſenheit unentdeckt; da aber kamen einige meiner Leute herein, die ſich verſpätet hatten, und einige Hugenotten, die an der Thür lauſchten, wurden, während dieſe aufging, die Landleute gewahr. Augenblicklich eilten ſie hin und zeigten es dem Le Pin an, dem Geheimſchreiber des Königs, meines Mannes, der ſich große Rechte anmaßte, und der ſchickte ohne Weiteres Leibwachen, ließ die unglücklichen Katholiken feſtnehmen, ſie in meiner Gegenwart mishandeln und dann in das Gefängniß bringen. War das nicht entſetzlich?

Madame, ſagte Charlotte, welche das Ge-

miſch von Geiſt und Sinnen, das Margarethe von Valois hieß, vermöge ihrer überwiegend ſinnlichen Natur nicht begreifen konnte, Verzeihung, wenn ich Euch widerſpreche, aber dieſe Leute hatten gegen das Geſetz des Landes gehandelt.

Aber man mußte ſie aus Rückſicht für mich entſchuldigen, beſonders, da ich meinen Mann mit Thränen darum bat, erwiederte die Königin heftig. Auch habe ich mich nicht eher wieder zu gut gegeben, als bis der König, mein Mann, den Le Pin verabſchiedet hatte.

In Nerac fiel dergleichen wol nicht vor, da es Euch dort ſo gefallen hat?

Nein, da ging ich von der einen Seite in die Meſſe und der König mit Mademoiſelle der Prinzeſſin von der andern in die Predigt. Kamen wir wieder heraus, ſo war nie von Religion die Rede, ſondern nur von Vergnügen. Wir gingen dann entweder im Garten

ſpazieren — Ihr erinnert Euch der langen Gänge von Cypreſſen und Lorbeerbäumen?

Die blonde Sauve nickte ernſthaft. Ich habe dort mehr als eine Liebeserklärung empfangen.

Ihr habt für Nichts Sinn, als für Eure Liebſchaften, ſagte Margarethe lachend. Wir gingen nur in Geſellſchaft da ſpazieren, oder wenn nicht da, ſo in dem Park, den ich am Fluſſe hatte anlegen laſſen. Dann folgte das Mittageſſen und auf dieſes der Ball, und ſo war ein Tag wie der andere.

Ein glückliches Leben, Madame; warum ſeid Ihr hergekommen?

Haben mich nicht der König und die Königin, meine Mutter, auf das dringendſte eingeladen?

Dann hättet Ihr früher kommen ſollen.

Ich hatte kein Geld, ſagte Margarethe unmuthig.

Madame, die Königin, Eure Mutter, hatte Euch ja funfzehnhundert Thaler geſchickt?

Was iſt denn das! Ich ſage Euch, ich hatte kein Geld.

Das war ein Unglück für Euch, denn wäret Ihr damals gleich gekommen, da man nach Euch verlangte, ſo wäret Ihr vielleicht gut aufgenommen worden. Ich ſage vielleicht. Beſtimmt kann man es nicht wiſſen, denn kein Wind iſt unbeſtändiger als der König; dieſen Augenblick ſo, den andern ſo.

Mir dünkt, er ſei ſehr beſtändig, ſagte Margarethe mit Bitterkeit, an alle die Unbilden denkend, die er ihr ſeit länger als zehn Jahren bereits zugefügt.

In ſeinen Thorheiten — ja, antwortete Charlotte geringſchätzig. Aber außerdem? Wenn er jetzt etwas ſagt, ſo fragt in zehn Minuten wieder nach; da wollen wir ſehen.

O ja, warum bin ich gekommen! ſprach

Margarethe beklommen. Die Wahrheit iſt — ich ſehnte mich — nach Vertraulichkeit und alter Bekanntſchaft — ich fühlte mich da draußen in dem fremden Lande doch allein, und begehrte wieder ein Mal mit Freunden zu ſein. Ich vergaß, daß man mich ſogar in meiner Familie nicht liebt — daß ich keine Freunde habe. O ja, Ihr habt Recht — warum bin ich hergekommen? Sie ſah muthlos vor ſich nieder.

Faſſet Herz, Madame, ſprach Charlotte mit Herzlichkeit, und hoffet. Was ich vermag, ſteht ganz zu Euern Dienſten, und vielleicht kommt auch Monſieur bald zurück. Auch werde ich morgen Chanvalon zu Euch führen, wenn Ihr es nämlich erlaubt. Er bat mich ſchon heute dringend darum.

Thut es, ſprach Margarethe trübe; ich bedarf eines Freundes.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen war der König zufällig in sehr guter Laune aufgestanden, und das hatte die Folge, daß er seine Schwester auf ihrem Zimmer zu besuchen kam und sich bedeutend gnädiger gegen sie erwies.

Meine Schwester, sagte er, ich habe Euch gestern etwas unfreundlich empfangen, aber, seht Ihr, ich bin für die Offenheit. Ich hatte nun ein Mal doch etwas gegen Euch auf dem Herzen, und da war es besser, daß ich es gleich im ersten Augenblicke rund heraussagte; denn ein Mal hätte ich doch reden müssen, wie ich

dachte; warum da nicht gleich? Warum da erſt heucheln und mit einer Freundlichkeit täuſchen, die wir nicht empfinden? Ich bin nicht für die Heuchelei; Wahrheit, das iſt mein Wahlſpruch, auch wenn ſie etwas unangenehm ſchmecken ſollte. Jetzt, da ich mich ausgeſprochen, werden wir die beſten Freunde ſein, denn Ihr ſeid zu ſchön, und ich liebe Euch zu ſehr, als daß ich Euch nicht Eure kleinen Treuloſigkeiten von Guyenne her verzeihen ſollte. Alſo, nicht wahr, meine Schweſter, es iſt Euch ſelbſt lieber, daß ich gleich zuerſt aufrichtig gegen Euch geweſen bin?

Margarethe dachte im Herzen: Wenn die Leute grob gegen euch geweſen ſind, ſo rühmen ſie ihre Aufrichtigkeit. Laut aber ſagte ſie: Ich bin zu ſehr die Dienerin Ew. Majeſtät, als daß ich nicht Alles als gut annehmen ſollte, was mir zu geben Ew. Majeſtät gefällt; darum danke ich Euch auch jetzt demüthig für

die Aufrichtigkeit, deren Ihr mich gestern gewürdigt habt. Aber noch ein Mal betheuere ich Euch, daß ich an Allem, dessen Ew. Majestät mich beschuldigt, gänzlich unschuldig bin.

Lächelnd drohte Heinrich ihr mit dem Finger. Schweigt doch; könnt Ihr das Lügen nicht lassen? Wie kann man Euch wol glauben, daß Ihr drei Jahre mitten unter den Hugenotten gewesen seid, ohne die Hände in ihr Spiel zu stecken? Seid Ihr nicht die Tochter Eurer Mutter, und kann die wol einen Topf am Feuer stehen sehen, ohne daß sie sich an den Herd setzt, um in dem Topfe zu rühren?

O die Königin, meine Mutter, ist eine Frau von hohem Geiste, und Gott hat ihr den Geschmack an wichtigen Geschäften eingeflößt, aber ich —

Nun wohl, Ihr? Was fehlt denn Euch, meine Schwester, um nicht denselben Geschmack haben zu dürfen wie Eure Mutter? Ich sage

Euch, Ihr ſeid klüger als unſere ganze Familie, mich nicht ausgenommen. Das habt Ihr zu Nerac bewieſen. Da iſt unſere Mutter ſo überliſtet abgereiſt, daß ſie ſich heute noch nicht darüber zu gut geben kann.

Aber, Sire —

Es war jedoch ihre Schuld; warum gab ſie Euch ihren Rath zum Kanzler? Apropos, wißt Ihr, wo Ihr trotz Eures Verſtandes eine Dummheit gemacht habt? Als Ihr an Pibrac ſchriebt, um ihm wegen ſeiner Liebe zu Euch Vorwürfe zu machen. Er hat ein Geſchrei vom Teufel darüber erhoben — hier ſchlug er ein Kreuz — läugnet die Beſchuldigung rund ab, und ſpricht nur von Eurer lächerlichen Einbildung.

Die Königin zuckte die Achſeln. Er ſollte ſchweigen, ſagte ſie. Unſer Hof weiß es am beſten, wer von uns Beiden in dieſer Sache lächerlich geweſen iſt.

Glaubt Ihr denn, ich bezweifle, daß er in Euch verliebt gewesen sei? Ganz und gar nicht, meine Schwester; im Gegentheile, ich kann mir ihn so gut vorstellen, als ob ich ihn sähe. Solche gelehrte Herren sind immer am tollsten, wenn ein Mal die Verrücktheit sie ergreift, und Ihr seid, auf Ehre, schön genug, um allen Weisen Griechenlands, wenn sie noch lebten, die Köpfe zu verdrehen. Aber, meine Schwester, man sagt dergleichen nicht. Verschwiegenheit, Zartheit — das muß man haben.

Heinrich III. war bekanntlich die größte Klatschschwester an seinem Hofe. Margarethe antwortete, sie werde sich bestreben, sein Beispiel nachzuahmen.

Thut das, sagte er gnädig. Ich habe Euch auch noch einen andern Rath zu geben. Man hat mir gesagt, daß Ihr unerhört verschwendet habt. Das darf nicht sein, meine Schwe-

ſter. Ordnung und Sparſamkeit ſind für den Fürſten ebenſo nöthig wie für den Bürger.

Jetzt hätte die Königin von Navarra beinahe gelacht; aber ſie hielt ſich glücklich und antwortete nur: Ich beklage es ſehr, daß Ew. Majeſtät auch in dieſer Art unzufrieden mit mir iſt; aber bedenkt, daß ich einen ganzen Hof zu unterhalten hatte. Der König, mein Mann, hat es nicht dazu; wo ſollte es herkommen, wenn ich es nicht gab?

Um zu geben, muß man erſt haben, meine Schweſter, belehrte Heinrich. Ihr hattet es nicht, wie wir aus den Schulden ſehen, die Ihr gemacht habt, folglich hättet Ihr Nichts geben ſollen. Wozu brauchtet Ihr denn auch einen Hof?

Sire, eine Königin —

Eine Königin! wiederholte er lächelnd. Eine Königin von was? Von einem Reich im Monde. Nein, Euer Königreich legte Euch

keinesweges die Verpflichtung auf, einen Hof zu halten; Ihr konntet Eurer großen Würde unbeschadet ganz ruhig als einfache Edelleute leben. Ihr hättet Euch etwas gelangweilt, das kann sein, aber dafür wäre auch jetzt Euer Schatz gefüllt, und wer könnte wol schwanken zwischen dem Rauche eitlen Vergnügens und dem Besitz von gutem Golde?

Ich schwanke durchaus nicht, Sire; nur wähle ich das Vergnügen; denn wozu ist das Leben, wenn man es nicht genießen soll?

Wozu das Leben ist? Ihr setzt mich in Erstaunen, meine Schwester. Das Leben ist uns von Gott gegeben, damit wir unsere Pflichten erfüllen sollen, mögen sie auch noch so schwer sein. Ich z. B., ich zöge ein stilles Leben mit wenigen auserwählten Seelen allem diesem leeren Geräusche vor, in dem ich ermüde und gähne. Aber ich bin König von Frankreich, und bemerkt wohl den Unterschied,

meine Schweſter: ein König von Frankreich muß einen Hof halten. Was der König von Navarra ohne Reich nicht zu thun braucht, das muß der König von Frankreich thun, weil er der Fürſt eines mächtigen Reiches iſt, und gleichſam in ſeiner Perſon deſſen Größe vorzuſtellen hat. Seht Ihr das ein, meine Schweſter?

Wie ſollte ich nicht? Doch erlaubt mir eine Frage, Sire. Sollte nicht auch eine Prinzeſſin, die aus einem ſo erlauchten Hauſe abſtammt, wie das von Frankreich, wenn auch nur in einem kleineren Maßſtabe, aber doch nach ihren Kräften die Verpflichtung haben, in einer Art zu erſcheinen, welche ihrer Geburt angemeſſen iſt?

Was wollt Ihr damit ſagen?

Daß ich allerdings nicht als Königin von Navarra, wohl aber als Tochter Frankreichs einen Hof habe halten müſſen.

Heinrich ſann ſehr lange nach, während er

das Hündchen kraute, deſſen Körbchen er an einer ſeidenen Schnur am Halſe trug. Die Aufgabe ſchien ihm ſeines Scharfſinnes würdig. Ich glaube, Ihr habt Recht, ſagte er endlich langſam.

Ich fragte nur, ſprach Margarethe beſcheiden, Ew. Majeſtät bleibt es überlaſſen, mich zu belehren.

Ja, Ihr habt ganz Recht, erwiederte er, zur Entſcheidung gelangt und den Kopf faſt mit Lebhaftigkeit aufrichtend. Als Tochter Frankreichs mußtet Ihr einen Hof halten.

Ich bin glücklich, daß Ew. Majeſtät nicht länger unzufrieden mit mir iſt.

O, aber nur in dieſem Punkte, ſprach er mit jenem Mienenwechſel, der bei ihm ſo häufig war. Warum habt Ihr nicht den König, Euern Mann, vom Kriege abgehalten? Warum nicht gehindert, daß Cahors genommen wurde? Heinrich III. hatte unter andern weiblichen

Eigenſchaften auch die angenehme, immer wieder auf Daſſelbe zurückzukommen.

Mein Gott, Sire, denkt Ihr denn, daß ich irgend etwas über den König, meinen Mann, vermag? fragte Margarethe. Jede Kammerzofe kann da mehr als ich.

Behandelt er Euch ſo? Das iſt ſehr unehrerbietig, meine Schweſter; ich werde ihm Vorwürfe darüber machen.

Ah, Sire, äußerte die Königin mit einer Bitterkeit, die ſie nicht zu unterdrücken vermochte, wenn man von einer armen Frau weiß, daß ſie in ihrer Familie nicht geliebt wird, wer ſoll da große Rückſicht auf ſie nehmen?

Ihr ſeid undankbar, ſehr undankbar, meine Schweſter, ſprach Heinrich ſtrenge, und das betrübt mich — nicht meinetwegen, denn ich mache bei den Wohlthaten, die ich erzeige, nie Anſprüche auf Dank, ſondern Euretwegen; denn Undankbarkeit iſt das ſicherſte Zeichen eines

verderbten Herzens, und folglich ſeid Ihr verderbt, da Ihr undankbar ſeid. Wie könnt Ihr ſagen, daß Ihr in Eurer Familie nicht geliebt werdet? Welcher Prinzeſſin geht es ſo gut wie Euch? Habt Ihr etwa bei Gelegenheit Eurer Heirath nicht genug bekommen?

Das wollte ich durchaus nicht ſagen, Sire.

Ihr könnt es nicht ſagen, meine Schweſter, bei dem beſten Willen könnt Ihr es nicht ſagen. Wie wolltet Ihr es ſagen? auf welche Art es beweiſen? Die Gegenbeweiſe ſind da. Man weiß, was Ihr bekommen habt. Ich will gar nicht erwähnen, was der damalige König, unſer Bruder, und unſere Mutter Euch gegeben haben, ich erinnere Euch nur, daß ich allein Euch fünfundzwanzigtauſend Livres ſchenkte. Das war für einen Herzog d'Anjou ein großmüthiges Geſchenk; glaubt mir das; ich hatte kein Geld zum Wegwerfen. Und ſpäter ſchenkte ich Euch mein Hôtel d'Anjou. Daß Ihr es unter

dem Werthe verkaufen mußtet und jetzt kein eigenes Haus habt — iſt das mein Fehler? Warum macht Ihr Schulden? Ihr hättet wahrlich keinen ſolchen Hof gebraucht, wie Ihr gehalten.

Margarethe glühte vor Ungeduld und Unmuth; doch was war mit einem Kopfe zu machen, der ſo verwirrt auf der größten Halskrauſe ſaß, welche die Einbildungskraft je erfunden hatte und bis jetzt noch erfunden hat?

Auch waren die königlichen Gedanken bereits wieder umgewandelt, und Heinrich fragte ſeine Schweſter angelegentlich, ob ſie ein neues Haus zu kaufen gedenke. Ich würde Euch dazu rathen, ſprach er; hier wohnt Ihr doch nur enge und — behindert, ſetzte er mit faunischer Miene hinzu.

Margarethe, froh, das herzliche Einverſtändniß für den Augenblick wieder gerettet zu ſehen, erwiederte, daß ſie in allen Stücken bereit ſei,

dem Rath ihres liebreichen königlichen Bruders nachzukommen.

Gut, gut, ſagte er. Dann ſchlage ich Euch das Birague's zu Sainte-Catherine vor.

Auch hier ſtimmte die Königin von Navarra mit der größten Bereitwilligkeit bei, und Heinrich wurde ſichtlich wieder zutraulicher.

Sagt Ihr noch, daß wir Euch nicht lieben? frug er.

Wenn Ew. Majeſtät mich ihrer Liebe verſichert, ſo habe ich den unbedingteſten Glauben daran. Aber weiß Ew. Majeſtät nicht, daß man immer dasjenige, was man recht lebhaft zu erreichen, oder zu erhalten wünſcht, gerade immer entweder nicht zu erlangen, oder zu verlieren fürchtet? Und weiter, daß die Entfernung mistrauiſch macht? Wer mit eigenen Augen ſehen kann, der weiß, woran er iſt.

Nicht immer, meine Schweſter. Ihr ſeht, daß ich doch auch zwei Augen im Kopfe habe —

nicht wahr? Nun wohl, ich verſichere Euch, daß ich oft bei meiner nächſten Umgebung nicht weiß, woran ich bin. Er ſagte das mit ſeiner alten, feinen Ironie.

Man ſieht doch mehr mit eigenen Augen, als wenn man genöthigt iſt, durch fremde zu ſehen. Ich konnte nun dieſen Hof die ganzen drei Jahre hindurch nicht anders ſehen, als durch fremde Augen, und da erſchien mir Alles in Ungewißheit.

Aber jetzt ſeht Ihr wieder deutlich?

Da ſich Ew. Majeſtät mir ſo gnädig erweiſen — gewiß.

Seid verſichert, meine Schweſter, daß ich immer gnädig gegen Euch ſein werde, ſo lange Euer Betragen mir Anlaß zur Zufriedenheit gibt.

Ich bitte Ew. Majeſtät, mir es vorſchreiben zu wollen, damit ich des Glückes, das Ihr mir eben verheißen, theilhaftig werde.

Das will ich thun, Mignonne, ſprach Heinrich väterlich. Es freut mich, daß ich Euch ſo vernünftig finde; wir werden ſehr gute Freunde werden. Hört denn. Zuerſt wünſche ich Sittenreinheit. Die Königinnen müſſen den andern Frauen vorangehen. Ich weiß nicht, ob es unſere Mutter gethan hat, ſetzte er mit einem plötzlichen Lächeln hinzu, indeſſen, fuhr er gleich wieder ernſthaft fort, es iſt den Kindern nicht erlaubt, über die Eltern zu urtheilen, und ſo wollen wir darüber hinweggehen. Dagegen wiſſen wir es von der Wittwe unſers Bruders, des Königs Karl, daß ſie ein Muſter der Tugend war, und das iſt auch die Königin Louiſe, meine Frau. Ich wünſche, daß Ihr das dritte Blatt an dieſem ſchönen Kleeblatt ſein möget.

Margarethe neigte das Haupt. Der König redete ſalbungsvoll weiter:

Dann wünſche ich, daß Ihr Erſparungen machet, Ihr habt hier keine Veranlaſſung zu

Ausgaben, denn wir werden dieſen Winter ſehr ſparſam leben.

Da hätte ich ebenſo gut in Nerac bleiben können, dachte Margarethe. Ueberhaupt — o, ich Närrin, daß ich hergekommen bin!

Ich wünſche auch, daß Ihr fleißig in die Meſſe gehet. Gott vor Allem. Jedes Gebet, das wir hier thun, wird uns einſt Früchte ewiger Seligkeit tragen. Und meine beiden Kinder ſollt Ihr lieben. Wer ſie liebt, liebt mich. Die Guiſen aber ſollt Ihr haſſen, denn wer ſie liebt, der haßt mich.

Heinrich war gerührt.

Ich gelobe Alles, Sire, ſprach Margarethe feierlich.

Wohl, aber da iſt noch etwas, hob er auf ein Mal in einem ganz gereizten Tone an. Euern Bruder in Flandern, den bitte ich Euch, mir hier an den Hof zu ſchaffen. Ich will nicht dieſe Dummheit in den Niederlanden.

Der Kaiſer liegt mir in den Ohren — der König von Spanien droht mir. Ich mag mir nicht zwei ſo mächtige Feinde machen, damit Monſieur mein Bruder Herr der Niederlande werde. Was geht es mich an, ob er herrſcht, oder nicht? Ich will keinen Krieg um ſeinetwillen; ich habe genug Krieg gehabt und im Lande ſelbſt hinlänglich mit Euerm Manne, dem Hugenotten, zu thun. Was braucht Euer Bruder ein Reich? Kann er nicht hier leben? Großes wird er dort doch nicht zu Stande bringen. Das iſt ja ein wahrer Brei von Parteien; wie ſoll ſich denn da ein Reich bilden? Und was hat er für Macht? Die zehntauſend Mann, mit denen Biron und Montpenſier ihm nachgegangen ſind, können nicht die Welt erobern. Und von der Königin Eliſabeth hat er keinen Beiſtand zu erwarten; die hat ihn, wie ſeit Jahren uns Alle, an der Naſe herumgeführt.

Ja, mein Bruder hat mir geſchrieben, er habe mehrere Monate in England verloren.

Verloren? Das ſcheint mir nun gerade nicht, rief Heinrich in ſehr übler Laune. Was will er denn, dieſer Cadet des Hauſes von Frankreich? Er hat während mehrerer Monate nicht allein ganz England, ſondern ſogar ganz Europa beſchäftigt — iſt das nicht genug Ehre für ihn? Ich frage Euch, was hat er denn anderswo Beſſeres zu thun gehabt während dieſer Zeit?

Er erkannte die Ehre, welche die Königin Eliſabeth ihm erwieſen, gewiß ſehr hoch an, nur bedauerte er, daß es ihm nicht gelungen ſei, die Königin zu bewegen —

Daß ſie ihren Thron mit ihm theile — nicht wahr? O ja, ich glaube es wol — das hätte ihm gefallen! Aber wie konnte er ſich nur einbilden, daß es da, wo ich ausgeſchlagen worden war, ihm glücken werde!

Man ſagt, die Königin fürchte ſich, Kinder zu bekommen. Es würde das ſehr gefährlich für ihr Leben ſein.

Die Königin hat ſich gefürchtet, Affen zu bekommen, wenn ſie Euern Bruder heirathete, ſagte der König geringſchätzig. Von wem wißt Ihr denn dieſe Geſchichte? Von Euerm Bruder ſelbſt wol?

Ich glaube, ja, Sire.

Ich bin deſſen gewiß. Ah, Ihr wechſelt alſo Briefe? Häufig, nicht wahr? O, ſicherlich, fuhr er mehr und mehr gereizt fort, und da ſoll die Welt nicht in Verwirrung gerathen!

Ich wußte nicht, daß ich die Welt bewegte, indem ich die Feder für meinen Bruder in Bewegung ſetzte, erwiederte Margarethe, indem ſie ſich bemühte, durch einen Scherz abzulenken. Aber der König war ſchon zu gereizt und rief heftig: Kurz und gut, ich will den Helden aus

den Niederlanden hier haben, und kommt er nicht, so sollt Ihr es mir bezahlen.

Ich werde Alles thun, was mir möglich ist, Sire, antwortete Margarethe erschrocken.

Das will ich Euch auch gerathen haben, murrte er, und verließ sie ebenso verdrießlich, wie er sie gnädig aufgesucht hatte.

Kaum war er aus der Gehörweite, so rief Margarethe heftig aus: O mein Gott, mein Gott, soll das mit mir immer so sein? Soll ich immer nur mit meinen Herren wechseln — nie frei sein? O, einen Ritter, der mir ein Reich eroberte! Oder nur einen Ort, gleichviel wo, in der Wüste, oder im Gebirg — rauh und arm, aber nur mein! Ich will ja da leben wie die heiligen Männer in der Thebais; ich will nicht mehr lieben, obgleich ich noch so jung bin — nur frei will ich sein, nicht mehr gezwungen, dergleichen Unwürdigkeiten zu erdulden! Gott, der König behandelt mich ja

wie das niedrigſte Geſchöpf. Aerger könnte es nicht ſein, wenn der giftige Wurm du Gua noch lebte. Das wird hier ein Leben werden — wäre ich doch nicht hergekommen! Und doch — zurückkehren — man würde mich auslachen, und dann — die kalte Katharina, die mich immer ſo finſter anblickt — dieſe Hugenotten, der d'Aubigné und der Dupleſſis-Mornay — ich bin ihnen im Wege, und meinem Manne auch zur Laſt — da will ich doch lieber noch hier aushalten. Vielleicht kommt mein Bruder zurück — vielleicht ſehe ich meinen guten Brantôme, und Mayenne iſt immer noch mein Freund. Ja, beſſer iſt es noch hier, nur ein Haus muß ich kaufen, und dann — dann wird ſich vielleicht ein kleiner Kreis von aufrichtigen Seelen um mich bilden. Ach, nur vielleicht! Wie traurig iſt es, das ſagen zu müſſen. O meine Schweſtern, meine Schweſtern! meine ſanfte Claude, meine ſchöne Marie,

meine fromme Eliſabeth! Wo ſeid ihr? wo ſeid ihr? Wenn ihr hier wäret, da brauchte ich nicht ohne Troſt zu weinen — ihr würdet mich lieben. Aber wir ſind getrennt auf immer — Alle — Alle — keine von euch, die ich wiederſehen werde. Claude iſt glücklich, denn ſie iſt todt. Eliſabeth — o ja, ſie iſt auch glücklich, denn ſie will nichts Anderes mehr, als was der Himmel ihr geben kann. Aber Marie — du Schönheit der Schönheiten, du unvergleichliche Königin — man nennt mich ſchön, und was bin ich gegen dich? Und du biſt im Kerker; warum kann ich nicht bei dir ſein und mit dir weinen? Beſſer, tauſend Mal beſſer, als hier Verachtung ertragen und keinen Freund haben!

Margarethe weinte bitterlich. Sie war ebenſo beweglich an Stimmungen wie Heinrich, nur daß bei ihr die Stimmungen aus Leidenſchaft, und bei ihm aus Laune entſprangen.

Claude von Lothringen war ſchon vor einigen Jahren geſtorben; aber ich habe über allem dem Morde und aller der Liebe, womit ich in dieſer Geſchichte zu thun gehabt, bis jetzt vergeſſen, ihres Todes zu erwähnen.

Noch weinte die Königin von Navarra, da hörte ſie draußen im Vorzimmer Charlottens Stimme. Kommt nur, ſagte dieſe, ſie erwartet uns. — Da iſt Chanvalon, dachte Margarethe; ach, Gott ſei Dank — vielleicht ein Freund. Sie trocknete ihre Augen und blickte erwartungsvoll nach der Thür.

Madame von Sauve kam ſo hübſch, wie je, herein; doch auf ſie ſah die Königin nicht. Wie von einer unerklärlichen Ahnung angetrieben, ſah das Auge Margarethens dem jungen Chanvalon entgegen, der, Charlotten folgend, leiſe und beſcheiden in das Zimmer trat.

Die Königin war faſt beſtürzt vor Freude. Sie ſah einen der ſchönſten jungen Männer.

Geſicht, Wuchs, Haltung, Alles war von antiker Vollkommenheit. Eine unendliche Grazie, wie man ſie von einem Manne gar nicht erwartet, ſchmeichelte ſich aus ſeinen kleinſten Bewegungen in Augen und Herz. Seine mandelförmig geſchnittenen Augen öffneten ſich meiſtens nur halb, aber zwiſchen den Wimpern hervor glitt ein Blick, der wie eine Verheißung von Wolluſt berauſchte. Auch ſeine Lippen öffneten ſich kaum, denn er ſprach leiſe; doch wie ſchmeichelnd klang dieſe Stimme! Wie eine Einladung. Seine braunen Locken fielen ſo weich und ſeiden, wie die eines Knaben, auf ſeinen weißen Hals, der den vollendet ſchönen Kopf mit ſanfter Biegſamkeit trug. Ein ganz kleiner Bart keimte eben auf ſeiner Oberlippe, denn Chanvalon zählte vielleicht kaum dreiundzwanzig Jahre. Das war der junge Edelmann, den Charlotte von Sauve zu Margarethen führte, indem ſie halb gutmüthig und halb

boshaft ſagte: Madame, ich würde Euch Monſieur von Chanvalon empfehlen, aber ich glaube, Gott verzeihe mir's, er empfiehlt ſich ſelbſt.

Gewiß, da er mir Nachrichten von meinem Bruder geben kann, erwiederte Margarethe mit der größten Huld. Seid mir willkommen, Monſieur von Chanvalon. Ich kenne Euch ſchon und hatte Euch auch nicht vergeſſen; aber doch kann ich kaum glauben, daß Ihr derſelbe ſeid, der in Guyenne an unſerm Hofe war, ſo ſehr habt Ihr Euch verändert.

Alſo auch Ihr findet, daß er ſo viel hübſcher geworden iſt? fragte Charlotte lachend. Ich wünſche Euch Glück, Monſieur von Chanvalon.

Ich finde Euch wieder, Madame, antwortete Chanvalon mit ausdrucksvollem Tone der Königin.

Das heißt, daß er Euch noch ebenſo ſchön findet, verdolmetſchte Charlotte. Doch ich muß

Euch allein mit Monſieur von Chanvalon laſſen, Madame; die Königin-Mutter befiehlt meine Gegenwart, und ſie iſt heute nicht beſonderer Laune, das habt Ihr wol dieſen Morgen ſelbſt gemerkt.

Margarethe lächelte. Die üble Laune Katharinens, die kleinliche Tyrannei des Königs, der ganze Hof, ihr Geſchick, worüber ſie noch eben ſo troſtlos geweint — Alles kam ihr plötzlich ſo gering vor, dagegen das Leben ſo reich, die Jugend in ihr ſo friſch. Chanvalon war ihr wie der Sonnengott erſchienen, der alle Schatten zurückſinken und alle Herrlichkeit ſichtbar werden läßt.

Setzt Euch zu mir, ſprach ſie, als ſie allein mit ihm war, in den weichſten Tönen ihrer reichen Stimme. Und als er es mit Ehrfurcht, aber zugleich ohne alle Schüchternheit gethan, ſetzte ſie hinzu: Und nun erzählt mir von meinem Bruder. War er wohl und guten Muthes?

Körperlich geſund war Monſieur, erwiederte Chanvalon; geiſtig nicht. Die Stellung, die er dort einnimmt, muß auch zum Mismuth reizen. Es wäre mir unmöglich, Euch, Madame, eine klare Anſchauung von dem Zuſtande des Landes zu geben. So viele Parteien, ſo viele Mächte, ſo viele Perſönlichkeiten handeln und wirken da durch- und gegeneinander, daß es einem ſo wüſt im Kopfe wird, als hätte man das Fieber. Noch immer iſt das Volk der Niederlande nicht entſchloſſen, ob es einen König wählen ſoll — ob nicht; noch immer nimmt Monſieur keine andere Stellung ein, als die ſehr zweideutige eines Beſchützers. Mistrauen hegt man allerdings nicht länger gegen ihn, doch ebenſo wenig ſchon vollkommenes Vertrauen, und dieſe Wahrnehmung kann nicht anders, als Monſieur täglich mehr und mehr reizen. Das Verhältniß zwiſchen Monſieur und dem Prinzen von Oranien ſcheint

ein herzliches, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn beide Prinzen einander nicht innerlichst entfremdet wären. Die hugenottischen Edelleute, die vom Hofe des Königs zu Navarra an den Hof kamen, schließen sich auch mehr und mehr an den König von Navarra an. Das wäre ungefähr das Hauptsächlichste, was ich Ew. Majestät berichten könnte.

Chanvalon hätte noch lange sprechen können, ohne daß Margarethe ihn unterbrochen hätte; denn sie sah ihn an und berauschte sich gleichsam an ihm. Noch nie war ihr ein Mann so schön vorgekommen. Ihre Sinne, ihre poetischen Forderungen, ihr fürstlicher Geschmack für Eleganz — Alles wurde durch sein Anschauen befriedigt.

Als er aufhörte, fuhr sie zusammen und sagte hastig: Ich danke Euch, ich danke Euch sehr, Monsieur von Chanvalon. Ihr habt mir große Freude gemacht. Ich danke Euch sehr. Sagt mir doch —

Befehlt, Madame.

Was wollte ich doch von Euch wiſſen? fragte ſie lächelnd und ihr Blick bedeckte ihn wie mit einer Flamme.

Der junge Edelmann ſchlug mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von ſelbſtgenügſamer Beſcheidenheit die Augen nieder.

Jetzt fällt es mir ein, hob ſie nach einer Pauſe, in der ihr Auge durſtig auf ihm geruht, wieder an. Sagt mir doch — was macht Rosny?

Er war verletzt, weil Monſieur ihm die Güter ſeines Großvaters —

Wie ſo?

Ja, Hugo von Melun, der Vater ſeiner Mutter, der ihn ſeiner Religion wegen enterbt hatte —

Ganz recht, wiederholte ſie zerſtreut, ihn ſeiner Religion wegen — und ſo war Rosny, ſagt Ihr —

Er beklagte ſich, daß Monſieur die Güter

ſeinem Vetter, Robert von Melun, Prinzen von Epinoy, gegeben.

Ah, er beklagte ſich.

Margarethens Weſen ſchien ſich mehr und mehr in Sehnſucht aufzulöſen. Immer dunkler wurde die Röthe, die ſich langſam auf ihren Wangen entzündet hatte. Bisweilen rieſelte ſie auch als roſiger Schein über den herrlichen Nacken, oder ſchlug zu der geſenkten Stirn herauf, an der die blauen glänzenden Adern ſich ſpannten. Die Lippen blieben, auch wenn Margarethe ſchwieg, halb offen, und ihre Athemzüge wurden langſamer. Die Electricität ihrer Aufregung drang zu Chanvalon hinüber, und auch er fing an, das Geſpräch zu vergeſſen und dafür die ſchöne Frau, die ihm gegenüber ſaß, mit der Berechnung der Begierde zu betrachten. Dennoch ſprachen Beide noch über eine halbe Stunde lang über die Angelegenheiten in den Niederlanden, und wenn auch Margarethe nicht

mehr wußte, was ſie fragte, und Chanvalon ſeinerſeits auf das Gerathewohl hin antwortete, ſo war doch wenigſtens der Anſchein einer Unterhaltung da.

Endlich aber vermochte die Königin ſich nicht länger zu der Gleichgültigkeit des Herkommens zu zwingen. Sie ließ die Niederlande Niederlande ſein und fragte nach dem, was ihr tauſend Mal wichtiger, ja, in dieſem Augenblicke das Wichtigſte auf der Welt war — ſie fragte, wie lange der junge Edelmann hier zu bleiben gedenke.

Sobald er von ſich ſelbſt hörte, war Chanvalon ſogleich wieder geſammelt. Die Frage der Königin dünkte ihm von der glücklichſten Bedeutung, indeſſen zeigte er keineswegs ſeine Freude, ſondern antwortete einfach: Ich habe noch Nichts darüber entſchieden.

Erwartet Euch mein Bruder? fragte Margarethe unruhig.

Nein, Madame.

Wie, ſo hättet Ihr ihn denn auf immer verlaſſen! ſagte ſie und ſie konnte ihre frohe Aufwallung nicht verbergen.

Ach, Madame, antwortete Chanvalon, ich kann Euch nicht belügen. Nicht ich bin es, der ſich von Monſieur getrennt hat, Monſieur hat mich aus ſeiner Gegenwart verwieſen, was ich bis jetzt für eine ſchwere Strafe hielt, ſetzte er mit Beziehung hinzu.

Warum hat mein Bruder Euch entlaſſen? War er eiferſüchtig auf Euch? fragte die Königin lächelnd.

Ich verdiente ſeinen Zorn, Madame. Das Unglück wollte, daß ich bei einem Mittagsfeſte zu viel trank und mich in dieſem Zuſtande der Gunſt rühmte, die ich von einer vornehmen Dame genoſſen hatte.

Sagte ich es Euch nicht? Da iſt mein Bruder eiferſüchtig geweſen. Doch wer war dieſe Dame?

Verzeihung, Madame, wenn ich ſie Euch nicht nennen kann. Ich habe mir gelobt, von nun an die Namen der Damen, die mich beglücken ſollten, ganz zu vergeſſen, und mich nur ihrer Schönheit zu erinnern.

Ihr müßt viel Glück bei den Damen gehabt haben, bemerkte Margarethe im Tone des Scherzes, aber nicht ohne geheime Unruhe.

Ich glaube — ja, erwiederte er nachläſſig. Deutlich darauf beſinnen kann ich mich ſeit einigen Augenblicken nicht mehr.

Nicht? fragte ſie ſanft. Chanvalon wußte, daß ſie Alles verſtanden und wartete mit Ruhe.

Sie ließ gedankenlos ihren Fächer aus der niederhängenden Hand gleiten. Chanvalon beugte ein Knie, hob den Fächer auf und bot ihn ihr mit ehrfurchtsvoller Geberde dar.

Mit einer dankenden Bewegung des Kopfes nahm ſie ihn und fing an, damit zu ſpielen. Bleibt Ihr alſo am Hofe? fragte ſie, mit zer-

ſtreuten Blicken, ohne Chanvalon anzuſehen, der noch immer kniete.

Wenn Ihr es mir erlaubt, Madame.

Wie, rief ſie, Ihr kniet noch? Ich hatte es gar nicht bemerkt. Ich bitte Euch, ſteht auf. Ja, was ſagtet Ihr, fuhr ſie fort, während er gehorchte, ob ich es erlaube? Gewiß, es wird mir ein Vergnügen ſein. Doch ich habe Euch ſchon zu lange aufgehalten. Geht jetzt, nehmt nochmals meinen Dank und — und, könnt Ihr morgen mich wieder beſuchen?

Ich bin mit Leib und Seele der Diener Ew. Majeſtät, antwortete er, ſich tief verneigend.

Gut, ſo kommt morgen, ſprach ſie lächelnd.

Sie iſt mein! dachte Chanvalon, als er die Treppen hinabſtieg.

Gott, wie ſchön iſt er! rief Margarethe. Bei ihm war es Eitelkeit, bei ihr die höchſte ſinnliche Leidenſchaft.

Den ganzen übrigen Tag brachte ſie wie in

einem Traume zu, und immer wiederholte ſie von Zeit zu Zeit: Gott, wie iſt er ſchön, wie iſt er ſchön!

Bei dieſer Stimmung von beiden Seiten, bei Margarethens Glut und Chanvalon's Bereitwilligkeit, konnte der nächſte Beſuch nicht zu Ende gehen, ohne daß die vollkommenſte Ausſprache erfolgt wäre. Nun handelte es ſich nur um eine Schwierigkeit: wie nämlich das willkommene Verhältniß auf das ſchnellſte den gewünſchten Genuß gewähren könne. Deffentlich konnte Chanvalon unmöglich öfter kommen; denn die Königin ſetzte ſich den größten Beſchimpfungen von Seiten des Königs aus, wenn man gewahr wurde, daß ſie bereits einen Geliebten gefunden. Der heutige Beſuch ſchon war unvorſichtig, indeſſen ließ ſich da allenfalls noch etwas von Briefen aus den Niederlanden lügen, die Chanvalon der Königin auf ihren Wunſch gebracht habe. Defter jedoch konnte

man dieſe Geſchichte nicht anwenden; in der Nacht war der Louvre wohl geſchloſſen und bewacht, und ſo befand ſich denn das kaum liebende Paar ſchon nach der erſten Viertelſtunde in großer Betrübniß.

Ich werde möglichſt ſchnell ein Haus kaufen und einrichten laſſen, ſprach Margarethe; aber ſollen wir bis dahin warten?

O nein, nicht warten, Madame! rief Chanvalon, der da fürchtete, in der Zwiſchenzeit könne er vielleicht einen Nebenbuhler bekommen. Auch kam jetzt, da Margarethens Schönheit durch das Verlangen noch erhöht wurde, bei ihm gleichfalls die Leidenſchaft ins Spiel, und er wiederholte heftig: Nicht warten! Ich würde ſterben. Ich will noch dieſe Nacht glücklich ſein.

Wenn es von mir abhinge, ſolltet Ihr es gewiß, ſprach Margarethe aufgeregt. Aber wie es anfangen?

Sucht ein Mittel, so gefährlich es sei. Ich wage Alles.

Nur Euch hereinbringen — das ist das Schwierige. Seid Ihr erst hier, so kann ich Euch leicht so lange verborgen halten, bis ich uns habe das Haus einrichten lassen. Dann sind wir frei.

Aber wie komm' ich herein? rief er drängend.

Ich hab' es; sagte sie rasch. Schaffet eine Kiste herbei, in der Ihr Platz habt. Legt Euch hinein und wartet an einem Orte, über den wir uns verständigen, auf einige meiner Leute, die ich senden werde. Sie können sagen, es seien Sachen von mir, die mir noch nachgekommen sind. Wollt Ihr das?

Chanvalon lächelte. Sie verabredeten den Ort der Abholung. Der Abend kam, die Kiste wurde geholt und kam, allem Herkommen in dergleichen Wagstücken zum Trotz, ungefährdet und ungehindert in Margarethens Vorzimmer an.

Hier wartete die vertrauteſte Kammerfrau der Königin, ſandte die Träger fort und verſchloß die Thüren. Chanvalon öffnete von innen und ſtieg, etwas betäubt, aber darum nicht minder ungeduldig an das Kerzenlicht heraus.

Wo iſt die Königin? fragte er gebieteriſch.

Die Kammerfrau ging ſchweigend vor ihm her und öffnete Margarethens Zimmer. Eine mächtige Kerzenhelle blendete ihn im Anfange; dann fand ſein Auge ſich in ſie, und von ihr umfloſſen, ſah er mit einem Gemiſche von ſtolzer Befriedigung und ſinnlichem Entzücken die ſchönſte aller Königinnen als Liebesgöttin auf einem ſchwarzſeidenen, mit Kerzen umgebenen Ruhebette liegen

Drittes Kapitel.

Dieſe Liebe glich einem Gedichte von Ovid; es war eine Apotheoſe der Sinnlichkeit, die in der farblos unmoraliſchen Gegenwart ſelten geahnt, noch weniger begriffen, und kaum je gefeiert werden dürfte.

Der poetiſche Sinn Margarethens war es, der durch die wundervolle Schönheit Chanvalon's, die an dem Feuer ihrer Liebkoſungen immer üppiger aufſchwoll, ſo trunken gemacht wurde. Deshalb erſchien ſie ſelbſt in den Augenblicken, wo ihre Liebe ſich faſt in Raſerei verwandelte, noch weiblich, und wenn eine

Bacchantin, die von ihrem Gotte voll iſt, ſchön ſein kann, ſo war Margarethe es nicht minder, wenn ihr ſchöner Geliebter ſie mit wildem Taumel erfüllte. Selten hat wol ein Mann ein ſolches Jahr verlebt wie Chanvalon. Angebetet von der ſchönſten Frau, ihr unumſchränkter Herrſcher, und von ihr gleichſam eingehüllt in einen Schleier von Wolluſt — ſo lebte er und fragte ſich oft, ob er noch lebe. Alles, was Margarethe an Geiſt, Phantaſie und Grazie empfangen hatte — und es war viel — außer Maria Stuart konnte keine Frau dieſer ſchönheitreichen Zeit mit ihr wetteifern — Alles ſchüttete ſie verſchwendend über ihren jungen Liebling aus.

Natürlich konnte dieſes Liebesleben nicht im Louvre ſtattfinden; Margarethe hatte gleich am andern Tage, wo der geheimnißvolle Kaſten in ihr Zimmer gebracht worden war, mit dem Kanzler Birague über ſein Haus abgeſchloſſen,

und ſich ſo für ihr Glück eine Stätte geſichert, die zwar von der lauernden Beobachtung nicht frei war, aber doch einige Monate hindurch das Glück hatte, dieſes heiße Geheimniß genügend zu verbergen.

Ebenſo treu, wie Margarethe ihr dem König gegebenes Wort in Bezug auf die Sittenſtrenge hielt, ebenſo genau band ſie ſich auch in anderer Hinſicht daran. Es währte nicht lange, ſo war ſie faſt immer in einem heimlichen Kriege mit den Mignons begriffen, während hingegen die Guiſen ihre vertrauten Freunde wurden. Nur in zwei Dingen that ſie, was Heinrich begehrt, und ſie verſprochen: ſie ging fleißig in die Meſſe und drängte ihren Bruder zur Rückkehr. Der Herzog antwortete ihr jedoch, daß er die Niederlande nicht verlaſſen könne, und daß man am Hofe über kurz oder lang von ihm hören werde.

Das ſollte auch in der That der Fall ſein.

Eines Abends gegen Ende Januar trat der dicke Herzog von Mayenne, der aus alter Anhänglichkeit ſeine Wohlbeleibtheit ſo oft wie möglich zur Königin von Navarra trug, wirklich außer Athem bei Margarethe ein und fragte, ohne ſie erſt zu begrüßen: Wißt Ihr, was für eine Nachricht ich Euch bringe?

Eine ſchlechte, Eurer Miene nach, antwortete ſie.

Ja wol, ſagte er, nach Luft ſchöpfend, eine ſehr ſchlechte. Monſieur hat einen Handſtreich auf Antwerpen verſucht, und der iſt misglückt, gänzlich misglückt. Jetzt kann er nur alle Gedanken an den Thron der Niederlande ein für alle Mal aufgeben.

Alſo auch er iſt zum Unglück beſtimmt, ſprach Margarethe, durch die Theilnahme für den Bruder, der ſie immer ſo geliebt, aus der innerlichen Zerſtreuung, in der ſie jetzt faſt immer lebte, in die Wirklichkeit gerufen. Armer Bruder!

O, ſagte Mayenne, den Kopf ſchüttelnd, er iſt aber ſehr unvorſichtig geweſen — man könnte beinahe ſagen dumm.

Erzählt mir.

Hört denn. Euer Bruder ärgerte ſich, daß die Staaten ſich zu Nichts entſchloſſen — daß es zu nichts Ordentlichem kam. Er wußte immer nicht, ob er Fiſch, oder Vogel ſei, ſchwimmen, oder fliegen ſollte. Da es auch mit dem neuen Jahre nicht anders wurde, verlor er die Geduld und beſchloß, der Sache kurz ein Ende, und an den Höfen von Frankreich, Spanien, England, auch an denen des Kaiſers und des Papſtes, mit einem Worte überall von ſich hören zu machen.

Das Alles weiß ich. Er hatte mir es geſchrieben.

Ich weiß, daß Ihr das Alles wißt und wiederholte es blos der Logik wegen; denn die will, daß man anfange, um fortfahren zu kön-

nen. Jetzt komme ich an das, was Ihr nicht wißt. Monsieur beschloß, sich Antwerpens zu bemächtigen, und zwar durch einen unvorhergesehenen und plötzlichen, zugleich aber wohlvorbereiteten und überdachten Streich, was man sowol in der Sprache der Liebe, wie in der des Krieges einen Handstreich ausführen nennt. Demzufolge theilte er seinen Plan unserm sogenannten Neffen, dem jungen Montpensier, mit und forderte Beistand von ihm. Dieser junge Hitzkopf hat seine eigenen Ideen von Ehre und Ritterthum und antwortet, wie er uns sehr prahlerisch schreibt: Monsieur, ich heiße Bourbon, und ich werde dieses reine Blut nicht entehren. — Nun, Monsieur versammelt einen Rath, der weniger gewissenhaft ist, und in dem wird der Plan denn festgesetzt.

Welcher Plan denn eigentlich, mein Vetter? fragte Margarethe etwas ungeduldig. Bis jetzt höre ich nur immer von Plan und Handstreich

und weiß noch gar nicht recht, was mein Bruder gewollt hat.

Sich mit ſeinen Truppen Antwerpens bemächtigen, Antwerpen für ſich haben, wie der König hier Paris für ſich hat. Sich Nieuports, Brügge's, Oſtende's, Dendermonde's, Dünkirchens und anderer Plätze bemächtigen, aller an einem Tage, Antwerpens in eigener Perſon, der übrigen Plätze durch ſeine Hauptleute. Auf dieſe Art glaubte er mit einem Male Herr zu werden.

Aber das war ein braver Gedanke! rief Margarethe.

Sehr brav — wenn er gelungen wäre, ſprach kopfnickend der dicke Herzog; aber jetzt — ſehr dumm.

Ja, nur wer das Glück hat, hat das Recht.

Könnt Ihr denn Unglückliche brauchen, meine Muhme? fragte Mayenne philoſophiſch. Sind ſie Euch nicht bedeutend im Wege? Habt

Ihr nicht vollkommen mit Euch allein zu thun? Seht Ihr, ſo denkt ein Jeder, und darum wird es jetzt auch Euerm armen Bruder ſchlecht gehen. Wäre ihm ſein Streich gelungen, wäre er in dieſem Augenblicke Herr der Niederlande, ſo gäbe es kein Lob, das zu ausſchweifend für ihn wäre, keine Ehre, die man ihm nicht anthäte. Aber jetzt, da er auf einem kläglichen Rückzuge begriffen iſt, jetzt wird man nicht Läſterungen genug finden können, um ihn zu beſchimpfen, und wer am ärgſten ſein wird, das iſt die Königin, Eure Mutter.

Und der König.

Hm — der König hätte ſich gerade nicht zum Glücke Monſieurs gefreut; aber er hätte in dem Falle Nichts ſagen können. Eure Mutter aber, die hätte über das Gelingen triumphirt — ja, wer weiß, ob nicht Monſieur nach ihren Rathſchlägen gehandelt hat — nach ihren Grundſätzen wenigſtens iſt er verfahren, und

gebt Acht, ob sie nicht als seine ärgste Anklägerin auftreten wird.

Dessen bin ich ganz sicher, sprach die Königin von Navarra niedergeschlagen. Andere Mütter gäben gern ihr Leben hin, wenn sie dadurch ihre Kinder vor Unglück bewahren könnten — sie stößt die ihrigen hinein. Meine arme Schwester von Spanien, mein Bruder, der König Karl, und endlich ich — wir sind Beispiele ihrer Mutterliebe.

Ja, an Euch besonders hat sie schlecht gehandelt, bemerkte Mayenne mit einer Art ungeschickter Theilnahme. Mit meinem Bruder waret Ihr besser daran. Er ist zwar auch kein besonderer Ehemann, aber wahrhaftig nicht schlechter als der Bearner, und Ihr wäret doch wenigstens unter Euern Freunden und Euern Glaubensgenossen geblieben, statt unter die Ketzer zu gerathen, die es doch nie redlich mit Euch meinen können. Und sollte es das Un-

glück wollen, daß der König und Monſieur Beide ohne Nachkommen ſtürben, ſo wäre Heinrich von Lothringen immer ein beſſerer König von Frankreich als der hugenottiſche Heinrich von Bourbon.

O, ſprecht nicht von meiner Heirath! rief Margarethe. Ich könnte toll werden, wenn ich viel darüber nachdächte.

Margarethe hatte eine ſolche Angſt davor, vielleicht nach Nerac zurückkehren zu müſſen, wo das Verhältniß mit Chanvalon unmöglich fortgeſetzt werden konnte, daß ſie den heftigſten Widerwillen gegen den König von Navarra, als gegen den gefaßt hatte, der Anſprüche auf ihre Anweſenheit dort machen konnte. Noch hatte er keine ſolche Aeußerung gethan, und ſeinetwegen konnte dem jetzigen Anſchein nach Margarethe auf immer am franzöſiſchen Hofe bleiben, aber wenn die Beziehungen ſich, wie ſchon ſo oft, abermals veränderten, wenn ihre

Gegenwart am Hofe unſtatthaft, und dagegen zu Nerac aus politiſchen Gründen wünſchenswerth wurde? Margarethe wußte, daß in einem ſolchen Augenblicke auch nicht die geringſte Rückſicht auf ihre perſönliche Neigung oder Abneigung genommen werden würde, und ſo, immerwährend von ungewiſſer Angſt gefoltert, war ſie geradezu zum Haſſe gegen ihren Mann gelangt; denn ſie ſchloß mit unwiderleglicher Richtigkeit: Wäre er nicht mein Mann, ſo brauchte ich gewiß nie nach Nerac zurückzukehren, und wäre auch gar nicht erſt hingekommen.

Deswegen legten auch die Guiſen ſich in ihren Urtheilen über Heinrich von Bourbon in Gegenwart ſeiner Frau durchaus keinen Zwang auf, und wenn Margarethe bisweilen dieſen Gegenſtand ablehnte, ſo war es nie, weil die Beſprechung deſſelben ſie verletzte, ſondern nur, weil, wie jetzt, die Erinnerung an ihre Sklaverei ihr unerträglich war.

Mayenne hatte gehorsam geschwiegen; er war nicht der Mann dazu, seine Beredtsamkeit aufzudringen. Margarethe war in Aufregung einige Male durch das Zimmer geschritten; dann erinnerte sie sich plötzlich, daß Mayenne ihr ja noch nichts Genaues über d'Anjou's Anschlag auf Antwerpen erzählt, ging zu ihm hin und forderte ihn auf, es zu thun.

Gern, sehr gern, sagte der dicke Lothringer mit bereitwilliger Langsamkeit. Da: Monsieur ritt am Morgen des 18. mit seinen Leibwachen und zweihundert Pferden aus dem Kronburger Thor, das seinem Palast am nächsten lag. Der Vorwand war: er wolle sein Heer mustern. Das war ganz nahe aufgestellt. Aber auf der Brücke bleibt er halten, die Garden bemächtigen sich des Thores, und die Edelleute sprengen in die Stadt zurück, zünden ein Haus an, um die Armee zu benachrichtigen, und reinigen derweile die Straßen. Bald sind auch

ſiebzehn Compagnieen in der Stadt und ſchreien: Tödtet! tödtet! Es lebe die Meſſe! Aber die Bürger, vielleicht ſchon nicht ganz ohne Mistrauen, rottiren ſich, ziehen Ketten, ſperren die Straßen, werfen Steine — kurz, thun, was gute Bürger in ſolchen Fällen gewöhnlich thun. Fervaques, der in die Citadelle will, wird eingeſchloſſen, abgeſchnitten und endlich vom Prinzen von Oranien gefangen genommen. Die Bürger haben ſich nun zu Maſſen gebildet und drängen mit dem beſten Erfolge unſere armen Soldaten aus der Stadt heraus, wohlverſtanden, die ſie nicht todtſchlagen. Deren ſollen funfzehnhundert ſein, darunter dreihundert Edelleute. Euer Bruder hielt derweile noch immer auf der Brücke und glaubte die Stadt genommen. Kanonenkugeln belehrten ihn eines Beſſern; er zog ſich nach Schloß Berken zurück, während er über zweitauſend Franzoſen in der Stadt zurückließ. Die hätten alle niederge-

hauen werden können; deshalb wird man ihm das am meiſten vorwerfen, daß er ſie ſo ihrem Schickſal preisgegeben hat. Indeſſen iſt ihnen Nichts geſchehen; der Prinz von Oranien hat ſie geſchützt; auch Fervaques, den die Bürger durchaus umbringen wollten, weil ſie ihn für den Anſtifter des Anſchlages hielten, iſt durch den Prinzen gerettet worden, indem dieſer ihn in ein vergittertes Zimmer im Schloſſe einſchloß und zwölf Mann Wache vor ſeine Thür ſtellte. Montpenſier und Biron ſind noch da und werden von den guten Antwerpenern höchlich geehrt. So ſtehen die Sachen.

Und was wird daraus werden?

Euer Wunſch wird in Erfüllung gehen; Euer Bruder wird zurückkehren.

O, nur nicht hierher! Auch ſeine Demüthigung noch ertragen müſſen — das wäre zu viel.

Wißt Ihr, ſprach Mayenne zutraulich, kommt er, ſo überredet ihn, daß er ſich mit uns ver-

eine. Wozu braucht er draußen nach Größe zu ſuchen? Er kann ſie hier in einem Bündniſſe finden, das zwiſchen ihm, dem vermuthlichen Thronerben, und zwiſchen uns, den erſten Vaſallen, ſowol gegen die Mignons am Hofe, wie gegen die Ketzerei im Lande geſchloſſen würde. Glaubt mir, ein ſolches Bündniß thut Noth. Der Uebermuth der Mignons wächſt täglich mehr; man weiß nicht, wie es möglich iſt, aber es geſchieht; wir ſehen es. Andererſeits ſind wir, bei der Launenhaftigkeit des Königs, keinen Augenblick ſicher, daß wir nicht den König, Euern Mann, auf ein Mal, mit der größten Zärtlichkeit berufen, am Hofe erſcheinen ſehen, und dann gute Nacht, Lothringen, und: thuet Buße, ſchöne Königin. Denn dann könnt Ihr darauf ſchwören, daß der König Niemand heißer lieben wird als ſeinen Bruder von Navarra. Der wird ihn lachen machen, und wißt Ihr, was das heißt, wenn man ſich

ſo langweilt wie der König? Was es meinem Bruder unmöglich macht, wieder zu Gunſt am Hofe zu gelangen: der Stolz gegen den Uebermuth der Mignons, das wird Euern Mann nicht hindern; denn wir wiſſen ja, was der aushalten kann. Geſchieht ihm eine Herabſetzung, ſo macht er einen Witz und damit gut. Nein, glaubt mir, der König von Navarra am Hofe könnte höchſt gefährlich ſein.

Und glaubt Ihr wirklich, es wäre möglich?

An dieſem Hofe iſt Alles möglich, darum muß, was man nicht fürchten ſoll, ſo klein gemacht werden, daß man es gar nicht mehr ſieht, und folglich der König aufhört, daran zu denken. Und die Hugenotterie ſo der Erde gleichmachen, das kann nur durch eine neue Ligue geſchehen, die anders eingerichtet werden würde als die erſte. Bei der ließen wir uns vom Könige, oder vielmehr von der Königin-Mutter anführen; bei der zweiten würde uns das

nicht begegnen; wir würden den König nicht erſt damit beläſtigen, für ſie ein Haupt zu wählen. Was meint Ihr dazu, Madame? Wollt Ihr Euern Bruder überreden, ſich mit uns zu verbinden?

O ja, ja; eine Ligue gegen die Ketzer! rief Margarethe. Ja, ich werde allen meinen Einfluß auf meinen Bruder aufbieten. Ich vergeſſe nicht, was mir zu Pau geſchehen iſt. Und auch dieſe Mignons! Ich haſſe ſie aus allen Kräften. Sie wiſſen es, daß ſie mich ungeſtraft beleidigen dürfen, und wahrlich, wenn ich ein Bürgerweib ſtatt einer Tochter Frankreichs wäre, ſo könnten ſie nicht ungezogener ſein. Wie behandeln ſie nicht auch Chanvalon, und das blos, weil er mich ehrt.

Ja, ſagte Mayenne mit einem kleinen Huſten, blos, weil er Euch ehrt. Ihr ſehet alſo, Königin, daß eine ſolche Ligue ſowol in Euerm, wie in unſerm Vortheil liegt.

Viertes Kapitel.

Heinrich III. und ſein Kind, Joyeuſe, Herzog, Pair und Admiral von Frankreich, ſaßen einander gegenüber.

Es war einen Tag nach Faſtnacht, und graues, trübſeliges Wetter.

Die Hunde des armen Königs waren übler Laune, ſeine Papageien ſchmollten, weil die Sonne nicht ſchien, und die unglückliche Majeſtät wußte durchaus nicht, was ſie machen ſollte.

Jammervoll, um Mitleid flehend, blickte ſie aus matten, ſchweren Augen nach Joyeuſe hinüber. Joyeuſe ſchlief.

Die arme Majeſtät beſah erſt ihren rechten, darauf ihren linken Fuß, dann die Manchette an der rechten, und den Handſchuh an der linken Hand, und endlich in ihrem Handſpiegel ihre Halskrauſe. Eine ſchwache Hoffnung dämmerte in ihr, irgend eine Eingebung von einem bisher noch ungeſehenen, ja, noch ungedachten Schnitte werde über ſie kommen und dieſen bleiernen Morgen in einen geflügelten Genius verwandeln. Aber die Eingebung blieb eigenſinnig in ihrer Höhe, der Morgen bleiern und die Majeſtät hielt es länger nicht aus.

Joyeuſe, ſagte ſie leiſe und bittend, Joyeuſe, mein Kind!

Joyeuſe ſchlief, den phlegmatiſchen, traumloſen, proſaiſchen Schlaf, der in Verzweiflung bringen kann, wenn man ihn anſehen muß.

Heinrich gerieth allmälig in Verzweiflung. Joyeuſe, mein Kind, erwache! rief er faſt ängſtlich.

Ich bin wach, Sire, murmelte Joyeuſe ſchlaftrunken.

Ich bitte dich, mache die Augen auf, fuhr Heinrich fort.

Ich habe ſie offen, erwiederte Joyeuſe, langſam wach werdend und die Augen mit der größten Anſtrengung ſo groß aufſperrend, daß ſie ganz ſtarr wurden.

Siehſt du mich, mein Kind?

Ja, Sire. Aber nichts Beſonderes an Euch.

Dergleichen iſt auch nicht zu ſehen; ich fragte nur, um zu wiſſen, ob du wach wäreſt.

Ja, Sire.

Denn du haſt geſchlafen, mein Kind.

Das iſt ſonderbar, bemerkte Joyeuſe tiefſinnig.

Daß du geſchlafen haſt?

Ja, Sire.

Warum iſt es ſonderbar?

Daß ich geſchlafen habe?

Ja, mein Kind.

Sire, weil es doch ſonſt nicht meine Gewohnheit iſt, Euch gegenüber einzuſchlafen.

Es iſt vielleicht eine neue Mode, Joyeuſe.

Vielleicht, Sire.

Und etwas Neues wäre ſehr wünſchenswerth.

Ja wol, Sire.

Denn das Alte iſt — ſehr alt, ſagte Heinrich mit einem Ausdruck von Schwermuth.

Ja wol, Sire, ſtimmte Joyeuſe noch ſchwermüthiger bei.

Alſo haſt du gut gethan, daß du geſchlafen haſt, mein Kind.

Ich danke, Ew. Majeſtät.

Wofür dankſt du mir?

Daß Ew. Majeſtät mich gelobt hat.

Das thue ich mit Vergnügen, mein Kind, ſo oft du es verdienſt, und ich kann mit Freude ſagen: du verdienſt es ſehr oft.

Joyeuſe blickte ſeinen Herrn trübſelig zärt-

lich an. Es wußten jetzt ihrer zwei nicht, was ſie anfangen ſollten. Gefährtenſchaft tröſtet immer.

Ah, mein Gott! ſeufzte auf ein Mal Heinrich mit einem langen, langen, langen Gähnen.

Joyeuſe ſagte Nichts, aber er gähnte, wo möglich noch lauter als der König.

Nachdem Beide den Mund wieder zugemacht hatten, ſahen ſie einander wieder mit einer troſtlos leeren Miene ins Geſicht.

Nach einigen Minuten ſagte Heinrich: Joyeuſe, mein Kind, ein guter Schlaf iſt etwas ſehr Gutes.

Joyeuſe ſtimmte aus vollem Herzen ein.

Ich hätte dich nicht geweckt, mein Kind, ſprach der König ſanft, aber, ſiehſt du, ich langweilte mich zu ſehr.

Ich langweile mich auch, Sire, antwortete Joyeuſe traurig.

Du auch? Armes Kind!

Ja, Sire. Es iſt ein großes Unglück.

Das allergrößte, mein Kind. Iſt man krank, ſo kann man geſund werden; verliert man eine Geliebte, ſo kann man eine neue lieben; hat man kein Geld, ſo kann man welches bekommen; verliert man eine Schlacht, kann man die nächſte gewinnen; hat man einen Feind, ſo kann man ſich ſeiner entledigen; ſtirbt man —

So kann man ins Paradies kommen, vollendete Joyeuſe, als der König mit einiger Verlegenheit inne hielt.

Ganz recht, mein Kind. Aber langweilt man ſich, was thut man da?

Sire, man langweilt ſich, ſagte Joyeuſe ernſthaft.

O, aber das iſt traurig!

Iſt nicht das ganze Leben ein jämmerliches Ding?

Ha, biſt du mein Prediger? fragte Heinrich mit ſchläfrigem Erſtaunen.

Sire, es iſt Faſtenzeit; erwiederte Joyeuſe, abermals gähnend.

Wie kann man ſich nur langweilen, wenn man König von Frankreich iſt? ſprach Heinrich nachſinnend.

Wahrſcheinlich, weil es auf die Länge ebenſo gut daſſelbe iſt, als wenn man ein Bürger von Saint-Denis wäre.

Ja, du haſt Recht. Es iſt immer daſſelbe. Salomo hatte Recht.

Was ſagte Salomo?

Er ſagte: Alles iſt eitel.

Das iſt nicht neu, bemerkte Joyeuſe. Ich habe es ſchon von Monſeigneur dem Kardinal von Bourbon gehört.

Auch macht Salomo keinen Anſpruch auf Originalität, ſagte Heinrich mit der Ironie, die gleich einem Blitze von dem Glanz des ehemaligen Herzogs d'Anjou von Zeit zu Zeit immer noch durch das abgeſpannte und abge-

nutzte Geschöpf hinspielte, das Heinrich III. von Frankreich hieß, und vielleicht Niemand mehr zur Last lebte als sich selbst: denn jeder Gegenstand, jede Neigung, jede Lebensregung sogar, wovon wir durchaus nicht länger wissen, was wir damit anfangen sollen, ist uns eine erdrückende Last, und ich habe es schon gesagt, daß Heinrich ganz und gar nicht mehr wußte, was er mit seiner erlauchten, geheiligten und unnützen Person irgend noch beginnen sollte. Alles hatte er versucht: den Ruhm und die Treulosigkeit schon in seiner Jugend; dann die Liebe in jeder Gestalt; die Andächtelei; in gewisser Art, bei Quelus, selbst die Aufopferung; endlich die Verschwendung, die Thorheiten und die Sittenlosigkeit in ihren tiefsten Graden — was blieb ihm noch, als matte Wiederholungen, ekelhaftes Aufwärmen kaltgewordener Gerichte? Die Tugend, die Männlichkeit, die ächte Frömmigkeit, das waren ja lauter Dinge,

die ihm, dem verdorbenen Liebling Katharinens von Medicis, nicht einfallen konnten.

Der arme Heinrich! So rathlos in der Wüſte des Ueberfluſſes zu ſitzen, wo Alles war, was die Sinne begehren konnten, nur keine Quelle der Erneuerung, welche die abgeſtumpften Sinne wieder des Begehrens fähig gemacht hätte — es war mitleidswürdig.

Komm, mein Kind, fing er nach einer Pauſe bittend wieder an, laß uns ſehen, ſtrenge dich ein wenig an — findeſt du gar keinen guten Gedanken in deinem Kopfe? Können wir nicht irgend etwas anfangen — irgend eine Dummheit begehen? Laß uns ſehen — wir haben geſtern ſo gute Tollheiten gemacht.

Eben deswegen können wir heute keine machen, Sire, erwiederte Joyeuſe. Man bekommt Alles ſatt, und mir für mein Theil dünkt, wir hätten für ein ganzes Jahr genug.

Für ein ganzes Jahr? fragte Heinrich er=

ſchrocken. Joyeuſe, mein Kind, wie ſollten wir denn dieſes ganze Jahr anders hinbringen?

Wir ſehen die Sonne ſcheinen.

Und wenn ſie nicht ſcheint?

So ſehen wir es regnen.

Aber wenn es nun auch nicht regnet?

Sire, ſprach Joyeuſe ernſthaft, wenn man alle Möglichkeiten bedenken will, die da kommen können, ſo kann man ſich nur gleich dem Teufel verſchreiben.

Joyeuſe, halte ein, ſprich nicht ſo! rief ängſtlich der König. Du machſt mich deiner Sünde theilhaftig, indem du mich zwingſt, dergleichen anzuhören. Wüßte ich immer vorher, wenn du läſtern willſt, ſo würde ich mir die Ohren zuſtopfen; aber dir fällt es immer ſo plötzlich ein, daß du einen überrumpelſt, wie ein Feind eine Feſtung. Laſſe mich jetzt; ich muß erſt beten. Und der König ſchlug Kreuze und murmelte ein Ave Maria.

Dann rückte er ſich ſelbſtzufrieden wieder zurecht und fragte ſo ganz im Tone des vorigen Geſpräches, als wäre durchaus keine Unterbrechung vorgefallen: Alſo meinſt du wirklich, daß wir ein ganzes Jahr warten müſſen, ehe wir wieder ſolche gute Tollheiten machen wie geſtern? Heinrich war nämlich am Tage vorher mit Joyeuſe, d'Epernon und den jungen Edelleuten ſeines Hofes maskirt durch die Straßen geſtrichen, und Alle hatten gleichſam wetteifernd tauſend Unverſchämtheiten begangen. Noch ärgere Dinge hatten ſie in der Nacht verübt, während welcher ſie in die Häuſer eingedrungen waren, um ſich Alles anzueignen, was eben ihre Gelüſte reizte, und das nannte der König gute Tollheiten machen.

Joyeuſe antwortete auch mit wirklich ernſtlicher Art: Ich glaube kaum, Sire, daß Eure guten Bürger von Paris ſich öfter als ein Mal im Jahre ſolche gute Tollheiten gefallen laſſen dürften.

Ah? fragte Heinrich.

Ja, erwiederte Joyeuſe, wieder in ſeine Schläfrigkeit zurückſinkend, an der Faſtnacht iſt Alles erlaubt, ſogar das Unerlaubte, aber außer der Faſtnacht haben die Leute ſo ihre gewiſſen Begriffe, die ſie als Grenzpfähle aufſtecken, und dann zieht das liebe Bürgerthum mit Knitteln und verroſteten Haudegen an dieſen Grenzpfählen auf Wache und ſchreit mit Stiergeberden und Eſelsbrüllen: Bis hierher und nicht weiter.

Mein Kind, belehrte Heinrich, einem Könige ſollte Alles erlaubt ſein, ob Faſtnacht oder nicht Faſtnacht wäre.

Es ſollte — es ſollte! Was ſollte nicht ſein, Sire, wenn man eigentlich auf Erden leben ſollte, was man ſo leben nennt, ohne Zählen und Ueberlegen und alle dergleichen Anſtrengungen! Euer Schatz ſollte nie leer werden, damit wir keine neuen Steuern auszu-

ſchreiben brauchten. Unſer Vetter von Lothringen ſollte nicht ehrgeizig ſein, damit wir uns nicht vor ihm zu fürchten brauchten. Eure Schweſter von Navarra ſollte nicht ſo ſchlau ſein, damit wir keine Mühe hätten, ſie zu überführen.

Ja, wenn ich das könnte, ſagte Heinrich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Es ſollte mir der höchſte Genuß ſein, ſie ſo recht mit Ruhe zu beſchimpfen. Kannſt du den Chanvalon denn nicht endlich ein Mal faſſen?

Bis jetzt war es unmöglich, Sire. Ich weiß nicht ein Mal genau, ob er zur Königin kommt.

Wie kannſt du daran zweifeln! ſprach Heinrich, die Achſeln zuckend. Sieh doch nur die Augen, mit denen ſie ihn anſieht. Die ſprechen von genoſſenen Freuden und von denen, die noch zu erwarten ſind.

Wahr, Sire; aber dann muß er durch die

Luft in das Hôtel kommen, denn noch nie hat ihn einer unſerer Leute entdeckt.

Glaubſt du denn, er werde in eigener Geſtalt zu ihr ſchleichen? Wie dumm du biſt, Joyeuſe! Man ſollte wirklich glauben, du wäreſt verliebt in unſere Schweſter.

Nun, Sire, man kann größere Dummheiten begehen, als ſich in die Königin von Navarra verlieben, murrte Joyeuſe. Ich will nicht darauf ſchwören, daß ich den Hund, den Chanvalon, nicht beneide.

Mein Kind, du biſt verheirathet, ſprach der König ſalbungsvoll.

Ah, Sire, meine Frau iſt gerade wie die Königin: betet den halben Tag, arbeitet den andern halben, und ſagt niemals etwas Anderes als Ja. Das iſt nicht ſehr erheiternd; Ihr wißt es aus Erfahrung.

Wenn dir an einer Frau gelegen war, die Nein ſagte, ſo brauchteſt du blos ſo lange zu

warten, bis unſere Muhme von Montpenſier Wittwe wurde. Da hätteſt du zu deines Herzens Genüge Widerſpruch und Eigenſinn gehabt, das verſichere ich dir; der alte Montpenſier, ein Bär, wie er war, wagte kaum zu knurren. Sei nicht einfältig, ich bitte dich, mein Kind. Eine gute, fromme Frau, wie du ſie haſt, iſt ein Schatz, für den man Gott und unſerer Frau nicht genug danken kann; eine wahre Glückſeligkeit, ſage ich dir.

Eine langweilige Glückſeligkeit, murmelte Joyeuſe übellaunig.

Jede Frau wird langweilig, wenn man ſie erſt gehabt hat, mein liebes Kind. Wie denkſt du denn, daß mir jetzt bei d'Aſſé zu Muth iſt?

Wie einem Menſchen, der ſich übergeſſen, bei einem faden Fricaſſée. Aber auch dieſe Blonde!

Ei, mein Kind, ſie iſt nicht übel, bei Saint-Denis! Und er fing eine Beleuchtung von

Mademoiſelle d'Aſſé, Stieftochter der Präſidentin von Bellemont, an, in die er ſich ausnahmsweiſe verliebt hatte.

Du konnteſt das nicht ſo wiſſen, ſchloß er, aber du ſiehſt, daß ſie viele Schönheiten hat. Und doch bin ich ihrer ſo ſchnell überdrüſſig geworden. Es iſt das nicht zu vermeiden — es iſt unſer Schickſal, daß wir jeder Frau müde werden, ſobald —

Wie kommt es da, daß der Lothringer noch immer nicht der Sauve müde iſt?

Bah, auf die Art, wie unſer Vetter von Lothringen liebt, reicht man mit einer Frau das ganze Leben aus, und kann ſie auch noch mit ins Paradies nehmen. Aber wir, die wir eine Frau ordentlich genießen, wir müſſen ſie ſatt bekommen. Darum habe ich bei meiner Verheirathung mir auch durchaus nicht eingebildet, ich könnte in meine Frau verliebt bleiben, ſondern nur gewünſcht, ſie möchte tugend-

haft ſein. Dieſer billige und chriſtliche Wunſch iſt mir erfüllt worden, und wenn die Königin, meine gute Frau, mir einen Erben gebracht hätte, ſo gäbe es keinen Ehemann glücklicher als mich.

Ei nun, es kann ja noch werden, meinte Joyeuſe.

Der König ſchüttelte den Kopf. Nein, mein Kind, die Hoffnung habe ich aufgegeben. Du brauchſt nicht ernſthaft auszuſehen; für dich iſt es beſſer. Ich habe dich und d'Epernon an Kindesſtatt angenommen; ich werde deshalb mein Reich unter euch theilen. Ludwig der Fromme theilte auch ſein Reich; ich werde ihm nachahmen.

Ja, unter ſeine Söhne, Sire.

Ich ſage dir ja, ihr ſeid meine Söhne, du und d'Epernon. Wüßte ich, wen von euch Beiden ich am meiſten liebte, ſo würde ich dem das ganze Reich hinterlaſſen; aber darüber kann ich nie ins Klare kommen.

Das iſt ſehr übel, Sire.

Möchteſt du das ganze haben, mein Kind?

Ja, Sire, weit lieber als das halbe.

Mein Kind, ein Reich iſt eine ſchwere Laſt; das ſiehſt du an mir.

Sire, habe ich nur eine Hälfte, muß ich ſie mit einer Schulter tragen; hab' ich beide Hälften, trage ich auf beiden Schultern gleich, und das iſt weit leichter.

Wahr, ſprach Heinrich lachend, aber auch das iſt wahr, daß du einen guten Appetit haſt.

Meiner Treu, Sire, erwiederte Joyeuſe mit drolliger Trockenheit, das iſt nicht meine Schuld; der Appetit kommt beim Eſſen.

Auch wahr; aber doch hat der dicke Hecht, der Mayenne, nicht Unrecht in dem, was er erſt vorgeſtern von dir geſagt.

Schon wieder? Der Mayenne kann mich nun einmal nicht leiden. Laßt ſehen, Sire, was hat er denn geſagt?

Es heißt immer, wir Lothringer hätten große Magen. Da ſehe mir Einer ein Mal gegen uns den Joyeuſe ſchlucken. Das hat er geſagt, mein Kind.

Und es beluſtigt Euch außerordentlich, wie ich ſehe.

Warum nicht, mein liebes Kind?

Ihr habt Recht, Sire. Aber wer hat es Euch erzählt?

Die Königin, meine Mutter.

Dachte ich es doch! Die verabſcheuet uns unveränderlich.

Weil ſie eiferſüchtig auf euch iſt.

Weil ſie unter unſerer Aufſicht nicht mehr ſo oft einen Brei einrühren kann wie früher.

Laſſe ſie doch, mein Kind, laſſe ſie doch. Was thut es dir, ob ſie dich haßt? Du bekommſt deine Hälfte vom Reich.

Bah, Sire, brummte Joyeuſe, ſagt das

doch nicht immer wieder. Ebenſo gut könnt Ihr mich auf das Paradies anweiſen.

Mein Kind, biſt du denn ſo ungeduldig auf meinen Tod?

Sire, ſprach Joyeuſe, dieſes Mal beleidigt, ich bitte Euch, dergleichen Aeußerungen nicht zu thun. Das heißt mich in meiner Ehre angreifen.

Sei nicht böſe, mein Kind; ich ſprach nicht im Ernſt. Komm, beruhige dich; ich weiß ja, wie edel dein Herz iſt und wie du deinen König liebſt. Aber nur ſage mir, was dich wol verhindern könnte, den Antheil von meinem Reiche in Beſitz zu nehmen, den ich dir zu hinterlaſſen gedenke?

Aber, Sire, Monſieur, Euer Bruder? —

Ha, dieſer armſelige Narr!

Gleichviel; er iſt ein Sohn von Frankreich und der rechtmäßige Erbe des Thrones.

So, du glaubſt alſo, daß dieſer erbärmliche

Schwächling, der ſchon in ſeiner Kindheit elend war, mich überleben werde? rief Heinrich gereizt.

Gott gebe, daß es nicht ſei, Sire. Ich hoffe ſogar inbrünſtig, es möge nicht ſein. Möge Ew. Majeſtät noch lange leben, länger als Euer armer Joyeuſe. Aber dennoch, Sire — wer kennt den Willen der Vorſehung? Sollte Frankreich der Schlag treffen, daß es Euch verlöre und Monſieur behielte, ſo iſt er von Gott und Rechts wegen Euer einziger Erbe.

Aber ich ſage dir, das wird nicht ſein. Meinen Bruder wirſt du nie als Stein auf deinem Wege zur Herrſchaft finden.

Dann werde ich Monſeigneur den Kardinal finden.

Komm, Joyeuſe; ſei nicht zu dumm.

Nun wol, da den König von Navarra. Der iſt nicht elend ſeit ſeiner Kindheit, und ſcheint auch durch irgend einen Hexenſpruch vor allen Gefahren bewahrt; denn mehr als ein

Mal iſt er von Meuchelmord bedroht geweſen und immer glücklich entgangen, obwol er recht wie ein irrender Ritter bei Nacht und Nebel mutterſeelenallein in ſeinem Bearn herumreitet.

Aber er iſt ein Ketzer, Joyeuſe.

O, wenn es nur daran hängt, Sire, ſo wird er wieder katholiſch.

Heinrich dachte nach. Und wenn auch, ſo iſt unſer guter Bruder von Navarra doch immer ein unſchuldiges und unſchädliches Geſchöpf, denn er hat Nichts als Weiber im Kopf, und die Weiber machen den klügſten Mann zum Narren.

Nicht immer. Es kommt auf die Weiber an. Solche, wie wir hier haben, freilich; aber es gibt auch, wie man hört, noch andere, die einen Mann nicht zum Narren, ſondern zum Helden machen, und eine ſolche Frau ſoll der Bearner jetzt gefunden haben.

Ja, die Grammont — ich weiß; glaube doch nicht ſolche Geſchichten.

Sire, Ihr denkt zu leichtfertig von den Frauen. Nehmt Euch in Acht; ſie werden ſich eines Tages an Euch rächen.

Heinrich lachte; es war ein Lachen ohne Kraft. Auch hörte er bald damit auf, gähnte auf das Neue und ſagte: Ach, mein Kind, was für ein langes Geſpräch haben wir gehabt! Wie dieſe Staatsangelegenheiten ermüden. Ich bitte dich, weißt du denn keine Beluſtigung?

Der arme, phlegmatiſche Joyeuſe war der Ungeduld nahe; ihn dahin zu bringen, bedurfte es viel; indeſſen dieſe immerwährenden Anforderungen an ſein ermüdetes Gehirn hätten ihn doch beinahe dahin gebracht. Aber ehe er die mürriſche Antwort, die er in der Kehle hatte, heraufbringen und hervorbrummen konnte, trat d'Epernon in das Zimmer und begrüßte den König, ohne weder in Miene, noch in Haltung

jene Langeweile zu verrathen, an welcher der König und, von ihm angesteckt, auch Joyeuse langsam zu Grunde gehen mußten, wenn keine Rettung kam. D'Epernon war zu ehrgeizig, um sich je langweilen zu können, da seine Ichsucht seinen Ehrgeiz immer in gleichmäßigem Brennen erhielt.

Daher war Heinrich gewöhnt, Ermunterung von d'Epernon zu erwarten, und blickte ihm auch jetzt mit so viel Erregtheit entgegen, wie sein abgespannter Zustand zuließ. Auch Joyeuse holte Athem und sah hoffnungsvoll aus. D'Epernon jedoch schien dieses Mal Beider Hoffnungen nicht erfüllen zu wollen; denn er fragte einfach: wie Seine Majestät sich befinde.

Heinrich sah ganz geschlagen aus. Ach, mein Gott, d'Epernon, hast du mir nichts Anderes zu sagen? fragte er kläglich.

Der König langweilt sich, d'Epernon, fügte Joyeuse eindringlich hinzu.

Schon wieder? fragte d'Epernon mit Ironie, doch nicht mit einer feinen, lächelnden, wie die Heinrich's war, ſondern mit einer herben, kurzen, nichtachtenden, ganz wie ſein Charakter.

Wie kann ich denn anders? fragte der König mit der Miene eines geſcholtenen Knaben, denn d'Epernon beherrſchte ihn meiſtens ganz und gar.

Thut etwas, Sire, erwiederte der rückſichtsloſe Günſtling unumwunden.

Was denn?

Seid Herr.

Das alte Lied, murmelte Heinrich mismuthig, indem er ſich in dem Seſſel ausſtreckte. Kannſt du kein anderes ſingen?

Kein beſſeres wenigſtens.

Du biſt wie Cato. Und zum Schluſſe trage ich darauf an, daß Carthago zerſtört werde.

Ja, nicht wahr — die Guiſen fort? fragte Joyeuſe. Das iſt dein Evangelium, welches

du ſowol an Sonn- wie an Werkeltagen pre-digſt. Sei doch nicht ſo misgünſtig. Laſſe ihnen doch auch etwas Hofluft.

Wer fluchte denn noch vor wenigen Mona-ten auf die Guiſen bei einer Todtenrede über Saint-Megrin?

Laß ihn, ſprach Heinrich. Die Lothringer machen ihm den Hof — er iſt jetzt ein raſen-der Guiſard.

Nehmt Euch in Acht, Sire, daß nicht Ernſt werde, was Ihr hier im Scherze ſagt.

D'Epernon! rief Joyeuſe ſchwerfällig drohend.

Frieden, Kinder, ſagte Heinrich beſchwichti-gend. Wenn ihr Beide noch anfangt, euch zu zanken, was ſoll denn da aus mir werden? Habt doch Mitleid mit mir; ich dächte, es wäre Verwirrung genug um mich her.

Sire, die Lothringer ſind eben die Verwirrer.

Darum muß man ſie ſchonen, meint Joyeuſe, damit ſie es nicht zu arg machen.

Man muß ſie unſchädlich machen, damit ſie Nichts mehr thun können.

Wie willſt du denn das können?

Verbannung vom Hofe, kurz und gut.

Und nicht wahr, den König von Navarra an den Hof? murrte Joyeuſe.

Warum nicht? Tauſend Mal lieber die Hugenotten als die Liguiſten.

Unſinn! Ich könnte aus der Haut fahren, d'Epernon, wenn ich dich ſo reden höre. Siehſt du —

Kinder, ſprach der König ſchwach, meine lieben Kinder, habt ihr denn gar kein Mitleiden mit mir? Geſtern den ganzen Tag auf den Beinen, die ganze Nacht nicht geſchlafen, und heute noch von Nichts gehört, als von Hugenotten und Guiſen — wollt ihr mich denn tödten?

Sire, ich weiß keine Unterhaltung für Euch, erwiederte Joyeuſe mürriſch. D'Epernon ſchwieg.

Wenn wir einen Bären hetzen ließen? meinte Heinrich nach einem kurzen dummen Schweigen.

Ihr vergeßt, sprach d'Epernon, daß Eure Bären sammt allen Stieren, Löwen und anderweitigen Bestien in der Ewigkeit sind.

Ja, ganz richtig, sagte Heinrich, etwas verwirrt, das hatte ich ganz vergessen. Was so eine schlaflose Nacht das Gedächtniß doch umschleiert. Es war eigentlich Schade um die guten Thiere; sie hätten uns manche Stunde vertreiben können; ich kenne nicht leicht eine Unterhaltung, die besser wäre, als einen recht blutigen Kampf zwischen so einer lieben, recht wilden Bestie und einer Schaar tapferer Doggen. Ja, es ist Schade, daß ich sie tödten lassen mußte; aber, sage selbst, d'Epernon, konnte ich anders? Konnte ich Thiere leben lassen, von denen mir geträumt hatte, sie rissen mich in Stücke?

D'Epernon lächelte mitleidig. Das kommt darauf an, Sire. Ich glaube nicht an Träume.

Sei kein Freigeiſt, d'Epernon. Denke an Pharao und ſeinen Traum von den ſieben fetten und den ſieben magern Kühen.

Mein Gott, Sire, mir iſt es ganz gleichgültig, daß die Beſtien todt ſind.

Mir nicht; denn ich habe um ſo viel Stunden mehr auf den Händen. Sage mir, d'Epernon, weißt du denn gar nichts Neues?

Nun wol, ſprach d'Epernon, ſich erbarmend, ſo wiſſet denn, daß ſämmtliche Prediger Eurer guten Stadt Paris von den Kanzeln über Euer geſtriges unverantwortliches Benehmen Schwefel und Pech ausgegoſſen haben.

Ich ſagte: ſämmtliche Prediger, ſprach d'Epernon mit Nachdruck.

Wie, rief der König mit plötzlicher Hoffnung, auch Doktor Roſe?

Auch er.

Heinrich war ganz verklärt. D'Epernon, mein Kind, ſagte er leiſe, mit dem Geſicht eines Columbus, das iſt etwas Neues.

Eure Majeſtät wird ihn doch beſtrafen laſſen?

Den Mann, der etwas Neues gethan hat? D'Epernon, iſt dein Herz denn verſteinert? Begreifſt du die Dankbarkeit nicht mehr? Nein, ich werde ihn königlich belohnen. D'Epernon, mein Kind, gehe, laſſe L'Archant kommen: er ſoll einige ſeiner Leute augenblicklich zu Roſe ſchicken, und zwar Graubärte, die recht grimmig und gräßlich ausſehen. Denke dir nur, wie der dicke Doktor erſchrecken wird, wenn er mit dem Bewußtſein deſſen, was er heute Morgen gepredigt hat, jetzt plötzlich den Befehl erhält, vor mir, ſeinem beleidigten Souverain, zu erſcheinen. Er wird glauben, ich wolle ihn ſpießen, oder wenigſtens hängen laſſen, und all ſein gewöhnlicher Hochmuth wird

ſich in jämmerliche Furchtſamkeit verwandeln; aus einem ſich blähenden Pfauhahne wird er ein zitterndes Kaninchen werden. Der Gedanke kitzelt mich unglaublich, und du biſt's, d'Epernon, dem ich dieſes Vergnügen verdanken werde. Mein Kind, mein liebes Kind, verlange, was du willſt; ich verſpreche dir — nein, das geht nicht; du könnteſt irgend ein übermenſchliches Heldenſtück von mir verlangen; deine Anſprüche ſind immer nach einem ſolchen großen Maßſtabe, daß nur Rieſen ſie erfüllen können. Darum verſpreche ich dir Nichts; aber ich behalte mir es vor, dir meine Dankbarkeit auf eine meiner und deiner würdige Art zu beweiſen. Und du, mein Kind, ſchloß er, ſich zu Joyeuſe wendend, ſein jetzt ganz geläufiges Geſchwätz, du ſei nicht etwa eiferſüchtig auf d'Epernon; auch du wirſt ein Mal das gute Glück haben, mir eine ſolche Neuigkeit zu bringen.

Ich denke nicht daran, eiferſüchtig zu ſein, murmelte Joyeuſe; aber er war es doch. D'Epernon verließ das Zimmer.

Hörſt du, nur rechte Greuelgeſichter ſoll L'Archant ausſuchen! rief der König ihm nach.

Seid ruhig, Sire, erwiederte d'Epernon, aus der geöffneten Thür zurückſprechend, ich ſelbſt werde Eure Abgeſandten auswählen.

Nach einigen Minuten, während welcher der König ſich mit einem wahren Aufwand von Phantaſie den erſchrockenen Prediger vormalte, kam d'Epernon zurück und ſagte: Nun, Sire, gebt Euch zufrieden. Die Leute, die wir geſchickt haben, können allenfalls für Boten des Teufels ſelbſt gelten, ſo mitleidslos und gräßlich ſehen ſie aus. Ich dachte gar nicht, daß wir unter der Leibwache ſolche vollendete Häßlichkeiten hätten. So iſt es immer: das Verdienſt muß eine Gelegenheit finden, um ſich geltend zu machen. Hat es dieſes Glück nicht,

ſo kann es das ganze Leben lang in unwürdiger Dunkelheit ſchmachten.

Ich bitte dich, erſpare mir deine philoſophiſchen Bemerkungen jetzt ebenſo gut, wie vorhin deine politiſchen Anſichten, rief der König. Ich habe jetzt weder Ohren, noch Gedanken — ich habe nur Erwartung. Kaum habe ich je ſo ungeduldig einer Liebesſtunde entgegengeſehen, wie jetzt dem Doktor.

Der gute Mann dürfte mindere Eile haben, Sire, bemerkte d'Epernon.

Ha, ha! lachte der König; es iſt ſo hübſch, einen Käfer am Faden zappeln zu ſehen.

Ein hübſches, unſchuldiges Bubenvergnügen, meinte Joyeuſe.

Für den Buben, ſchaltete d'Epernon ein; aber nicht für den Käfer.

Wie witzig wir auf ein Mal ſind! rief innig vergnügt der König.

So? fragte Joyeuſe. Sind wir witzig?

Da will ich recht genau aufpaſſen; es muß der Mühe werth zu hören ſein, es iſt ein ſo ſeltener Zuſtand für uns.

Mit ſolchem Geſchwätz brachten ſie, ſo gut es gehen wollte, die Zeit hin, die noch vergehen mußte, ehe ſelbſt bei der allergrößten Anſtrengung aller in dieſer Angelegenheit in Bewegung geſetzten Beine der Doktor Roſe herbeigebracht werden konnte, der zur königlichen Unterhaltung und zur Ermunterung, auch fernerhin die Wahrheit zu predigen, die angenehme Rolle eines Käfers am Faden ſpielen ſollte.

Zehn Mal gewiß hatte der König ſchon hinuntergeſchickt. Kommt er noch nicht, dieſer gute Doktor? Wie die Zeit langſam kriecht. Eine Schildkröte iſt ein Schnelläufer gegen ſie! Kommt er noch nicht?

Endlich hörte man Geräuſch — eine Meldung kam — der Doktor war da — der König in Entzückung.

O, aber noch einen Augenblick. Er muß angemeſſen empfangen werden. Seht mich an; ſagt mir: ſehe ich zornig und majeſtätiſch genug aus? Merkt man nicht, daß ich eigentlich lache?

Eure Majeſtät ſieht wie der Tyrann Dionyſius ſelbſt aus, verſicherte L'Archant, der ſelbſt den Doktor zu melden gekommen war.

Gut denn; ſo ſetze du, Joyeuſe, dich mir zur Linken, und ich bitte dich, nur für wenige Minuten habe nicht dein gewöhnliches, gutmüthig verſchlafenes Geſicht. Sieh grimmig aus, mein liebes Kind — dir, d'Epernon, brauche ich das nicht erſt zu ſagen; du machſt ohnedies eine Miene zum Erſchrecken. Aber bleibe du ſtehen, da machſt du mit deiner großen Geſtalt mehr Eindruck.

Die Mignons gehorchten den Anordnungen des Königs, und Joyeuſe ſchnitt aus allen Kräften ein finſteres Geſicht, während d'Eper-

non die Augenbrauen noch ein wenig mehr zuſammenzog, als es ſeine Gewohnheit war. Und als nun ſo Alles zum Empfange des unglücklichen Doktors bereit war, wurde er mit langſamer Feierlichkeit eingeführt.

Der Tag war nicht warm — man kennt ja das Klima, welches der Februar hat, wenn es ihm gerade einfällt, froſtig zu thun — der Tag war nicht nur gar nicht warm, ſondern ſogar recht unfreundlich rauh, recht unbehaglich kalt; aber der Doktor ſchwitzte aus allen Poren.

Heinrich hatte ihn gut gekannt. Der Mann erwartete wenigſtens, gehangen zu werden; er hatte ſelbſt einige gräßliche Zweifel darüber, ob er nicht verbrannt werden würde. Wie er bei dieſer natürlichen Anlage zur Furchtſamkeit es hatte wagen können, gegen den König zu predigen? Warum laufen die Schafe maſſenweis ins Feuer? Weil eines blökend vorantrabt. Ein Prediger hatte angefangen, auf den

König zu ſchimpfen; das Volk von Paris war herzugekommen und hatte Beifall geſchrieen — die andern Prediger ſchimpften nach, um ihrerſeits die Menge anzuziehen. Doktor Roſe hatte ſich bis jetzt in vorſichtiger Mäßigung erhalten; er war das letzte Schaf geweſen, das der Lockung des Feuers und der Macht des Beiſpiels gefolgt war. Aber er war doch gefolgt, und gerade in dieſem Augenblicke mußte ſich der König aus der Indolenz aufrichten, in welcher er bisher alle dieſe redneriſchen Feindſeligkeiten angehört hatte, und Roſe, der letzte ſeiner Angreifer, mußte das erſte Opfer ſeines Zornes werden. Es war hart; der Doktor haderte mit Gott.

Als er ſich nun der Majeſtät gegenüber befand, die er mit ſolcher vollen, geiſtlichen Grobheit angegriffen hatte, da war er eine ſo kläglich zerknirſchte Geſtalt, daß Heinrich nur mit der größten Beherrſchung ſich des Gelächters

enthalten konnte, und ſelbſt Joyeuſe eine Zuckermandel eſſen mußte, um den Mund nicht zu einem Lächeln zu verziehen.

Heinrich ſchwieg lange. Er mußte ſich faſſen. Der Doktor ſchwieg auch, und er ſchwitzte. Es war ſo gut, als nähme er ein Bad. Den König anzuſehen, wagte er nicht erſt. Seine Augen ſtierten in Todesangſt auf den Boden.

Endlich ſprach Heinrich langſam und in einem ernſten, traurigen Tone: Doktor —

Eure Majeſtät, ſtammelte kaum hörbar der unglückliche Doktor.

Ich habe heute etwas gehört, was — mir ſehr ſchmerzlich iſt, fuhr Heinrich in derſelben Art fort.

Sire —

Ich habe es noch nicht glauben wollen, bis ich es von Euch beſtätigt gehört. Ich kann es nicht glauben; es wäre zu bitter für mein Herz und zu ſchrecklich für Euch, Doktor.

Eine Pauſe.

Ich wiederhole es Euch, ich kann und mag es noch nicht glauben. Von Euern eigenen Lippen will ich das Gegentheil hören, ehe ich meine Ueberzeugung aufgebe, daß Ihr dankbar gegen mich ſeid. Denn Ihr ſeid mir doch Dank ſchuldig, nicht wahr, Doktor?

O, Eure Majeſtät —

Ich bin Euch immer ein gnädiger und freigebiger König geweſen?

O, Sire!

Eure Kirche hat ſich über mich nie zu beſchweren gehabt?

Eine demüthige ſtumme Verneinung des Doktors.

Ich habe Eure Predigten immer vorzugsweiſe geſchätzt?

Eine noch demüthigere ſtumme Bejahung.

Und iſt es wahr, daß Ihr trotz aller dieſer Gnadenbezeigungen von mir, trotz aller dieſer

Dankbarkeitsverpflichtungen gegen mich heute in Eurer Kirche ſchlecht von mir geſprochen habt? — Ihr erbleicht noch tiefer? — Ihr ſtottert? — Ihr ſeid nahe daran, in den Staub vor mir niederzuſinken? — Es iſt alſo wahr! Doktor, Doktor, wer hätte das von Euch gedacht!

Euer Majeſtät, Verzeihung! ſtammelte der Doktor.

Gern, o gern, ſagte Heinrich. Des unglücklichen Predigers Antlitz wurde hell von freudiger Beſtürzung. Sehr gern, wiederholte der König, nur gebt mir irgend eine Veranlaſſung dazu — entſchuldigt Euch auf irgend eine Art. Das Geſicht des armen Doktors fiel wieder ſo tief wie vorhin.

Nun? fragte Heinrich mit einer entſetzlichen Sanftmuth.

Euer Majeſtät, mein Gewiſſen — brachte Roſe zähneklappernd heraus.

Euer Gewiſſen? fragte der König weiter. Alſo Euer Gewiſſen hat Euch befohlen, gegen mich zu predigen. Ihr habt die unſchuldige Beluſtigung, die ich mir als eine Erholung von meinen ſchweren Sorgen, von meinen ermüdenden Pflichten gegönnt, für ſündlich gehalten, und es gegen Euer Gewiſſen nicht verantworten können, den Mantel des liebevollen Stillſchweigens über mein Vergehen zu breiten? O Doktor, iſt das, wie es einem Chriſten geziemt? Iſt das gehandelt, wie ein Prediger des göttlichen Wortes handeln ſoll? Was ſollt Ihr denn predigen? Die Liebe. Und was habt Ihr heute gepredigt? — Den Haß. Und gegen wen habt Ihr Haß gepredigt? Heinrich erhob feierlich ſeine Stimme. Gegen Euern König; gegen Euern angeſtammten, gottgeſandten König. Denn wiſſet Ihr nicht, daß ich von Gottes Gnaden König bin? Ich könnte ein ſchlechter König ſein, ſo wäre

ich es doch von Gottes Gnaden, und Ihr müßtet mich in Demuth annehmen, so demüthig, wie Ihr Krieg, Hungersnoth und Pestilenz als Schickungen und Strafgerichte Gottes annehmt. Oder predigt Ihr gegen Hungersnoth und Pestilenz?

Der Doktor war durch diese königliche Moralpredigt ganz und gar verblüfft. Mit offenem, hängendem Munde und großen dummen Augen stierte er den Verkündiger der neuen und sonderbaren Lehre: daß schlechte Könige mit Pestilenz und Hungersnoth in eine Rubrik gehörten, an. Zu antworten vermochte er nicht; denn er begriff erstens nicht, was der König von ihm wissen wollte, und zweitens hatte ihn auch in diesem Streit von angstvollen Empfindungen die Stimme verlassen, so treulos, wie nur immer ein junger, hasenherziger Page seinen Herrn mitten in einem Getümmel von Reitern allein lassen kann.

Nachdem Heinrich einige Augenblicke auf die Antwort gewartet hatte, die nicht kommen ſollte, fuhr er triumphirend fort: Seht Ihr wol, Ihr ſchweigt. Ihr müßt Euch überwunden geben und mir unumwunden eingeſtehen, daß Ihr ſo wenig, wie irgend ein anderer Unterthan von mir, das Recht habt, über mich zu ſprechen und meine Handlungen zu beurtheilen. Sogar in beſcheidenen Ausdrücken iſt es weder Euch, noch irgend einem andern Franzoſen erlaubt; wie die Perſon des Königs heilig iſt, ſo iſt es auch ſein Name; Niemand darf ihn mit dem Auge des Tadels zu unterſuchen wagen, ob er auch rein ſei; er iſt rein, ein Mal für immer; der König kann nicht Unrecht haben. Wiſſet Ihr das nicht aus der Schrift? Stehet da nicht, ihr ſollt eurer Obrigkeit gehorſam ſein, die Gott euch gegeben hat, und iſt der König nicht die höchſte Obrigkeit? Sprecht.

Der Doktor neigte ſein Haupt, tief und immer tiefer, bis es endlich auf ſeiner Bruſt lag.

Wenn dem alſo iſt, fragte Heinrich jetzt plötzlich mit zerſchmetternder Majeſtät, wenn ſelbſt kein Hauch den königlichen Namen beflecken darf, wie wagt Ihr es denn, auf ihn zu ſpucken?

Der Doktor fiel auf beide Kniee nieder. Gnade, Sire! quiekte er im dünnſten Falſett und faltete mit überſtrömenden Augen ſeine fetten Hände.

Gern hätte Heinrich das hübſche Spiel noch länger fortgeſetzt; aber Joyeuſe brach unaufhaltſam in ein trockenes, holpriges Gelächter aus, und dieſer ungewöhnliche Klang riß die Majeſtät unwiderſtehlich mit fort.

Als der Doktor den König lachen ſah, ſtarrte er aus allen Kräften, während er unbeweglich in ſeiner Armenſünderſtellung liegen blieb. Er konnte ſich nicht recht denken, daß

der König bei einem ſo furchtbar erhabenen Zorne, wie er eben geäußert, einer ſolchen Luſtigkeit fähig ſein ſollte, und doch wagte er ebenſo wenig an das Glück einer vollkommenen Losſprechung zu denken.

Nun wohl, was bleibſt du denn mit offenem Maule liegen? fragte endlich Heinrich.

Ich — ich weiß nicht, ob — ob — ob —

Ob ich dir verzeihe? Nun freilich, du Nichtsnutz, du Großmaul. Das Ganze war ja nur ein Spaß. Der Joyeuſe hat mich herausgebracht, ſonſt hätte ich dich noch länger zappeln laſſen, indeſſen wir wollen Gott auch ſo dankbar ſein. Du haſt mich ſehr gut unterſtützt, und deine jetzige Angſt macht deine heutige Predigt vollkommen wieder wett. Aber nicht immer möchte ich ſo eines Spaßes bedürfen wie heute, und mir daher mit dir nur einen Spaß machen. Das merke dir. Ich habe dich zehn Jahre lang bei Tag und Nacht auf den

Straßen herumlaufen laſſen, ohne dir je etwas darüber zu ſagen; alſo konnteſt du mich wol ein einziges Mal hindurchlaſſen, noch dazu an einem Faſtnachtstage, ohne mich gleich abzukanzeln. Hörſt du? Für dieſes Mal iſt es dir verziehen; aber künftighin ſei vorſichtig. Was brauchſt du es denn zu machen, wie die andern dummen Prediger? Mache es, wenn du durchaus ein Vorbild haben mußt, wie mein Beichtvater, der mir mehrmals geſagt und es auch öffentlich erklärt hat: ſeit langer Zeit habe Frankreich keinen ſolchen frommen Fürſten gehabt. Das nenne ich ſprechen. Und kennſt du nicht auch das Anagramm, das man aus meinem Namen herausfindet, wenn man ihn lateiniſch ſchreibt? Henricus tertius — in te verus Christus. Siehe, dergleichen kannſt du anbringen. Verſprichſt du mir das?

Der Doktor floß über in Betheuerungen. So auf den Mund geſchlagen er bisher gewe-

ſen war, ſo unerſchöpflich ſtrömte jetzt ſeine Beredtſamkeit.

Gut, gut, ſprach der König. Um dich in dieſen guten Vorſätzen zu ſtärken, will ich dir vierhundert Thaler ſchenken. Kaufe dafür Zucker und Honig und verſüße diejenigen deiner Worte, die etwa noch Luſt hätten, in früherer Säure herauszukommen. Und höre — der Biſchofsſitz zu Senlis dürfte bald erledigt werden — wenn ich zufrieden bin — nun, du verſtehſt mich — es iſt gut, mein lieber Doktor; kehret jetzt nach Hauſe zurück und ziehet ein trocknes Hemde an.

Ob der Doktor Euern letzten Rath befolgen wird, Sire, das weiß ich nicht, ſprach d'Epernon, als der König wieder allein mit ſeinen Mignons war, aber für den erſten möchte ich ſchwören.

O, ich ſchwöre auch für den letzten, rief lachend der König, denn der arme Doktor

triefte wie ein Hühnerhund, der eine Ente aufgefiſcht hat. Aber ſagt mir, habe ich ihn nicht allerliebſt gepeinigt?

Es dauerte nur nicht lange genug, brummte Joyeuſe, der noch erſchöpft von ſeiner Heiterkeit war.

Dickes Vieh, weſſen war denn die Schuld, daß es nicht länger dauerte? fragte Heinrich komiſch zornig.

Ich weiß wohl, daß ich Schuld bin, und es ärgert mich genug. Ich habe den Fehler, daß ich zu viel lache.

Gott ſtehe dir bei, Joyeuſe, ſprach d'Epernon; wenn du keine andern Fehler hätteſt, ſo könnteſt du bei lebendigem Leibe ins Paradies eingehen.

Joyeuſe ſchüttelte den Kopf und war nicht überzeugt. Der König aber ſagte: Daß der nicht mehr ſchwatzt, deſſen bin ich ſo ſicher wie meiner Seligkeit. Vierhundert Thaler und die

Aussicht auf die Bischofsstelle zu Senlis — dergleichen brächte selbst einen Geistlichen von der Religion zum Schweigen. Aber auch den übrigen Schreiern will ich den Mund stopfen, fuhr Heinrich fort und sah höchst geheimnißvoll aus. Ich habe da eine Idee — eine außerordentliche Idee — sie ist mir vorhin gekommen, während wir den Doktor erwarteten — meine lieben Kinder, wir wollen eine Brüderschaft von Büßern stiften.

Eine Brüderschaft von Büßern! rief d'Epernon. Denkt Eure Majestät nicht mehr an die Straßenjugend von Avignon?

Ich will lieber noch drei Zähne hingeben, als mich dazu hergeben, und das will viel sagen, sprach Joyeuse mit ungewöhnlicher Energie. Er hatte vor La Fère durch einen Schuß nicht weniger als sieben Zähne eingebüßt.

Aber da half Nichts; eine Brüderschaft wollte der König haben, und eine Brüderschaft

wurde geſtiftet und hielt am 25. März 1583, am Tage der Verkündigung, von der ſie ihren Namen hatte, ihren erſten feierlichen Umzug. Die Mitglieder, unter denen der König ſich durch Nichts unterſchied, zogen in weiße Leinwand gekleidet zu zwei und zwei aus dem Kloſter der Auguſtiner nach Notre Dame. Der Beichtvater des Königs, der Jeſuit Edmund Auger, leitete die Proceſſion; der Kardinal von Guiſe trug das Kreuz, und der Herzog von Mayenne war Ceremonienmeiſter. Die Sänger, welche dieſelbe Kleidung trugen und in drei Trupps abgetheilt waren, ſangen einförmig die Litanei. Ein kalter Regen, der den ganzen Tag über fiel, durchnäßte die ſackartigen Büßergewänder ganz und gar; aber die heilige Brüderſchaft ließ ſich das nicht anfechten, ſondern zog muthig in Notre Dame ein und ſang da knieend das Salve Regina. Heinrich war nicht wenig ſtolz auf einen ſo impoſanten Anfang

und glaubte, ſeine Pariſer, wenn auch nicht im Herzen, ſo doch wenigſtens im Reden zum Schweigen gebracht zu haben. Es war ein großer Irrthum — am nächſten Morgen brachte d'Epernon ihm einen Anſchlagzettel, der bei Nacht an alle Häuſer geklebt worden war, und darauf ſtand folgendes Quatrain:

Nachdem geplündert Frankreich völlig,
Und Jedermann entblößt zu ſeh'n,
Iſt es nicht äußerſt gottgefällig,
In einem naſſen Sack zu geh'n?

Fünftes Kapitel.

Nachdem der Herzog d'Anjou vergeblich verſucht hatte, das Vertrauen der Staaten wiederzugewinnen, ſchiffte er ſich endlich zu Dünkirchen ein, das für einige traurige Monate ſein Aufenthaltsort geweſen war, und landete im Juni dieſes Jahres zu Calais, von wo aus er nach manchem Aufenthalt im Laufe des Sommers nach Château-Thierry gelangte.

Aber umſonſt befahl der König ihm, an den Hof zu kommen. Er entſchuldigte ſich ſeiner Geſundheit wegen und lehnte ebenſo den Beſuch ab, den ſeine Mutter ihm anbot. Ka-

tharina nahm dieſe Ablehnung gleichgültig auf; Margarethe jedoch hatte wirklich den lebhaften Wunſch, ihren Bruder gerade in ſeiner jetzigen trüben Stimmung zu ſehen. Damit er ſie nicht etwa auch zurückweiſe, ſchrieb ſie ihm kein Wort von ihrer Abſicht, erbat ſich in einer der immer ſeltener werdenden günſtigen Stunden die Erlaubniß Heinrich's, reiſte am nächſten Morgen ab, und bereitete ſo ihrem Bruder die vollſtändigſte Ueberraſchung.

Es war nicht mehr als zwei, oder etwas über zwei Jahre, daß die Geſchwiſter ſich nicht geſehen hatten, und doch fand Margarethe den Bruder ſo verändert, daß ſie kaum ihr ſchmerzliches Erſtaunen verbergen konnte. Frühzeitig durch die Ausſchweifungen des Hofes entnervt, hatte er den Schlägen, die in der letzten Zeit ſtatt auf ſeine beabſichtigten Opfer auf ihn ſelbſt gefallen waren, keine Kraft entgegenzuſetzen gehabt, und was einen Charakter, der

nicht nur den Willen, ſondern auch die Kraft zur politiſchen Verrätherei gehabt, geſtachelt haben würde, das hatte ihn zermalmt. Kaum dreißig Jahre, fühlte er ſchon die Erſchlaffung des Alters; dabei waren, leider, ſeine Anſprüche, ſeine Pläne noch ſeinen Jahren gemäß, und das Gefühl von dem Misverhältniß zwiſchen ſeinem Wollen und ſeinem Können machte ihn ſo reizbar, ſo raſtlos und ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt und mit der ganzen Welt, daß es höchſt unbehaglich war, ſich in ſeiner Geſellſchaft zu befinden.

Margarethe bereuete bald genug, daß ſie gekommen, beſonders da ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie gar Nichts zu ſeiner Erheiterung vermöge, ſondern daß ihre Geſellſchaft ihm eher verdrießlich als wohlthuend ſei. Das war natürlich. Ein Kranker von d'Anjou's Art kann an Andern Alles nicht leiden, was er ſelbſt nicht mehr hat. D'Anjou ſah ſeine Schweſter

noch in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und im ganzen Beſitz ihrer genußfähigen Geſundheit; er ſagte ſich: daß Margarethe älter ſei als er, und daß der allgemeinen Annahme nach die Männer länger jung bleiben ſollen als die Frauen. Hier fand er das umgekehrte Verhältniß, und das erbitterte ihn. Die Schönheit, die ihn ſonſt entzückt, die er förmlich angebetet hatte, dünkte ihm jetzt eine Verhöhnung ſeiner widerlichen, unnatürlichen Geſtalt, und er wandte ſich mehr als ein Mal mit ſtummer Wuth von der Schweſter weg, die ihn nicht begreifen konnte, ſondern nur fühlen mußte, daß ſie ihm zur Laſt ſei. In andern Augenblicken, wo in etwas das beſſere Selbſt in ihm rege ward, bezeigte er ſich zwar gegen Margarethe freundlicher, man könnte ſagen, menſchlicher; aber ſeine allgemeine Stimmung blieb auch dann dieſelbe, d. h. vergiftet bis auf den Grund, ohne ein einziges geſundes Gefühl.

Umſonſt ſuchte Margarethe ihm vorzuſtellen: daß er ja mit ſeinen Erwartungen künftiger Größe nicht auf die Niederlande angewieſen, ſondern der rechtmäßige Erbe des franzöſiſchen Thrones ſei.

Er antwortete ihr: Und die Schande, mit der das Mislingen meines Anſchlages mich bedeckt hat?

Der Schändlichkeit des Anſchlages ſchämte er ſich nicht. Wo war denn der Franz von Valois, der über Coligny's Tod geweint? O wahrlich, furchtbar iſt die Gemeinſchaft mit Böſen! Lieber in Peſtluft athmen, als in einer moraliſch vergifteten Atmoſphäre.

Margarethe erwiederte: Man vergißt Alles. Wäret Ihr jetzt Herr der Niederlande, ſo hättet Ihr Ruhm, das iſt wahr; aber mögt Ihr auch keinen haben — das iſt ganz gleich, wenn Ihr erſt König von Frankreich ſeid.

Ja, wenn ich es bin, ſprach d'Anjou finſter. Aber wann werd' ich es ſein?

Wann es Gott gefällt, mein Bruder.

Und wenn es nun Gott gefällt, dem Könige einen Sohn zu ſchenken?

Davor ſeid Ihr ſicher, ſprach Margarethe lächelnd.

Sei es, rief er; wann aber wird der König ſterben?

Ha, ſagte ſie feindlich, wenn es von meinen Wünſchen abhinge —

Ihr wißt, unterbrach er ſie ungeduldig, daß Wünſche gleich ohnmächtig ſind, das Leben zu erhalten, wie den Tod zu geben. Ich ſage Euch, der König wird mich überleben.

Nein, nein, rief ſie, gegen ihre eigene Befürchtung kämpfend, ſeine Geſundheit iſt ſchlecht.

Und die meine erſt, ſagte er bitter lachend, iſt die etwa beſſer? Wißt Ihr, wie ich mich fühle? Als ſaugte mir ein nie ſchlafendes

Fieber Tag und Nacht langſam das Mark aus den Knochen.

Laſſet Aerzte kommen, bat Margarethe dringend.

Damit ſie mich vergiften? fragte er wild. Glaubt Ihr, meine Feinde würden ſich eine ſolche Gelegenheit entgehen laſſen?

Wenn Ihr das fürchtet —

Wenn? Habe ich Unrecht? Hatte ich Unrecht, den Beſuch unſerer Mutter abzulehnen?

Man glaubte damals an Alles, nur nicht an Gott und die Tugend.

Ich kann nicht ſprechen: vertrauet, ſagte Margarethe. Gewiß iſt es, daß der König Euch nicht liebt, und daß unſere Mutter nur ihn liebt und Alles thut, um ihm zu ſchmeicheln und ihm einige Liebe für ſich abzulocken, mit der er gegen ſie ebenſo kargt, wie er ſie an ſeine Mignons verſchwendet. Alſo habt Ihr auf jeden Fall gut gethan, ihren Beſuch nicht

anzunehmen; denn ſie hätte ſich nicht als gute Mutter gezeigt und Euern Gemüthszuſtand durch Vorwürfe nur noch verſchlimmert. Aber daß ſie in einer ſo unmütterlichen Abſicht gekommen wäre, kann ich nicht glauben — es wäre zu entſetzlich.

Dennoch meintet Ihr eben —

Daß Ihr Euch nicht unbedingt ſicher glauben ſollt? — ja wol, das meine ich, und rathe Euch auch dringend, nicht an den Hof zu gehen; denn Ihr habt viele Feinde, mein Bruder, und was der eine nicht thut, kann der andere thun.

Niemand kann es ſo gut thun wie ein Großer, oder eine Große, meinte d'Anjou brütend. Glaubt mir, meine Schweſter, unſer Bruder, der König Karl, iſt nicht nach Gottes Rathſchluß ſo jung geſtorben.

Schweigt, ich bitte Euch! bat Margarethe. In ihr lebten noch Schauer, die ſich gegen ſolche Gedanken ſträubten. D'Anjou war ſchon

vertraut mit dieſen; wer ſelbſt Verrath ausgeübt hat, der fürchtet überall Verrath.

Warum ſollte der König dieſes Aeußerſte wollen? Dieſe Frage that Margarethe nach einigem Schweigen.

Weil er mich fürchtet.

So lebt auf eine Art, daß ſeine Furcht vor Euch aufhöre.

Wie, in Dunkelheit? rief d'Anjou heftig. Das mag ich nicht. Eher ſterben. Ich muß meine Niederlage vor Antwerpen vergeſſen machen.

Mein Bruder, Ihr habt nicht die Kräfte zu neuen Feldzügen.

Das zu beurtheilen werdet Ihr mir erlauben, antwortete er hochmüthig.

Wie Ihr mich misverſteht! ſagte ſie geduldig. Seid doch gut gegen mich.

O, Ihr ſeid ebenſo gut meine Feindin, wie alle Welt mir feind iſt, ſprach er hart. Habt

Ihr Euch nicht mit Chanvalon eingelaſſen, einem Elenden, den ich weggejagt?

Chanvalon bereuet den Fehler, den er begangen, ſprach ſie, ſelbſt die Beſchimpfung ihres Geliebten ertragend; gewiß, wenn Ihr ihm erlaubtet, wieder vor Euch zu erſcheinen, Ihr hättet einen treuen Freund an ihm.

Ich mag Nichts von ihm wiſſen; ich brauche ihn nicht — Ihr könnt ihn behalten, erwiederte d'Anjou roh.

Laſſen wir das, ſagte Margarethe, Chanvalon ſoll uns nicht trennen; wir haben gemeinſame Freunde gehabt, die uns Beiden gleich theuer waren —

Nennet ſie nicht! fiel er mit zorniger Geberde ein.

Warum? fragte Margarethe ahnungslos.

Ich mag nicht von ihnen hören — nicht von der Vergangenheit. Ha, wenn ich mein Leben vergeſſen könnte!

Sein Gewiſſen verwandelte ihm ſelbſt die Erinnerung an ſeine beiden treueſten Diener zur Qual; er hatte Beide verrathen.

Margarethe ſah ihn mit einem großen Mitleiden an, aber ohne die Wahrheit zu ahnen. Verrath an Freunden war etwas, das noch nicht in ihre Seele gekommen war.

Sagt mir, fragte d'Anjou jetzt plötzlich, habt Ihr ſchon einen Tod auf Eurer Seele?

Die Königin von Navarra fuhr vor einem blitzſchnellen Gedanken an du Gua zuſammen, faßte ſich jedoch ſogleich wieder und fragte: Wie kommt Ihr darauf?

O, ich will Euch Eure Geheimniſſe nicht ablocken, antwortete d'Anjou gleichgültig; wenn Ihr keine Sünde auf Euch habt, ſo will ich es Euch gönnen; ich fragte nur, um zu wiſſen, ob Ihr Euch das Gefühl denken könnt, welches man Gewiſſensangſt zu nennen pflegt?

Habt Ihr denn dergleichen Thaten auf der Seele? frug Margarethe entſetzt.

Er fing unheimlich an zu lachen. Nicht ſo, ſchöne Schweſter; Nichts für Nichts. Ehrliches Spiel — Ihr ſchweigt — ich ſchweige auch. Laſſet uns von etwas Anderem ſprechen.

Machet Ihr Euch wegen La Mole Vorwürfe?

Und wenn ich es thäte?

So würde ich ſagen, daß ſie Euerm Herzen Ehre machten, aber daß Ihr Euch nicht ſo von ihnen daniederdrücken laſſen dürft. Wodurch Ihr La Mole's Untergang herbeigeführt, das war eine Unüberlegtheit der Jugend, und erinnert Euch, daß er ſelbſt es war, der Euch dazu drängte. Darum vergebt Euch den Antheil, den Ihr an ſeinem Tode hattet — er hat ihn Euch vergeben.

Woher wißt Ihr das? fragte d'Anjou düſter.

Weil er ſanft und gut war, und weil man

erſt verzeihen muß, ehe man ſelbſt Verzeihung erhalten kann.

Und Buſſy? fragte d'Anjou langſam, durch einen unwiderſtehlichen Antrieb genöthigt, den Namen deſſen auszuſprechen, an dem er die ſchändlichſte That ſeines Lebens begangen.

War es denn Eure Schuld, daß der König den Brief aus Eurer Taſche entwendete? fragte Margarethe; denn ſo hatte d'Anjou ihr die Begebenheit erzählt und ſeine Erzählung, die ſo ganz den dieſes Mal zufällig wahren Gerüchten entgegenlief, mit ſeinem ritterlichen Fürſtenwort verbürgt.

Er konnte nicht weiter, nicht offen ſprechen, ſo heftig er auch das Bedürfniß empfand, ſich ſelbſt anzuklagen, und ſo ſein Gewiſſen in etwas zu erleichtern. Margarethe hätte ihn auf immer verachtet, und ſie war das einzige Weſen, das es noch treu mit ihm meinte. Darum wagte er nur mit Beklommenheit den Wunſch

zu äußern, daß er den unſeligen Brief gleich nach dem Empfange deſſelben verbrannt hätte. Denn ſo, wie es jetzt gekommen iſt, ſetzte er hinzu, bin ich doch immer die mittelbare Veranlaſſung zu Buſſy's Tode.

Ihr ſeid krank, ſonſt würden Euch ſolche Phantaſieen nicht beunruhigen, ſprach Margarethe ſanft. Ich bitte Euch dringend, mein Bruder, erholt Euch in der Ruhe.

Glaubt Ihr denn, daß man in der Ruhe von einem Uebel, wie das meinige, geneſen kann? frug er heftig. Ich ſage Euch, Ihr verſteht Nichts von meiner Krankheit. Die kann ich nur durch Anſtrengung noch niederzuringen hoffen.

Nun wol, mein Bruder, wenn Ihr Anſtrengung, Bewegung und Thätigkeit begehrt, ſo hört auf meinen Vorſchlag, erwiederte die Königin und trug ihm den Plan zur Wiederbelebung der Ligue und zu einem Bündniſſe

zwiſchen ihm und den Guiſen vor. Aber d'Anjou wollte von dieſem Vorſchlage Nichts hören. Ihr habt Euch verblenden laſſen, ſagte er rauh, weil Ihr noch immer nicht vergeſſen könnt, daß Guiſe Euer Liebhaber war, und Mayenne nicht minder; doch ich, der ich nie in eine der Frauen von der Familie verliebt war, ich bringe zu dieſer Angelegenheit ein paar geſunde Augen mit und ſehe, wie die Sache eigentlich ſteht. Ich habe keine ſchlimmeren Feinde als Eure Guiſen.

Ihr irrt. Der Herzog hatte erſt neulich die vortheilhafteſten Anerbietungen vom König Philipp; er antwortete jedoch, daß, Gott ſei Dank, Ihr noch lebtet, und deshalb jedes Bündniß mit einem auswärtigen Monarchen überflüſſig ſei.

So hat er Euch ſeine Antwort erzählt, meine ſchöne Schweſter; aber durch Zufall habe ich die erfahren, welche er wirklich gegeben hat,

und die lautet bedeutend anders. Nicht, ſo lange ein Bruder des Königs lebt, hat er geſagt; aber wenn ich den letzten Valois auf dem Throne ſehe, dann werde ich handeln. Was ſagt Ihr dazu, meine ſchöne Schweſter?

Ich glaube nicht an dieſe Antwort.

Ich ſage Euch, daß ſie verbürgt iſt. Nun ſagt Ihr mir: welcher Sinn liegt in dieſer Antwort?

Nur der, daß im unglücklichen Falle Eures Todes der Herzog das Reich lieber für ſich nehmen, als es meinem Manne laſſen will. Und verdenkt Ihr ihm das?

Ah, wie — Ihr haſſet wol jetzt gar unſern guten Bearner? fragte d'Anjou, halb erſtaunt, halb gleichgültig.

Er iſt mein Tyrann, ſprach Margarethe leidenſchaftlich.

Er? — fragte d'Anjou. Geht doch, meine Schweſter; mir macht Ihr Nichts weiß; ich

kenne ja sowol Euern Mann wie Euch. Ihr wollt, weil Ihr in Chanvalon verliebt seid, nicht nach Nerac zurück; darum ist Euer Mann auf ein Mal ein Tyrann geworden.

Und was kann Euch denn daran liegen, daß ich zurück soll? fragte Margarethe, dem Weinen nahe; denn das ist's doch, was Ihr meint.

Ganz recht, und Ihr sollt gleich einsehen, warum. Ich habe an Euern Mann geschrieben und ihm angeboten, daß wir Beide uns gegen die Mignons verbünden und den König zwingen wollten, sie vom Hofe zu entlassen, und dagegen uns in die uns gebührenden Stellen und Würden einzusetzen.

O mein Gott, welche Thorheit! rief Margarethe. Dem Könige von Navarra, der Euch so geringschätzt, dergleichen Anerbietungen machen!

Der mich geringschätzt? sprach d'Anjou

hochmüthig. Das wird er ſich hoffentlich nicht einfallen laſſen.

Es iſt doch ſo, ſprach Margarethe gereizt. Wüßtet Ihr, mit welchem Widerwillen er ſeinen Offizieren erlaubte, Euch nach Flandern zu begleiten, Ihr würdet Euch wirklich ſeiner Schätzung nicht rühmen.

Pah, er hätte ſeine Offiziere ſammt und ſonders behalten können, ſchrie d'Anjou. Der Rosny kam nur, um die Güter ſeines Groß=vaters zu bekommen, und als ihm das nicht glückte, ließ er mich ſo gut wie im Stich und hielt ſich zum Prinzen, und daſſelbe thaten alle die andern hugenottiſchen Verräther. Hätte ich auf ſie rechnen können, und beſonders auf Montpenſier und Biron — o, ich wollte, ich hätte ſie ſammt und ſonders in meiner Gewalt; ſie ſollten mir meinen vereitelten Anſchlag be=zahlen.

Ich hätte es Euch vorherſagen wollen, daß

Ihr mit Biron Nichts machen würdet; bemerkte Margarethe mit Schärfe. Biron hatte in dem letzten Kriege einst auf Nerac geschossen, während die Königin mit ihren Damen auf der Mauer gewesen war, um der Belagerung wie einem hübschen Schauspiele zuzusehen. Eine Kugel war ziemlich nahe bei ihr eingeschlagen, und diese Verletzung der ihr gebührenden Ehrerbietung konnte sie Biron nie verzeihen. Der König, der damals noch einige Rücksicht auf sie nahm, war durch ihre Klagen genöthigt gewesen, Biron zurückzurufen und durch Matignon zu ersetzen.

Ihrer jetzigen bitteren Anspielung auf diese Begebenheit antwortete d'Anjou durch einen solchen Strom von Verwünschungen und Schmähungen, nicht nur gegen Montpensier, Biron, Oranien und seine hugenottischen Offiziere, sondern auch gegen den König, Katharina und den ganzen Hof und die ganze Welt,

daß Margarethe, ſo ſehr ſie auch an dergleichen rohe Ausbrüche der gehäſſigſten Leidenſchaften gewöhnt war, ſich doch verletzt fühlte, und ſich zur ſchleunigſten Abreiſe entſchloß. Es war ihr ſo ziemlich zu Muthe, als befinde ſie ſich unter vier Augen mit einem wilden Thiere.

D'Anjou that durchaus Nichts, um ſie zurückzuhalten; aber als der Augenblick der Trennung kam, wurde er plötzlich weich. Sein Bewußtſein warf ihm vor, ſeiner Schweſter die Anhänglichkeit, welche allein ſie zu dieſem Beſuch vermocht hatte, durch eine faſt pöbelhafte Begegnung vergolten zu haben, und er bat Margarethe um Verzeihung, und zugleich darum, ihm ihre Freundſchaft auch ferner noch zu ſchenken; wenn Ihr nämlich großmüthig genug dazu ſeid, ſetzte er hinzu; verdient habe ich es nicht.

Margarethe antwortete melancholiſch: Wir verdienen ſelten, was uns zu Theil wird, weder

das Gute, noch das Böſe. So habe ich von Euch die Aufnahme nicht verdient, die Ihr mir habt angedeihen laſſen, indeſſen will ich ſie gern vergeſſen und mich nur an unſere Kindheit erinnern, wo wir glücklich waren. Sie reichte bei dieſen letzten Worten ihrem Bruder die Hand, und der Glanz ihrer Augen, der ſchon getrübt geweſen war, erloſch völlig in den heißen Thränen, welche jenen Erinnerungen, den einzigen reinen ihres Lebens, floſſen.

D'Anjou hielt ihre Hand feſt und wiederholte ihre Worte: wo wir glücklich waren!

Ich war's ſeitdem nie mehr, fuhr Margarethe fort, und ich wollte, daß man mich als Kind begraben hätte. Da wäre ich zu Gottes Engeln gekommen.

Ja, ſprach d'Anjou mit einer finſtern Verzweiflung, leben heißt ſündigen. O ja, wer unſchuldig geſtorben wäre! Die Reue iſt furchtbar und — nutzlos.

Nein, ſagte Margarethe ſanft, wie ſonſt in ſtillen, morgenländiſchen Nächten die Verkündigung ſprach, nutzlos nicht. Sie erringt das Paradies wieder.

Glaubt Ihr, daß ſie rein wäſcht? fragte d'Anjou zweifelhaft.

Unſere heilige Kirche hat den Schlüſſel zu einem unerſchöpflichen Gnadenquell, lispelte Margarethe.

Ja, ich werde viel beten, und auch Meſſen leſen laſſen. Und Ihr, meine Schweſter, Ihr werdet auch für mich beten?

Margarethe gelobte es und fragte dann zum letzten Male, ob er nicht in die Ligue willigen wolle.

Quält mich nicht, erwiederte er ungeduldig. Ich würde in jeder Art nur für den Herzog auftreten. Denn entweder machte er ſich ſelbſt zum Könige, oder er legte, wenn ich es auch würde, mir ein ſolches Joch auf den Nacken,

daß ich Nichts wäre als ſein Sklave. Nein, nein; mit den Guiſen will ich Nichts zu ſchaffen haben. Schlägt Euer Mann meine Anerbietungen aus, ſo werde ich weiter ſehen, was zu machen iſt; aber mit den Lothringern laſſe ich mich ein für alle Mal nicht ein. Uebrigens, ſetzte er mit plötzlicher Verdüſterung hinzu, wer weiß denn, ob ich noch irgend Etwas auf Erden werde unternehmen können? Vielleicht lauert die Stumpfnaſe ſchon auf mich; ich habe heute wieder einen ſolchen Druck auf dem Herzen und ſolche Entmuthigung darinnen — ich fürchte, mir bleibt bald Nichts mehr zu thun übrig, als mit Anſtand mein Sterbekleid anzuziehen.

Margarethe verſuchte zum letzten Male, ihn zu beruhigen; es gelang ihr nicht. Der Schweiß ſtand ihm vor der Stirn; er trocknete ſich ihn mit zitternden Händen ab, und ſagte: Gebet Acht, wir ſehen uns nicht wieder.

Ich werde Euch wieder beſuchen, ſprach Margarethe tröſtend.

Ihr werdet nicht dürfen, und wenn Ihr auch dürftet, Ihr würdet mich nicht mehr finden. Ja, es iſt das letzte Mal, daß ich Euch ſehe; bewahrt mir ein gutes Andenken.

Aber es iſt ſchrecklich, daß ich Euch in dieſem Zuſtande verlaſſen muß! rief Margarethe mit zerriſſenem Herzen. Alle ihre frühere Zärtlichkeit für dieſen Bruder erwachte bei dem Anblick ſeines Geſichtes, das ſo bleich und ſo entſtellt war, als habe es der Tod ſchon bezeichnend berührt. Sie warf ſich ihm um den Hals und küßte ihn mit Innigkeit, als wollte ſie ihm von ihren Lippen Lebenswärme einhauchen. Er erwiederte ihre Liebkoſungen, aber ohne Seele, mit Zerſtreutheit, als thäte er es nur aus der mechaniſchen Bewegung der Erinnerung.

Ich will bei Euch bleiben, mein Bruder;

ſagte Margarethe, und es war ihr Ernſt mit dieſem Anerbieten.

Glaubt Ihr denn, ſie würden Euch bei mir laſſen? fragte er bitter. Nein, reiſ't, meine Schweſter; habt Dank für Eure Güte, verzeihet mir und reiſet.

Aber — wenn Ihr zu ſterben fürchtet — wandte Margarethe zögernd ein — dann wäret Ihr allein.

Es iſt meine Strafe, allein ſterben zu ſollen. Ich muß es mit Muth erwarten. Am Ende — bin ich nicht ein Mann — ein Prinz? Und doch wird es furchtbar ſein. Erinnert Ihr Euch, wie unſer Bruder, der König Karl, ſtarb?

Margarethe bejahte ſtumm, faſt zernichtet durch dieſe Erinnerung, die ſich noch zu den zerſchneidenden Empfindungen der Gegenwart geſellte.

Es war ein gräßlicher Tod, ſprach d'Anjou

weiter, Gott bewahre in ſeiner Gnade jeden Chriſten vor einem ſolchen — und doch wird meiner noch entſetzlicher ſein, denn ich werde allein ſein, und unſer Bruder hatte ſeine Frau, treue Diener, ſeine Amme, Euch —

Aber ich ſage Euch, ich bleibe! ſchluchzte Margarethe.

Ihr ſeid doch immer gut, ſprach d'Anjou gerührt. Wer anders als Ihr hätte ſolche Nachſicht mit mir gehabt und liebte mich noch nach meinem rückſichtsloſen Betragen, nach Allem, was Ihr ſchon um meinetwillen erlitten? O meine Schweſter, ſagt mir noch ein Mal, daß Ihr mir Alles vergebt — Alles, wiederholte er mit einem geheimen Bezuge auf Buſſy.

Unter neuen und ſchmerzlichen Liebkoſungen verſicherte Margarethe es ihm. Er brach in Thränen aus. O mein Gott, du weißt es, rief er jammernd — wenn man mir erlaubt hätte, gut zu werden, ich wäre nicht ſchlecht

geworden und dürfte dann jetzt nicht zittern, vor dir zu erscheinen. Aber sie haben mich im Laster unterrichtet, als wäre es ein Handwerk, und ich bin ein nur zu gelehriger Lehrling gewesen. O meine Schwester, unsere Mutter hat viel zu verantworten; Gott vergebe ihr, was sie an mir und an Euch verschuldet!

Auch an unsern andern Geschwistern, ausgenommen den König, setzte Margarethe hinzu. Ja, mein Bruder, Ihr habt Recht, zu sagen: Gott vergebe ihr das Alles!

Der Abschied konnte nach diesem letzten Auftritte nur ein trostloser sein. Margarethe kam in der trübsten Aufregung nach Paris zurück, und selbst Chanvalon's Zärtlichkeit vermochte Anfangs Nichts über ihre Stimmung, die durch rohe Aeußerungen des Königs über d'Anjou noch kränker wurde. Allmälig jedoch, das will sagen: nach zwei Tagen, gerieth ihre Reise und mit dieser auch der Herzog in Ver-

geſſenheit; ja, es wurde förmlich Mode am Hofe, ſeiner ſo wenig zu erwähnen, als ſei er nicht mehr in der Welt, und Margarethe hatte einen jungen feurigen und angebeteten Geliebten und war jetzt ebenſo genial im Leichtſinne, wie ſie es ſonſt in der wahren Empfindung geweſen; genug, ihre Augen wandten ſich bald wieder von der ganzen Welt ab, um ſich tief und trunken in die Schönheit des Geliebten zu verſenken.

Sechstes Kapitel.

Diana d'Andouins, Gräfin von Guiche und Wittwe des bei La Fère gefallenen Grafen von Grammont, trug ihren Taufnamen ebenso gut mit dem höchsten Recht, wie die Namen der edlen und alten Familien, die stolz darauf waren, daß sie ihnen angehörte. Sie glich mit ihrer schlanken, hohen Gestalt und ihren gebietenden, hellbraunen Augen ganz der griechischen Göttin, die am Tage in mädchenhafter Freiheit die Wälder durcheilte, und in der Nacht in keuscher Schönheit am Himmel dahinfuhr. Und wenn Endymion nach Einigen ein König, ganz gewiß

aber ein Jäger war, ſo ahmte die ſchöne Gräfin ihrer göttlichen Namensſchweſter auch in der Wahl eines Lieblings nach, denn Heinrich von Bourbon war ſowol König, wie einer der beſten Bärenjäger von Bearn.

Dieſe Frau liebte ihn wahrhaft, mit der ganzen Begeiſterung, die ein ſchwärmeriſches, großartiges Gemüth ſchon für bloße Ideale ſo heftig empfinden kann, und in welcher, glaubt es ſein Ideal im Leben verkörpert zu finden, es ganz und gar aufgeht. Nie war Heinrich von Navarra vorher ſo geliebt worden, nie ſollte er von einer Frau wieder ſo geliebt werden. Denn Diana hatte eine Idee gehabt, wie ein Mann ſein ſollte: einfach, tapfer, froh am guten und ſtark am ſchlimmen Tage, nicht den Tod, wohl aber Gott fürchtend. Grammont war nicht ſo geweſen — überhaupt glaubte die Gräfin, in dieſem entnervten Zeitalter auf einen Mann verzichten zu müſſen,

der ihre Anforderungen, mit denen ſie ein halbes Jahrhundert zu ſpät gekommen war, zu erfüllen vermöchte. Da entwickelte der Charakter des Königs von Navarra ſich in Gefechten und Gefahren glänzender und glänzender, kühner und kühner, ſein Name wurde das Lieblingswort des Volkes, und Diana ſtaunte immer freudiger; denn das war ihr Held. Und als er, da er ſie kaum kennen gelernt, ihr ſchon zu Füßen lag, wer könnte ſich da verwundern, daß ſie ihn mit hoher Freude zum Geliebten annahm? Selbſt das hielt ſie nicht zurück, ſich ihm mit Grenzenloſigkeit hinzugeben, daß ſie Katholikin war. Das kirchliche Glaubensbekenntniß eines Helden war ihr gleichgültig; eine Religion ſtand ihr am höchſten: die der Ehre. Und ſo war ſie denn nicht nur mit ihrer Schönheit und ihrem Herzen, ſondern auch mit ihren Reichthümern und ihrem Einfluſſe unbedingt des ritterlichliebenswürdigen Königs von Navarra.

Doch durfte er ſie nicht oft beſuchen. Sie wollte nicht, daß der Held ein Schäfer werde — ſie wollte nicht Omphale, oder Cleopatra ſpielen. Am liebſten wäre ſie ihrem Geliebten in Schlacht und Rath unaufhörlich als ſeine ſchöne Ermuthigung zur Seite geweſen; aber da das nicht ſein konnte, begnügte ſie ſich lieber damit, ſein begeiſternder Gedanke zu ſein, als ihn zu oft ſeinen Pflichten und ſeinen Freunden zu entziehen. Er beklagte ſich zwar oft über dieſe Strenge und that es auch jetzt, wo er die Erlaubniß erhalten hatte, einige Tage bei Diana zubringen zu dürfen; aber ſie antwortete ihm jetzt, wie immer, mit lieblicher Ruhe: Sind wir jetzt, nachdem wir muthig entbehrt haben, nicht um ſo glücklicher?

Bourbon ſchüttelte den Kopf. Mein ſüßes Leben, das Glück, bei Euch ſein zu dürfen, bedarf des Stachels der Entbehrung nicht.

Das meinte ich auch nicht, ſprach ſie zärt=

lich. Ich habe das Vertrauen in Eure Liebe, daß Ihr Jahre hindurch zu jeder Stunde gleich glücklich mit mir ſein würdet. Was ich meinte, war nur, daß wir durch freiwillige Entbehrung des Glückes, uns zu haben, würdiger würden.

Ihr ſprecht von freiwilliger Entbehrung, meine Diana. Ach, das iſt ſie nur von Eurer Seite; ich unterwerfe mich ihr blos aus Furcht vor Euch.

Sagt aus Liebe, mein König; das iſt mir ſüßer.

Dennoch iſt es wahr, daß ich große Furcht vor Euch habe, ſprach er mit komiſcher Ernſthaftigkeit.

Und bei aller dieſer Furcht — wenn Ihr öfter kommen wolltet —

Kommen wolltet! unterbrach er ſie. Theure, geliebte Diana, das iſt es ja eben, was ich will.

Nun alſo, wenn Ihr darauf beſtändet, öfter

zu kommen, ſprach die Gräfin lächelnd. Wenn Ihr ſo gar genau auf den gehörigen Nachdruck der Worte ſehet, ſo wollen wir dieſe nehmen.

Gut denn, wenn ich darauf beſtände, öfter zu kommen — was wäre da, meine Schöne?

Könnte ich Euch die Thür weiſen?

O ja, das könntet Ihr; dazu fehlt es Euch durchaus nicht an Entſchloſſenheit und auch nicht an Strenge — nein. Ich bitte Euch, thut nicht ſo demüthig — bürdet mir nicht das Verdienſt dieſer Enthaltſamkeit auf. Tugenden, die man mir unverdienter Weiſe aufdringt, quälen mich weit mehr als Fehler, von denen ich mich allmälig zu beſſern hoffe, wenn Ihr die Gnade haben wollt, mich weiter zu lieben. Noch ein Mal: daß ich nicht öfter bei Euch bin, ja, daß ich nicht ohne Aufſtehen zu Euern Füßen liege, und Krieg und Frieden, meine Freunde und mich ſelbſt in Euerm An-

ſchauen vergeſſe, das iſt durchaus nicht mein Verdienſt, ſondern ganz allein das Eure.

Theurer Sire, ſprach die ſchöne Frau zärtlich, Eure Diana müßte ja vor der Ehre, Eure Dame zu ſein, erröthen und ſich ſchämen, wenn ihr Euer Ruhm nicht tauſend Mal theurer wäre, als das Glück Euch zu ſehen. Nein, nein; ich will Euch nicht eigennützig lieben. Bleibt immer mein Heinrich; aber ſeid auch immer der würdige Sohn Eurer Mutter, der Stolz Eurer Partei und die Hoffnung Frankreichs.

Ich fürchte, ſprach Bourbon halb traurig und halb ſorglos, Frankreich hofft auf Nichts eifriger als auf meinen Tod.

Die Königlichen und die Liguiſten — ja — die Beſſern aber, alle brave und wahrhaft patriotiſche Herzen hoffen auf Euch, und ihren Erwartungen müßt Ihr entſprechen, ihrer Liebe Euch in jedem Augenblicke würdig zeigen.

In jedem Augenblicke? Meine ſchöne Predigerin — iſt das nicht zu viel von einem armen Menſchen verlangt?

Von einem armen Menſchen wol, ſprach ſie mit edler Schwärmerei, aber nicht vom Könige von Navarra, nicht von Heinrich von Bourbon, dem Sohne Johanna's d'Albret.

Ihr erwähnt meines Namens Bourbon; darin liegt die Erinnerung daran, daß ich nicht nur der Sohn Johanna's d'Albret, ſondern auch der Anton's von Bourbon bin.

Was wollt Ihr damit ſagen?

Daß es noch nicht gewiß iſt, ob ich Eigenſchaften von meiner Mutter geerbt habe, aber leider nur zu gewiß, daß mein Vater mir einige ſeiner ſchlimmſten vermacht hat.

Nicht doch!

Ach, ich kann es weder vor Euch, noch vor meinem Gewiſſen verhehlen, daß es ſo iſt.

Schon die eine, die unglücklichſte faſt: daß ich alle Eindrücke von denen annehme, mit denen ich umgehe. Bin ich in guter Geſellſchaft, ſo bin auch ich leidlich gut; aber kaum komme ich in ſchlechte — fahre wohl, meine Tugend. Ich ſage das jetzt ſcheinbar im Scherz, aber in der Wahrheit nicht ohne eine herbe Reue. Denkt an das, was ich am Hofe geweſen.

Da hätte ich den jungen, lebensluſtigen Mann ſehen wollen, der ſich an Eurer Stelle nicht auch hätte verführen laſſen!

Erzogen und gewarnt, wie ich war? Nein, meine Diana, ſeid nicht zu nachſichtig; ſcheltet mich eher. Ich höre, wie ich Euch ſchon ſagte, weit lieber von den Fehlern, die ich habe, als von den Tugenden, die ich nicht habe.

Nun, wenn ich wirklich parteiiſch genug ſein ſollte, Euch dergleichen zuzuſchreiben, ſo dürft Ihr, um nicht länger durch unverdientes Lob leiden zu müſſen, Euch ja nur

die Tugenden erwerben, die ich bei Euch vorausſetze.

Das will ich, meine Diana! rief er zärtlich. Schon allein um nur eines Lächelns von Euch würdig zu werden, muß ich mit allen meinen Kräften nach Veredlung ringen. Und ich hoffe auch, daß ich dahin gelangen werde. Seit Ihr mir die Huld erweiſt, mich zu lieben, bin ich ein anderer Menſch geworden. Ich ſchäme mich, wenn ich auf die letzten Jahre zurückſehe, und kaum kann ich es begreifen, wie dergleichen erbärmliche Netze mich zu beſtricken vermochten. Jedes edle Gefühl, welches von dieſen ſchönen, geliebten Lippen kommt, findet einen freudigen Wiederhall in meiner Bruſt, und ich könnte mir faſt glauben, ich ſei noch der Knabe, der bald mit den Ziegen um die Wette zwiſchen den Felſen kletterte, bald von den Helden des Alterthumes hörte und vor Begierde brannte, es ihnen gleich zu thun.

Die Gräfin betrachtete ihn mit einem Ausdruck ſtolzer Zärtlichkeit — er ſah ſie mit dem Entzücken des Liebhabers an.

Welch ein ſchönes Werk Gottes ſeid Ihr! rief er.

Wenn Gott mich ſchön gemacht hat, ſo iſt es Euretwegen, daß ich ihm dafür danke, antwortete ſie; aber doch wünſchte ich, daß Ihr noch etwas Anderes als dieſe vergängliche Schönheit an mir lieben möchtet.

Thu' ich es nicht? Sagte ich Euch nicht eben, daß Ihr mich zum edelſten Ehrgeiz begeiſtert, zu dem, einſt ein würdiger König Frankreichs zu werden, wenn es Gott gefallen ſollte, mich einſt zu ſolcher hohen Stelle zu berufen?

Ah, aber wenn ich alt und häßlich wäre, da würden meine Geſinnungen nicht den Einfluß auf Euch ausüben, den Ihr ihnen jetzt zuſchreibt, ſprach die Gräfin ernſthaft.

Iſt das eine Sünde, lieber auf Ermahnungen von einem friſchen und roſigen Munde zu hören, als auf ſolche, die aus einem graubärtigen kommen — ja, dann bin ich ſtrafbar. Aber könnt Ihr mir wirklich deswegen zürnen?

Eigentlich, ſtreng genommen, ſoll es ganz gleichgültig ſein, aus welchem Munde die Moral kommt.

Ach, wenn doch Dupleſſis-Mornay Euch hörte; es müßte ſeinem innerſten Herzen wohl thun.

Ich weiß, er tadelt Eure Liebe zu mir, bemerkte Diana ohne Empfindlichkeit.

Was tadelt er nicht? fragte Bourbon gutmüthig ärgerlich. Ich ſage Euch, d'Aubigné iſt ſchon bärenhaft genug; aber gegen Mornay iſt er ſanft und faſt ſtrafbar nachſichtig; Mornay kann den Stammvater des ganzen Bärengeſchlechtes vorſtellen, ſo unglaublich, ſo unnatürlich iſt er, ſo in allen Tönen und bei allen

Gelegenheiten verſteht er es, ſein Gebrumme anzubringen. Zuerſt wird Gott angebrummt, daß er die Welt ſo unvollkommen geſchaffen. Dann bekommt die Welt ihr Theil. Die Welt iſt ſündhaft — die Welt iſt ſchändlich — die Welt iſt ein Laſterpfuhl — an der Welt iſt auch nicht ein gutes Haar — Knox kann nicht ärger gedonnert haben, als er von ſeiner Kanzel in Edinburg gegen die arme, ſchöne Königin Maria herzog. Auf die Welt kommt der Hof an die Reihe, verſteht ſich, der Hof Frankreichs, und über dieſen Gegenſtand kann Mornay wirklich mit dem Pfarrer von Meudon ſelbſt wetteifern. Da entgeht keine Creatur, nicht hoch und nicht niedrig dem Bade von Lauge. Der König und der Stallknecht — die Prinzeſſin und die Küchenmagd — Alles iſt gleich vor ihm — d. h. gleich nichtswürdig und niederträchtig. Zuletzt wird mir denn der Kopf gewaſchen, und Gott weiß, daß er mich,

den er liebt, ebenſo wenig ſchont, wie alle die, welche das Vergnügen haben, ſich in ſeinen Widerwillen theilen zu dürfen.

Ihr übertreibt, ſprach die Gräfin, lächelnd und doch tadelnd. So habe ich ihn noch nie ſchildern hören.

Ihn ſo kennen zu lernen, gehört auch zu den auserleſenen Süßigkeiten der Vertraulichkeit, erwiederte Bourbon humoriſtiſch. Ah, meine Seele, was für eine ſchöne Sache iſt es um die Vertraulichkeit! Wenn alle Welt Euch mit Höflichkeit, mit Achtung, ja ſogar mit Anbetung begegnet, von Euern vertrauten Freunden, oder gar von Euern Verwandten hört Ihr doch nur Grobheiten. Die Höflichkeit küßt Euch die Hand — die Freundſchaft drückt ſie Euch — die Vertraulichkeit ballt die ihrige zur Fauſt und ſchlägt Euch ſo ins Geſicht. Man ſagt mir, die Königin, meine Frau, mache jetzt am Hofe dieſe angenehme Erfahrung.

Von wem denn?

O, vom Könige, unſerm und Frankreichs Herrn. Ihr wißt gar nicht, meine ſchöne Gräfin, wie liebenswürdig geradezu Se. Majeſtät ſein kann.

Eine ſchöne Majeſtät, dieſer König Heinrich! ſagte Diana nichtachtend. Der Spott ſeiner Bürger, der Schimpf des Thrones, der Blutigel ſeines Reiches, während er der Vater deſſelben ſein ſollte!

Hm, bemerkte Bourbon launig, wenn er nicht der Vater ſeines Reiches iſt, ſo iſt er doch wenigſtens der ſeiner Mignons.

Ha, ſagte die ſtolze Frau, wie demüthigt es mich, einen Namen zu tragen, der durch ſolche Günſtlingſchaft befleckt iſt!

Ein Name, den Ihr tragt, meine Seele, iſt immer ein ehrenvoller, ſprach Bourbon ernſtlich.

Ich wenigſtens werde ihn nicht entehren.

Die Liebe zu Euch iſt ein Ruhm, und eine andere werde ich nie haben.

Auch ich werde keine Frau mehr lieben als Euch, betheuerte Bourbon. Er meinte es aufrichtig. Schade, daß es hier, wie ſo oft in unſerm armen Daſein, beim guten Willen blieb.

Sagt mir, fragte die Gräfin, nachdem ſie dem geliebten Könige durch ein vertrauungsvolles Lächeln gedankt, iſt es wahr, daß d'Epernon Euch am Hofe immer das Wort reden ſoll?

Man verſichert mir es.

Das wäre ein Zeichen, daß ſein Geiſt männlicher wäre, als die Stellung, die er einnimmt.

Es iſt wol nicht anders zu erwarten. Hat er doch an meinem kleinen Hofe ſeine erſte Ausbildung empfangen! Daß er mich dann verließ, war natürlich; er iſt grenzenlos ehrgeizig, und ich habe nicht, gleich dem Könige von Frankreich, Provinzen zu vergeben. Aber

eine Anhänglichkeit an mich muß ihm geblieben ſein, denn er war edlen Gemüthes.

Joyeuſe dagegen iſt für die Ligue?

Auch natürlich, ſeiner Heirath wegen.

Der iſt in meinen Augen ein Geſchöpf, welches nicht länger den Namen eines Mannes verdient.

Nicht ſo, meine Diana! Joyeuſe iſt ein ſo tapferer Edelmann, wie es nur einen in Frankreich gibt. Glaubt mir, die Erde hört eher auf, ehe ein Franzoſe aufhört, tapfer zu ſein, und der ächten, ritterlichen Tapferkeit, die gleichſam unwillkührlich iſt, die nicht anders kann als darauf und hinein, für welche der ruhmvolle Tod ein Bräutigam zu ſein ſcheint, in deſſen Arme ſie liebeglühend fliegt, mit einem Worte, der wahren franzöſiſchen Tapferkeit — ich geſtehe es Euch, der verzeihe ich viel.

Wie gut und nachſichtig Ihr ſeid, ſelbſt gegen Eure Feinde.

Meine Seele, wo wäre das Verdienſt davon, wenn man es nur gegen ſeine Freunde ſein wollte? Uebrigens war, was ich jetzt eben von Joyeuſe ſagte, nicht Nachſicht, ſondern nur Gerechtigkeit.

Die iſt noch ſchwerer zu üben als Nachſicht; aber darum eben auch eine unerläßliche Eigenſchaft eines Helden. Nachſichtig kann man aus Schwäche ſein —

Wie ich, ſchaltete Bourbon lächelnd ein.

Nein, rief die Gräfin lebhaft, Ihr ſeid es aus Güte!

Ein bischen Leichtſinn iſt auch dabei, ſetzte er mit einem neckenden Blicke hinzu.

Ich ſage Euch, nein! rief ſie. Ihr habt Geduld, weil es Euch ſchwer wird, böſe zu ſein. Naturell iſt dabei, das weiß ich recht gut; aber warum auch nicht? Die Güte muß vielmehr, ſoll ſie ächt ſein, den Grund der ganzen Natur bilden. Wie Ihr ſagt: die Ta-

pferkeit könne nicht anders, so muß auch die Güte nicht anders können!

Schön, schön, sagte Bourbon lachend. Ich ergebe mich darein, aus ächter Güte nachsichtig zu sein; aber sagt mir, was wolltet Ihr für eine Vergleichung zwischen der Nachsicht und der Gerechtigkeit anstellen, als ich Euch unterbrach?

Ich wollte sagen, daß Nachsicht auch aus Schwäche entstehen und gleichfalls durch Uebermaß zu einer Schwäche werden könne — Gerechtigkeit aber niemals. Gerechtigkeit kann nie im Uebermaß dasein, nur in der Vollkommenheit; sie ist immer und unter jedem Verhältnisse eine Tugend. Und ich glaube, es rührt dieses daher, weil Nachsicht eine Gefühlseigenschaft sein, und als solche nur der Natur entspringen kann, Gerechtigkeit aber ein für alle Mal eine Gesinnungseigenschaft ist, und daher dem ewigen Geiste angehört. Meint

Ihr nicht auch? Und was seht Ihr mich so an?

Ich dachte darüber nach, wie schön Ihr sprecht. Ich habe doch schon viele geistreiche Frauen gehört, aber keine sprach schöner als Ihr.

O, schmeichelt mir doch nicht, wenn ich mich meinem Gefühle überlasse! bat sie erröthend.

Kann ich dafür, daß ich Euch bewundern muß?

Das überlasset mir bei Euch! rief sie.

Nun wohl, so will ich Euch nur lieben, antwortete er und drückte sie an seine Brust.

Unter solchen Gesprächen, in welchen sich in die Ausdrücke einer frischen und edlen Neigung immer der Ernst der Zeit und der Umstände einmischte, vergingen dem Könige von Navarra und der Gräfin von Guiche die Stunden und die Tage ihres Beisammenseins, und Heinrich von Bourbon wünschte oft mit zärt-

licher Heftigkeit, dieſe kleine Oaſis möchte ſich ſo ausbreiten, daß ſie ſein ganzes noch zu hoffendes Leben bedeckte. Noch nie hatte er ſich ſo glücklich gefühlt wie jetzt, wo er zum erſten Male eine zugleich ſchöne und ſittliche Frau liebend, und von ihr mit gleicher Lebhaftigkeit wieder geliebt, ſowol in ſeinen ſinnlichen, wie in ſeinen höheren Anſprüchen befriedigt war, und indem er ſich dem Glücke überließ, keine Vorwürfe von ſeinem Gewiſſen zu fürchten hatte. Denn daß dieſes Verhältniß irgendwie tadelnswerth ſein könnte, das fiel ihm nicht ein, und, Dupleſſis-Mornay ausgenommen, der um ein Jahrhundert zu früh den Puritaner ſpielte, allen Andern ebenſo wenig.

Dennoch war es gerade dieſer ſtrenge Sittenrichter, der plötzlich in der Zurückgezogenheit der Liebenden erſchien. Aber ſein Erſcheinen wurde vollkommen durch die Nachrichten erklärt, die er mitbrachte. Sie beſtanden eines-

theils in dem Antragsbriefe d'Anjou's, anderntheils in den Anerbietungen, mit welchen zwei Abgesandte Philipp's von Spanien zu Duplessis-Mornay gekommen waren, um ihn zu bitten, daß er sie seinem Herrn mittheile. Duplessis-Mornay that es; sie bestanden in dem Versprechen, dem Könige sogleich zweimalhunderttausend Thaler zu zahlen, und in der Verheißung von funfzigtausend Thalern jeden Monat, wenn er einen neuen Krieg anfangen wollte.

Ich brauche Euch nicht zu fragen, was Ihr thun werdet, sprach Diana, als Bourbon ihr die Briefe vorgelesen hatte.

Nein, das braucht Ihr nicht erst, erwiederte er. Daß der König Philipp wüthend auf das Haus von Valois sein mag, kann ich mir denken; ich begreife es selbst; denn er betrachtet sich doch als den einzigen rechtmäßigen Souverain der Niederlande, und Monsieur hat

ihm mehr als ein Mal da hineingepfuscht. Aber ich will ihm nicht als Werkzeug seiner Rache dienen. Armes Frankreich! Es ist genug zerrissen worden; die Ruhe wäre ihm endlich zu gönnen. Es wird sie nicht finden; wie könnte das bei einem solchen Könige, bei solchen unruhigen Vasallen wie die Guisen, und bei einem Feinde wie der König von Spanien, wol in den ersten zwanzig Jahren möglich sein? Der Tod muß eine reiche Ernte halten, ehe dieses unglückliche Reich auf die Frucht des Friedens hoffen darf. Doch nicht ich will noch ein Mal derjenige sein, der es neuer Verwirrung preisgibt. Bitter genug habe ich schon den einen Krieg bereuet, den ich angefangen; die Einnahme von Cahors — so glänzend und glücklich sie war — mir hat sie keine Siegesfreude gewährt; denn ich hatte sie durch französisches Blut erkauft. Und nun gar mich mit Spanien verbünden, gegen mein eigenes Land

mit einer fremden Macht — was hat der König von Spanien für einen Begriff von mir?

Er muthet Euch nur zu, was er ſelbſt thun würde, mein Heinrich, ſprach die Gräfin, deren Augen geleuchtet hatten, während Bourbon ſprach.

Ei, ich danke ihm dafür, daß er mich nach ſich beurtheilt! rief Bourbon unwillig. Er erweiſt mir eine ſchlechte Ehre. Laß ihn zu den Guiſen gehen.

Heißt ihm das nicht, Sire, ſprach Dupleſſis, er könnte Euerm Rathe folgen, und dann gnade Gott dieſem armen Lande und — uns.

Mein Freund, ſprach Heinrich von Bourbon mit ruhiger Heiterkeit, Gott würde uns auch da noch gnädig ſein, wenn nicht nur der König Philipp mit den Guiſen, ſondern wenn die ganze Welt ſich gegen uns verbände. Er weiß, daß ich nicht um eitlen Ruhmes, ſondern nur um der Wohlfahrt meiner Brüder willen

kämpfen würde, und auch nur dann, wenn ich nicht anders könnte. Mit dieſem Bewußtſein im Herzen kann man ſich ohne Furcht dem göttlichen Schutze anvertrauen. Aber für dieſes arme Reich wäre es ein ſchreckliches Unglück, wenn der König von Spanien ſich etwa mit den Guiſen in Verbindung ſetzen ſollte, und wie wir das verhindern können, das wollen wir ernſthaft und vernünftig überlegen.

Das Ergebniß dieſer Ueberlegung war der Beſchluß, Maximilian von Rosny ſogleich nach Paris zu ſenden, und durch ihn den König von den Abſichten Philipp's in Kenntniß ſetzen zu laſſen.

Und dem Herzog d'Anjou — was werdet Ihr dem antworten? fragte Diana. Vor ihm könnt Ihr den König nicht warnen laſſen.

Liebſte, der iſt ſo ungefährlich, ſagte Bourbon lächelnd, daß es gegen ihn keiner Sicherung braucht. Was will er denn? Eine Partei

hat er nicht; alles Vertrauen hat er ſich durch die nichtswürdige Art verſcherzt, auf welche er in Antwerpen ſeine eingeſchloſſenen Truppen preisgab. Man kennt ihn in ganz Frankreich ſo, wie er iſt; d. h. als feig, untüchtig und treulos — ein ſolcher Charakter iſt gerichtet; er iſt ſo gut wie nicht mehr vorhanden.

Aber was werdet Ihr ihm ſchreiben?

Daß ich ſeinen Antrag bereits vergeſſen habe, antwortete Bourbon lächelnd.

Mit dieſem Briefe und weitläufigen mündlichen Aufträgen reiſte Rosny ab und kam glücklich in Paris an. Dort aber ſah er ſogleich, daß der Ausführung ſeiner Sendung große Schwierigkeiten im Wege lägen. Der König befand ſich zu Vincennes und war nur für ſeine Lieblinge ſichtbar, und als Rosny die Königin von Navarra erſuchte, für ihn, als den Ueberbringer wichtiger, geheimer Botſchaft eine Ausnahme zu erwirken, antwortete ſie aus-

weichend und verlegen. Rosny äußerte ſich gegen ihre Ehrendame und ſeine Verwandte, Mademoiſelle von Bethune, verletzt darüber, daß die Königin ſich ſo lau zeige, wo es gelte, ihren Mann in einer dringenden Angelegenheit zu verpflichten. Ach, mein Freund, ſagte Mademoiſelle von Bethune, machet das der Königin nicht zum Vorwurfe. Gott weiß, wir führen hier ein elendes Leben. Dieſer d'Epernon — Ihr kennt ihn ja von früher her — ich ſage Euch, er behandelt die Königin, als wäre ſie das niedrigſte Geſchöpf. Glaubt mir, auch mit dem beſten Willen kann die Königin Nichts thun, um Euch zu helfen.

Aber warum, in aller Welt, iſt die Königin denn in ſolche Geringſchätzung gefallen? fragte Rosny mistrauiſch. Es iſt doch unnatürlich — die einzige Schweſter, die der König noch hat — und wenn er ſie auch nicht beſonders liebt, ſo gibt es doch Geſetze des Anſtandes.

Des Anſtandes? fragte Mademoiſelle von Bethune kläglich. Ach, mein Vetter, wie könnt Ihr an dieſem Hofe Anſtand verlangen?

Ei, mein Gott, es iſt doch ein Hof und keine Schenke; es kann doch hier nicht zugehen wie unter betrunkenen Bauern!

So nicht, aber toller, erwiederte die Bethune. Und ſie erzählte ihrem Vetter einige der neueſten Anekdoten, die wirklich arg waren.

Ja, aber der Grund zu der Geringſchätzung der Königin? Auf dieſer Frage beharrte Rosny.

Mademoiſelle von Bethune war herzlich verlegen. Sie wollte ihre Gebieterin nicht preisgeben; Margarethe wurde von ihren Umgebungen ſehr geliebt, das hatte man bei der Torigny geſehen, die ſich kaum zu einer höchſt glänzenden Heirath hatte entſchließen können, weil die ſie von Margarethe trennte. Die Bethune hing ihr zwar nicht ſo enthuſiaſtiſch an, aber doch genug, um die Geheimniſſe, bei denen

Verhüllung Noth that, treu und entschlossen zu bewahren. Daher befand sie sich jetzt in großer Unruhe und wünschte aufrichtig, daß ihr Vetter entweder gar nicht gekommen, oder wenigstens minder gründlich in seinen Fragen wäre.

Nun, fragte inzwischen Rosny wieder, könnet Ihr mir nicht antworten?

Ein glücklicher Gedanke kam der Dame. Ich scheute mich, es Euch zu sagen, sprach sie in erkünstelter Verwirrung, die Königin ist viel mit Messieurs von Guise umgegangen, und Ihr wißt — der König und die lothringischen Herren —

Ja, ich begreife jetzt sehr wohl, erwiederte Rosny; aber wie kann die Königin auch gerade mit den Prinzen Freundschaft machen, welche die offenkundigen Gegner unsers Königs sind?

Das Schicksal wollte jedoch, daß der Baron

von Rosny auch genöthigt sein sollte, sich an die liguistische Partei zu wenden, oder doch wenigstens an eine Person, die derselben nothwendig anhing, da sie das Haupt der Ligue liebte. Ohne Räthselhaftigkeit: Rosny fand es geradezu unmöglich, zum Könige zu gelangen, und sah keine andere Auskunft, als seine Aufträge auf einem Umwege, nämlich durch die Königin-Mutter an die unsichtbare Majestät gelangen zu lassen. Und um eine Audienz bei Katharinen zu erlangen, konnte er wieder kein anderes Mittel ausfindig machen, als einen Besuch bei Madame von Sauve und eine Bitte an diese Dame, sie möge aus alter Freundschaft für seinen Herrn sich ihm ebenso hülfreich erweisen, wie sie es einst zu Blois gegen d'Aubigné gethan.

Charlotte war das gutmüthigste Geschöpf von der Welt und hatte Heinrich von Bourbon noch immer lieb. Sie erwiederte daher

in Ausdrücken der größten Bereitwilligkeit und verſprach, Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtände.

Aber es wird ſchwer ſein, ſetzte ſie hinzu. Ihr glaubt nicht, wie die Königin-Mutter, die ſonſt ſo gern den ganzen Hof um ſich ſah, jetzt verſchloſſen lebt. Beſonders ſeit ſie zu den Büßerinnen gezogen iſt, ſieht man ſie kaum. Es iſt auch wahr, daß die Mignons ſie gleichſam vom Hofe weggetrieben haben. D'Epernon beſonders behandelt ſie, als wäre ſie das gewöhnlichſte alte Weib.

D'Epernon ſcheint ſich in dieſer Behandlung von Königinnen auszuzeichnen, bemerkte Rosny.

Ja, Eure arme Königin von Navarra kann auch ein Lied davon ſingen, ſagte Charlotte kopfnickend. Ich möchte dem d'Epernon manchmal ins Geſicht fahren, ſo wüthend bin ich auf ihn über die Art, mit welcher er einer ſo ſchö-

nen Frau begegnet. Wenn ſie noch häßlich wäre! Aber ſie iſt unbezweifelt noch immer die ſchönſte Frau von ganz Frankreich.

Ja, ſchön genug iſt ſie, wenn ſie nur auch ſo klug wäre.

Was meint Ihr damit?

Sie hat, wie meine Couſine mir erzählt, eine genaue Freundſchaft mit Meſſieurs von Guiſe angeknüpft. Nun will ich durchaus Nichts weder gegen Monſieur von Guiſe, noch gegen Monſieur von Mayenne ſagen — Niemand ſchätzt die großen Eigenſchaften der lothringiſchen Prinzen mehr als ich; aber trotzdem iſt es doch nicht zu läugnen, daß zwiſchen dem Könige von Navarra und Meſſieurs von Guiſe und Mayenne eine kleine Spannung obwaltet, und da wäre es, dünkt mir's, angemeſſener geweſen, wenn die Königin ſich mit dem Hauſe von Guiſe nicht ſo genau verbunden hätte.

Charlotte lachte hell auf. Mein theurer

Baron, was für ein vortrefflicher Diplomat ſeid Ihr geworden! Was für ſchöne Wendungen findet Ihr, um das, was Ihr ſagen wollt, dem Anſchein nach nicht zu ſagen! Ich hätte gar nicht gedacht, daß man ſich an Euerm kleinen Hofe nicht nur in der Kriegskunſt, ſondern auch in der Diplomatie ſo ausbilden könnte!

Vergeſſet nicht, daß wir das Glück hatten, die Königin-Mutter und — den engern Ausſchuß ihres Hofes eine Zeit lang an unſerm kleinen Hordenhofe zu haben, erwiederte Rosny. Einige Monate in ſolcher Schule genügen vollkommen.

Das ſehe ich, ſagte ſie fein. Aber da Ihr ſo klug ſeid, ſo bringt nicht etwa zu Nerac die Brühe wegen der armen Königin von Navarra auch zum Ueberkochen, weder wegen ihrer Freundſchaft mit dem Hauſe von Guiſe, noch wegen ihrer kleinen Tändelei mit Chanvalon.

Wie? fragte Rosny. Wäre es denn wahr?

Ah, mein Gott, da bin ich dumm gewesen! Aber wer kann denn auch denken, daß Ihr zugleich so diplomatisch und unschuldig seid!

Ich bitte Euch, erklärt mir das. Sollte die Königin sich erlaubt haben —

Jetzt seid Ihr es, der dumm ist, mein lieber Baron, sagte Charlotte kurz und verdrießlich. Was erlaubt denn der gute König von Navarra sich? Man hört in ganz Frankreich von ihm und der Wittwe des schönen Grammont.

Ah, das ist eine edle Liebe.

Nun, versetzte sie trotzend, das ist auch eine edle Liebe — die zwischen der Königin und Chanvalon — wer kann das Gegentheil sagen? Und ist sie das, so hat die Königin ebenso gut ein Recht auf sie, wie der König auf die seine — was der Mann hat, kann die Frau auch haben.

Das iſt ein großer Unterſchied, Madame, rief Rosny.

Gar keiner, ſage ich, erklärte Charlotte unumwunden. Wahrhaftig, ihr ſeid göttlich, Meſſieurs. Euch ſoll Alles erlaubt ſein — uns Nichts. Ihr wollt von allen Lippen naſchen — wir ſollen geduldig und ungeküßt daſitzen und warten, bis die Reihe auch wieder ein Mal an uns kommt. Höchſt bequeme Moral das für euch; aber gehorſamſten Dank von den Frauen dafür. Was in aller Welt, ſind die Geſetze der Kirche denn nur für uns gegeben? Durchaus nicht, ſondern für Männer und Frauen gleich. Ihr überſpringt ſie nach Herzensgelüſt; gut, wir ſpringen euch nach. Wir wiſſen zu gut, daß es die Pflicht einer gehorſamen Frau iſt, ihrem Manne in allen Stücken nachzufolgen, als daß wir es nicht thun ſollten. Und dann — lebten wir immerfort heilig und ließen euch allein ſündigen, ſo kämen wir ja ſammt und

sonders ins Paradies, während ihr ebenso in die Hölle kämt. Dann wären wir für die Ewigkeit von euch getrennt, hätten uns in diesem Leben gelangweilt, und langweilten uns im nächsten wieder — nein, das geht nicht. Entweder die Männer auch tugendhaft, oder die Frauen auch galant. Einer von beiden Fällen nur kann als Regel dienen.

Ich würde den ersteren vorziehen, bemerkte Rosny.

Ich nicht, rief Charlotte. Frank und frei, ich habe es immer höchst amusant gefunden, mit den Liebhabern zu wechseln, wie mit den Kleidern.

Aber Ihr hättet doch Nichts dagegen, wenn eine Frau den entgegengesetzten Geschmack hätte?

Ganz und gar nicht. Ich lasse Jeden und Jede leben und nicht leben, wie es ihnen gefällt. Da ist z. B. Madame von Guise; die sieht seit dem Tode des armen Saint-Megrin

keinen Mann mehr an, ausgenommen als pflichtgetreue Frau ihren eigenen. Kann man dagegen etwas haben? Es ist ihre Neigung so — sie hat die Freiheit, dem Todten treu zu sein. Als Tugend rechne ich es ihr nicht an, ebenso wenig, wie ich es Eurer Königin als Fehler anrechne, daß sie einem Manne nicht treu bleibt, der ihr in den ersten Monaten untreu geworden ist. Es ist eben auch ihre Neigung.

Bequemes System das, Madame, sagte Rosny, wider Willen über den Amtseifer lachend, mit welchem die hübsche Sünderin ihre Sache verfocht.

Ja, antwortete sie selbstzufrieden, auf die Bequemlichkeit halt' ich.

Aber Ihr werdet mir die Aeußerung erlauben, daß ich keine Pariserin zur Frau wünsche.

Von Herzen gern, wenn die Frauen in der Provinz besser sind, erwiederte Charlotte friedfertig. Ich wollte Euch mit allen meinen Re-

den nur beweiſen, daß Ihr nichts Klügeres thun könnt, als über die kleine Liebelei der Königin zu Nerac ganz und gar zu ſchweigen.

Und wenn der König, mein Herr, dieſe kleine Liebelei, wie Ihr ſie nennt, auf einem andern Wege erfährt und mich dann um Beſtätigung fragt?

So lächelt Ihr, und er wird das verſtehen.

Und ein Auge zudrücken, meint Ihr?

O, er kann auch beide zudrücken, mein lieber Rosny, ſprach Madame von Sauve trocken. Er thut, im Vergleiche mit dem, was er gethan, wirklich nicht zu viel damit. Doch jetzt laſſet mich ſehen, ob ich Euch Eure Audienz bei der Königin-Mutter verſchaffen kann.

Es gelang ihr. Charlotte war jetzt, wo Katharina der Aufheiterung bedurfte, mehr denn je deren Liebling. Nicht leicht ſchlug die Königin ihr etwas ab, und ſo ſagte ſie auch jetzt, nachdem Charlotte ihr Geſuch vorgetragen,

mit der Miene einer Mutter, die ihrem verzogenen Kinde nachgibt: Gut, gut, Mignonne, laſſe ihn denn kommen, den Abgeſandten deines Königs von Navarra, da du ihm nun doch dankbar dafür bleibſt, daß er ein Mal den Kopf deinetwegen verloren hat.

Zwei Mal, Madame, berichtigte Charlotte ernſthaft. Ich bitte Ew. Majeſtät ſehr, mir meine Ehre nicht zu ſchmälern. Für ein Mal würde ich mich ihm nicht ſo verpflichtet glauben — das wäre nur gewöhnlich — aber zwei Mal, das macht eine Verſchiedenheit aus; das iſt ungewöhnlich und fordert Erkenntlichkeit.

Ich ſage ja nicht Nein, Mignonne; im Gegentheile, ich will dich in deinem löblichen Eifer unterſtützen, indem ich dieſen kleinen Rosny annehme.

Nehmt Euch in Acht, Madame. Dieſer kleine Rosny iſt ein gewandter Hofmann geworden.

Nun, er wird mir doch nicht zu gewandt ſein? fragte Katharina gemüthlich.

Ich meine nur, daß Ihr ihn nicht zu obenhin anſehen möget, Madame, erwiederte Charlotte.

Gut, wir wollen fein mit ihm umgehen, ſagte die Königin-Mutter. Bringe ihn am Nachmittage zu mir.

Es geſchah, und Rosny war ſo höflich und benahm ſich ſo behutſam und überlegt, daß Katharina, ſo gut wie Charlotte es geweſen, erſtaunt über eine ſolche Veränderung war. Italieniſch lebhaft, wie ſie immer noch war, gab ſie es dem jungen Abgeſandten zu erkennen und ſagte ihm, der König, ſein Herr, habe keinen geſchickteren Botſchafter wählen können. Mein Erfolg in dieſer meiner erſten Sendung wird ganz von dem Grade der Gnade abhängen, welchen Ew. Majeſtät anzuwenden geruhen wird, antwortete Rosny beſcheiden.

Ich will ſehen, was ich kann, ſprach Katharina.

Madame, wer ſollte mehr können als Ihr? fragte Rosny. Seid Ihr nicht gleichſam die Seele vom Rathe des Königs?

Der König iſt nur jetzt eben zu ſehr mit ſeinem Seelenheile beſchäftigt, ſprach die Königin, um viel auf weltliche Angelegenheiten zu achten. Es iſt erſtaunlich, wie er täglich an Tugend und Frömmigkeit zunimmt. Wahrlich, er wird ſchon auf Erden die dritte Krone tragen, von der ſein Wahlſpruch ſpricht.

Heinrich's Sinnbild waren drei Kronen mit der Umſchrift: Manet ultima coelo.

Habt Ihr nicht von der neuen Brüderſchaft der Büßer unſerer lieben Frau gehört? frug Katharina.

Ich habe davon gehört, Madame, und zwar mit dem höchſten Erſtaunen.

Ueber die Frömmigkeit des Königs?

Wie Ihr ſagt, Madame.

Was ſagt man im Reiche darüber? fragte die Königin ſcheinbar ſorglos.

Das kann Ew. Majeſtät ſelbſt ermeſſen, erwiederte der junge Baron, der mit dem älteſten Hofmanne wetteifern konnte, vollkommen ernſthaft.

Ich höre ſo wenig, bemerkte Katharina, ohne allen Anſchein, als fühlte ſie ſich geſchlagen. Man wird alt, Monſieur von Rosny; die Welt verliert den Reiz; man fragt kaum mehr nach dem Aeußern. Der König möchte mich dieſer Zurückgezogenheit entreißen — ſeiner kindlichen Liebe thut es weh, in mir nicht mehr die lebhafte, theilnehmende Mutter zu finden, die er ſonſt gekannt. Aber ich ſage zu ihm: Mein Sohn, an Euerm Wohl werde ich nach wie vor den wärmſten Antheil nehmen — das liegt im Herzen — aber gegen die Angelegenheiten des Hofes, gegen Feſte und derglei-

chen muß ich gleichgültiger ſein — das liegt darin, daß ich eine alte Frau geworden bin. Gebt Ihr mir darin nicht Recht, Monſieur von Rosny?

Gewiß, Madame; entgegnete dieſer, der den Muth bewunderte, womit ſie die Wunden verhüllte, welche die Gleichgültigkeit ihres Idols ihr geſchlagen hatte. Daß ſie Gram gehabt, ſah man auf ihrem Geſicht; denn der Gram ſchreibt ſich in andern Zügen ein als das Alter. Aber ſie wollte weder klagen, noch beklagt ſein, und dieſer Wille iſt immer die Bürgſchaft für eine ſtarke Seele, ob ſtark im Guten, oder im Böſen, davon iſt hier nicht die Rede; genug, ſtark muß die Seele ſein, die von der geliebteſten Hand verwundet, keinen Schrei ausſtößt. Und wenn man mit dem größten Verbrecher in dem Augenblicke, wo er büßt, noch ſympathiſiren kann, warum nicht auch mit Katharina von Medicis, jetzt, da ſie ſich am

Kummer über Heinrich's Undankbarkeit langsam verzehrte?

Rosny that es, und Katharina, die sich schon überlegt hatte, welchen guten Gebrauch sie von seinen Mittheilungen machen könnte, behandelte ihn mit solcher Güte, und entwickelte ihre florentinische Liebenswürdigkeit so ganz, daß Rosny fast von ihr bestochen worden wäre, und daß es wirklich zu bewundern war, wie er trotz der scheinbaren Vertraulichkeit Katharinens doch immer auf seiner Hut blieb und die Fragen, welche die Königin überraschend that, stets mit solcher Sicherheit beantwortete, daß sie nach einer Unterhaltung von mehreren Stunden nicht ein Wort mehr von ihm herausbekommen hatte, als ihm vom König von Navarra aufgetragen worden war.

Siebentes Kapitel.

Auf einem Ruhebette im Kabinet der Königin von Navarra lag der schöne Chanvalon hingestreckt, und auf dem Boden neben ihm kniete, üppig auf Polster hingeworfen, die liebende Königin.

Beide waren nur leicht bekleidet, denn Margarethe haßte bei ihrem Geliebten die Putzkleider, welche, wie sie sagte, ihr seine Schönheit stahlen. Und Chanvalon seinerseits sah auch lieber den köstlichen Nacken bloß und schlang die Arme lieber um den schwellenden Wuchs, wenn derselbe ungefesselt athmete, als wenn Seide oder Goldstoff ihn umhüllte.

Jetzt jedoch erinnerte der junge Mann ſeine königliche Geliebte an ihren Anzug. Die Sonne geht nieder, ſagte er. Vergeßt nicht, meine Königin, wen Ihr heute zu empfangen die Ehre haben ſollt.

Ja, den König von Frankreich, ſprach ſie, ſich mit Zärtlichkeit an dem Lächeln ihres jungen Geliebten weidend. Aber nicht meinen König. Der ruht hier, und ich kniee vor ſeiner göttlichen Gewalt und bete ſeine entzückende Majeſtät an.

Chanvalon war an dergleichen enthuſiaſtiſche Aeußerungen ſchon ſo gewöhnt, daß er ſie, nicht gleichgültig annahm — nein, ſie klangen ihm noch immer gleich lieblich — aber doch nicht länger als ihm nicht gebührend abzulehnen ſuchte. Anfangs hatte er es wol gethan; aber was eignen wir uns wol leichter und lieber an als die Anbetung? Nur der wahrhaft Liebende bleibt beſcheiden, und glaubt immer,

ihm geſchehe zu viel Ehre. Chanvalon's Liebe, die ein Geſchöpf aus Eitelkeit und Sinnlichkeit war, hatte ſich es bald gefallen laſſen, die Huldigung ſolcher Worte als einen rechtmäßigen Tribut aufzunehmen.

Darum ſagte er jetzt auch nur lächelnd: Ihr werdet nicht mehr fertig werden.

O, noch zehn Mal, ſagte ſie in der Trägheit des Liebesglückes, den prächtigen Kopf an Chanvalon's Schulter ſchmiegend. Ich putze mich nicht ſehr; ich ziehe das neue weiße Kleid an, mein eigenes Haar, Diamanten darinnen, und den großen, weißen Schleier, den du die Wolke nennſt. Siehe, damit werde ich fertig in zehn Minuten, alſo laſſe mich noch eine bei dir.

Meine Margarethe, wird der Anzug nicht zu einfach ſein? fragte Chanvalon, mit der Miene eines Denkers, der irgend ein Problem zu löſen hat.

Glaubſt du? Aber ich werde ſchön darinnen ſein. Nicht?

O, wie der Mondſchein, erwiederte der Liebhaber zärtlich; aber ich weiß nicht, ob Se. Majeſtät ein Freund vom Mondſchein iſt.

Warum nicht, zur Veränderung? Ernſtlich, mein Chanvalon, ich glaube, daß mein Anzug gerade ſeiner Einfachheit wegen dem Könige ſehr gefallen wird.

Glaubt Ihr wirklich?

Margarethe bekräftigte ihre wichtige Verſicherung nochmals und ſetzte dann bittend hinzu: Nimm doch, anſtatt an meinen Anzug zu denken, lieber dieſe letzten Minuten, die wir heute noch für uns haben, noch recht wahr, um mich zu küſſen.

Ich habe Euch heute ſchon genug geküßt, ſagte er mit verſtelltem Ernſt.

O, rief ſie mit dem Lachen des Jubels, du ſpielſt den Spröden, den jagddurſtigen Adonis,

der nicht mehr Zeit hat, Venus zu küſſen. Aber eine liebestolle Göttin iſt ſtark — ſo hielt Venus ihren Adonis und küßte ihn! Und Margarethe wand ihre mächtigen Arme mit trunkener Gewalt um den ſchlanken Hals des Jünglings, und zwang den Geliebten, ſein Antlitz ihren durſtigen Küſſen hinzugeben.

Mit der graziöſen Koketterie der geſchmeichelten Eitelkeit überließ der junge Mann ſich der ſtarken, liebeswilden Frau. Aber als Margarethe, erſchöpft vom Genuſſe ihrer Lippen, endlich aufhörte und mit lautem Athem und halbgeſchloſſenen Augen mit der Stirn auf ſeiner Bruſt ruhte, ſagte er plötzlich, ſich aufrichtend und ſeine Arme ſeinerſeits um ſie herſchlingend: Jetzt will ich Euch küſſen.

Er that es. Seine Küſſe leckten jedoch nicht wie Flammen — kamen nicht im Sturme über ihre erwartende Schönheit. — Leiſe, wie mit Luftgeflüſter, tändelnd, wie von Tauben-

ſchnäbeln, glitten ſie über das ſchwere, feuchte Haar, das in glänzenden Maſſen ſich gelöſt hatte und auf den Nacken und die Schultern gefallen war. Es war, als könnten die Lippen des Jünglings ſich nicht genug in dieſer dunklen, duftenden Haarflut baden. Endlich aber bahnten ſie ſich einen Spalt hindurch und hefteten ſich langſam, faſt zaudernd, als wollten ſie ſich den Kuß durch Erwartung köſtlicher machen, auf das weiche, warme Fleiſch, das wie eine Frucht unter Blättern, unter den vollen Flechten verborgen lag.

Ein Empfinden der Wolluſt rieſelte durch Margarethens hingegoſſene Geſtalt. Es war ſo, als würde eine ſchlafende Meereswelle von einer Südluft überſchauert und bewegt.

Dann murmelte ſie, erſtickt, wie ihre Stimme durch ihre Stellung war: Komm, laſſe mich dich anſehen; ich durſte ſchon wieder nach deinem Anblick.

Chanvalon erhob ſich langſam und ließ ſich ebenſo in ſeine alte Stellung zurückſinken. Margarethe richtete den Kopf vom Ruhebette auf, ſtützte beide Ellenbogen auf dieſes, das Kinn auf die ineinandergeſchloſſenen Hände, und ſo betrachtete ſie ihren Geliebten und ſagte nach einigen Augenblicken: Gott, wie du ſchön biſt!

Seid Ihr nicht die Königin der Schönheit? Wie könnte ich denn Euer König ſein, wenn ich nicht auch ſchön wäre?

Biſt du denn gern mein König? fragte ſie neckend.

Welcher König herrſcht wol über ein köſtlicher Land als ich, der ich über deine Reize als Herr gebiete?

O ja, mein Herr und mein Gebieter biſt du! rief ſie flammend. Bisher hat alle Welt mir gedient, und mir iſt alle Huldigung zu Füßen gelegt worden; aber jetzt bin ich die

Magd, deine Magd, du, mein Herr und Gebieter, oder haſt du's noch lieber: deine Sklavin; und die Krone, die ich als Dame der Schönheit getragen habe — ich nahm ſie lange vom Haupt und legte ſie vor dir in den Staub.

Ich weiß es, Margarethe, ſprach, ſie mit Genugthuung betrachtend, der junge Edelmann.

Wie du ſchön biſt! wie du ſchön biſt! wiederholte ſie, ſich leiſe hin- und herwiegend. Wie deine Locken weich ſind — wie deine Augen ſanft und deine Lippen friſch ſind! Sage mir — Aurora gibt dir wol Morgenroth, um dir damit die Lippen anzumalen? Oder gehſt du zu den Roſen, und ſind die, wie ſie jung und unerfahren im Thau ihres erſten Blüthemorgens ſtehen, ſo entzückt von deinem Anblick, daß ſie dir ihre lieblichſte Röthe überlaſſen? Oder hat ein Zauberer dir eine Auflöſung von Korallen gegeben, in

welche du den Mund tauchſt? Sag' mir, ſag' mir, was du mit deinen Lippen machſt?

Ich küſſe die Königin der Frauen — die Madonna der Liebespilger, die heilige Jungfrau aller derer, welche Schönheit anbeten — die Frühlingsblume der Wieſen — dich, Margarethe, antwortete Chanvalon ſtolz.

Davon ſind deine Lippen ſo roth?

Ja, ſagte er mit einem Lächeln, welches ſeine Zähne ſchimmern ließ, davon.

O, lächle immer! ſprach ſie melodiſch. Wenn du lächelſt, biſt du lieblich wie der Liebesgott ſelbſt. Aber ſei minder flatterhaft als er, Chanvalon, ich bitte dich. Aus Mitleid für mich, die da ſtürbe, wenn ſie dich verlöre, ſei nicht, wie der Liebesgott, nur in der Unbeſtändigkeit beſtändig, kein göttlicher Schmetterling. Sei gleich dem Sonnengotte treu, der jeden Morgen wieder auftaucht aus dem Meer. Kennſt du die Sage von Clytie, die aus Liebe

zu ihm zur Blume ward, zur Sonnenblume? Ja, das arme verwandelte Mädchen blickt jeden Morgen hoffnungsvoll nach dem Aufgange, und ſiehe, jeden Morgen erſcheint ihr Gott, ihr Geliebter, ihr Licht, ihr Leben, gleich ſchön, gleich ſtrahlend, gleich mild, und ſie empfängt neues Daſein von ihm. Alſo, Chanvalon, mein Chanvalon, erſcheine du mir immer und immer, alle Tage, jeden Morgen, du, mein Apollo, mein Lichtſpender, mein Sonnengott!

O, ich will es wol, meine Königin. Aber das Geſchick wird mir es nicht für immer erlauben.

Was ſagſt du? fragte ſie, zerſtreut durch ſein Anſchauen.

Ich werde alt werden — ich werde aufhören ſchön zu ſein. Und dann nehme ich Abſchied von dir, Margarethe.

O, wie kannſt du denn an das Alter denken?

Wenn ich nicht an das Alter denke, ſo wird das Alter an mich denken. Und ich will mich nicht länger vor dir ſehen laſſen, wenn ich nicht mehr ſchön bin.

O, rief ſie ſchwärmeriſch, ich will blind werden und denken, du ſeiſt es ewig.

Nein, das nicht, Margarethe. Aber wenn deine Augen mir ſagen, daß meine Schönheit abnimmt, wenn ich nicht länger dein Entzücken und dein Idol bin, dann nehme ich Abſchied von dir und begrabe mich in die Einſamkeit und erzähle mir ſelbſt, daß die Königin von Navarra, die ſchönſte Frau dieſer Erde, mich geliebt hat.

Du könnteſt alſo leben ohne mich?

Ja, um der Erinnerung willen, daß ich Euch beſeſſen — daß Ihr mir angehört.

Ja, ganz, ſprach ſie mit großen Augen an ihm hängend. Mit dem Leibe, mit der Seele, mit dem Herzen, mit jedem Gedanken —

ganz — Chanvalon, mein Geliebter, mein Gebieter!

Glaubt Ihr denn, ich könnte es ertragen, wenn Ihr nur mit einem Gedanken von mir abließet? fragte er.

Aber das wird nicht ſein! rief ſie.

Das wird wol ſein, ſobald ich nicht länger die Schönheit beſitze, die Euch jetzt blendet. Mit jedem Reize, der an dieſem Körper, auf dieſem Antlitz, in dieſen Augen auslöſcht, zerreißt ein Faden in der Liebeskette, die Euch jetzt an mich feſſelt.

Nein, rief die Königin mit hochlodernder Leidenſchaft, du haſt Unrecht, Chanvalon! Ich bin auf immer an dich gefeſſelt durch die Erinnerung an deine unvergleichliche Schönheit und an die unermeßliche Beſeligung, die ſie mir gewährt. Gleich dir werde ich nie wieder einen Mann ſehen — wie ſollte ich einen andern nach dir lieben können?

Könntest du so treu sein, wie du lieben kannst? fragte er ungewiß. Dann brauchte Chanvalon keinen alten Gott zu beneiden, wenn es ihm gelungen wäre, auf immer die Königin von Navarra zu fesseln.

Ich bin dein bis zum Paradiese, flötete schmelzend Margarethe.

Im Paradiese sind wir, rief er hingerissen.

Ja, du hast Recht, mein Geliebter! Es rieselt mit seinen Quellen um uns her — es singt mit seinen Vögeln um uns her, um dich und mich, den ersten Mann und das erste Weib. Die Bäume, die wir sehen, sind nicht die unserer irdischen Gärten; die Luft, die wir athmen, ist nicht die unserer Erde. Wir essen Brot des Lebens und haben zu Früchten unsäglichen Genuß, ungeahnte Erquickung. Ein Licht, wie von Gottes eigenem Angesichte, ist über uns, und wir wandeln darinnen als die ersten Menschen; es hat noch kein Liebes-

paar gegeben; wir, du und ich, ſind das erſte.

Ja, noch nie liebten Zwei einander ſo, wie wir uns lieben.

Wir ſind das erſte Prieſterpaar der Liebe, fuhr Margarethe fort. Ein Tempel aus Saphir und Gold, aus Himmel und Licht, umgibt uns; da ſollen wir den Gottesdienſt der Liebe begehen. Die Menſchen ſollen kommen und auf unſere Reden horchen, und daraus die Liebe lernen. Sie ſollen dich lächeln ſehen und den menſchgewordenen Sonnenſchein erkennen. Sie ſollen mich ſchmachten ſehen, und die Sehnſucht begreifen. Sie ſollen uns einander küſſen ſehen, und die Seligkeit ahnen, die im Fleiſche genoſſen werden kann. Wir ſind die Verkündiger der Liebe, Chanvalon.

Verkündigen wir ſie nicht, Margarethe, ſprach er beklommen. Seien wir ſelbſt hier nicht ſo dreiſt — ſprechen wir ſcheu, küſſen wir

uns unhörbar. Mir iſt immer, als hätte die Luft hier ein Antlitz, welches auf uns lauerte, um dann, wenn es uns erſpäht, ſeine Lippen mit ſchadenfrohem Lachen zu öffnen und uns mit ſchneidendem Geliſpel an die Schlangen zu verrathen, die rund um unſer Paradies in häßlichen Windungen herſchleichen, um wo möglich einen Spalt zu finden, durch den ſie hereinſchlüpfen könnten.

Still, ſtill! flüſterte die Königin und blickte mit großaufgeriſſenen Augen nach den Fenſtern. Du machſt mir ſelbſt vor dem Tage bange. Der Jungfrau Dank, daß die Vorhänge herunter ſind — hu! das geiſterhafte, lächelnde Luftantlitz draußen — Chanvalon — wie kannſt du ſchauerlich malen!

Habe keine Furcht, Geliebte, ſprach der junge Mann liebkoſend; die Luft thut dir Nichts. Ach, wenn wir nur ſie zu fürchten hätten, da wollte ich in ewiger Sicherheit mit

dem Haupt auf deinem Schooſe ruhen. Was könnte ſie anders, als allenfalls ein Gewitter heraufziehen laſſen, das uns mit einem Blitzſtrahl zerſchmetterte? Wäre denn ein ſolcher Tod furchtbar, Margarethe?

O, ſagte ſie mit glühender Schwärmerei, er wäre, wie unſere Liebe, eine Flamme.

Chanvalon drückte die herrliche Geſtalt, gen Himmel blickend, an ſein Herz. Sie murmelte: Chanvalon, ich möchte ſo ſterben.

Ich möchte doch noch lieber mit dir leben, Margarethe, rief er. Siehe, man erzählt ſich von Menſchen, einzelnen, wunderbaren, die ſollen nicht ſterben. Nicht in dem Sinne, wie die Kirche es uns lehrt, daß die Seele unſterblich ſei — ſie ſterben mit dem Körper nicht; die Feſſel, welche die Seele an ihr irdiſches Haus kettet, iſt eine unauflösbare, eine unzerſtörbare; das Leben kann ſie nicht zernagen, der Tod nicht aufknüpfen. Die Jahre ſind

dieſen Menſchen wie Tage, die Jahrhunderte wie Jahre. Haſt du ſchon davon gehört?

Ja; in Mährchen.

Nein, Margarethe, ich meine es ernſthaft. Es gibt ſolche Menſchen; man hat es mir in den Niederlanden zugeſchworen. Es iſt keine Träumerei, keine Erdichtung, kein Wahnſinn — es iſt die Wahrheit. Solche Menſchen leben. Sie gehören einer geheimnißvollen Brüderſchaft an, die ſich aus den Erben uralter, morgenländiſcher Geheimniſſe gebildet hat. Dieſe Geheimniſſe beſtehen eben in der irdiſchen Unſterblichkeit und in der Erhaltung der Jugend, der Geſundheit und der Schönheit. Sagt mir, meine Königin, möchtet Ihr mit Chanvalon ſo unſterblich ſein?

Ob ich es möchte? rief ſie ſchmerzlich. Ach, du biſt grauſam! Du ahmſt Jupiter nach, da er Tantalus dazu verdammte, immer Quellen zu hören und Früchte herabhängen zu ſe=

hen, und doch weder trinken, noch ſeinen Hunger ſtillen konnte, weil er an den Armen gefeſſelt war.

O, einen ſolchen Wiſſenden finden! rief Chanvalon, mit einem ſolchen vergeblichen Ausſtrecken der Hände, wie es die Unmöglichkeit ſo oft der ſterblichen Thorheit entreißt. Wäre es denn eine Sünde, Margarethe, in unendliche Jahre hinaus den Genuß verlängern zu wollen, den ich von dir empfange und dir gebe?

Ich weiß es nicht, Chanvalon; frage mich nicht. Wie ſollte ich denn wider meine glühendſte Sehnſucht Ja ſagen? Das wäre übermenſchlich. Was ich weiß, daß Tauſende dir mit betäubendem fanatiſchem Geſchrei Ja antworten würden.

Oh, ſagte Chanvalon ſpöttiſch, ſie beſitzen das Geheimniß nicht.

Ah, ich wollte nicht ſagen, daß ſie es zurückweiſen würden, wenn es ihnen mitten in

ihrem Geſchrei angeboten würde. Im Gegentheile, ſie griffen ſo gierig danach, wie Geizige nach Gold, es möge geſtohlen ſein, wo es will. O nein, mit der Ueberzeugung, mit der vom Sinai herab in einer neuen Wolke verkündeten Gewißheit: es ſei Sünde, es anzunehmen, würden ſie es doch verſchlingen, gleich Hunden. Aber ſie thäten es nur aus Furcht vor dem Tode — nicht aus Begreifen des Lebens.

Denn was wiſſen ſie, die Tauſende, die Gewöhnlichen, von der Göttlichkeit der Schönheit? fuhr nach einigem Innehalten die Königin mit dem Spotte des geiſtvollen Weibes fort. Was wiſſen ſie von der Liebe als Cultus, und von ihrem Wahnſinn als Begeiſterung? Ihnen iſt der Körper nichts als eine Geſtalt von Knochen und von Muskeln; nicht ein harmoniſch in Formenrundung erſcheinender Gedanke des größten Meiſters — des ewigen Schöpfers. Ein Gefängniß iſt er ihnen, in

dem die Seele hungert und durſtet — nicht ein Tempel, den eine Gottheit mit ihrer Gegenwart erfüllt. Wie ſollten ſie denn da die Liebe der Seele zu ihrem Körper und den Wunſch derſelben begreifen, ihn immer bewohnen zu können? Das kann nur der, welcher Schönheit beſitzt und begreift. O Chanvalon, ich will deine Seele befragen, was ſie lieber wolle: im Himmel gleich den andern Seelen ſein, oder immer dieſe Augen erfüllen, dieſe Lippen lächeln, dieſe Stimme klingen machen — ſie wird das Letztere wählen, denn du kennſt deine Schönheit, Chanvalon; du weißt, welch ein Wunder du biſt.

Ja, ſagte Chanvalon lächelnd, ich begreife den ſchönen Jüngling Narciß —

Und ich die arme Nymphe Echo, ſprach Margarethe demüthig, aber doch etwas traurig, daß ſie ihrem Geliebten mit ihren poetiſchen Lobſprüchen ſo gar keine Neuigkeit mehr ſage.

Mit dem Vorbehalt, daß er die Königin von Navarra nicht geſehen, ſetzte der junge Edelmann betonend hinzu.

Ah! lispelte die Königin, und eine Sonnenglut der Freude verbreitete ſich über ihr Antlitz.

Wie ich Euch ſchön machen kann! rief er mit hochmüthigem Entzücken.

Mein Apoll, mein Herr, mein Chanvalon, mein junger König! Dieſe zärtlichen Namen flüſterte ſie ihm wie mit der Süßigkeit des Bienengeſumſes zu.

Meine Königin, meine Luna, meine weiße Blume, meine mächtige Armida! erwiederte Chanvalon.

Nicht Armida! Nenne mich nicht ſo. Rinaldo verläßt Armiden.

Aber Chanvalon nicht Margarethe.

Wenn man dir jetzt einen Schild vorhielte und dich dein Bildniß ſehen ließe — was würdeſt du thun?

Ich würde ſagen: Gelobt ſei der Himmel, daß ich ſo ſchön bin, ſonſt hätte die Königin von Navarra mich nicht geliebt.

Du mein Eigenthum! rief ſie. Du mein koſtbares Juwel, mein Schatz, meine Krone!

Du meine Perle, ſprach er mit Beziehung auf ihren Namen. Die Perle, die Cleopatra ihrem Antonius zutrank, war nicht köſtlicher als du.

Was iſt denn noch koſtbarer als Perle und Diamant? fragte ſie ſchwärmend. O, der Augapfel, die Perle des Angeſichtes. Du biſt mein Augapfel, Chanvalon; du biſt der Stern meines Auges. Ohne dich wäre es Nacht in der Welt.

Du biſt der Puls in meinem Herzen, erwiederte Chanvalon. Ohne dich ſtände mein Blut ſtill.

Dich ſicher haben, rief ſie ſchmerzlich. Dich gewiß haben, bis zu meinem Tode wenigſtens.

Sicher vor der Bosheit, vor dem Neide, vor den Gesetzen, vor der Welt. Sie begreifen ja nicht, daß ich dich anbeten muß. Andere haben ein gemaltes Heiligenbild, vor dem sie knieen, in dessen Glorie sie den Abglanz Gottes anbeten — ich habe dich zum Heiligen. Daß du lebst, ist das Vorwurf für mich? Ist die athmende Gestalt nicht gottvoller, als ein Bild aus todten Farben? Aber das wollen sie nicht einsehen. Was sie, auf den Knieen vor einem Altar liegend, Frömmigkeit und Andacht nennen, das heißen sie bei uns Abgötterei und sündliche Lust. O ja, mein Geliebter, du hast Recht; rund um unser Paradies her schleichen die Schlangen. Und sie werden hereinzukommen wissen und uns umwinden, wie sie einst den Laokoon umwanden, und wir werden in ihrer entsetzlichen Umschlingung ersticken.

Darum, meine Königin, vorsichtig, ich be-

ſchwöre Euch! Ich bin es; aber Ihr — Ihr laſſet Euch immer hinreißen.

O, es iſt ſo ſchwer, Flammen einzuſchließen.

Aber, Margarethe, wenn man ſie heraus=zucken läßt, und ſie ergreifen das Dach, und das Haus, das unſere Liebe ſchützt, geht ver=loren?

Mein Gott, ein Haus, das unſere Liebe wirklich ſchützte! ſagte die blendende Königin mit dem Blick einer Bettlerin, die um eine Stelle bittet, wo ſie ihr Haupt hinlegen könne. Sie drückte die Stirn an die offenen, mit den Fingern verſchränkten Hände. Die Verzweif=lung der Heimathloſigkeit war in dieſer Ge=berde. Auch ſagte Margarethe dumpf: Siehſt du, ich habe kein eigenes Haus. Was die ärm=ſten Unterthanen des Königs haben: eine Stätte, das habe ich, die Tochter von Frankreich, nicht! Das Kind eines Bauern hat eine Heimath unter des Vaters Dach, das Kind des Zigeu=

ners an des Vaters Feuer. Ich, die Tochter und die Schweſter der Könige von Frankreich, ich habe weder Dach, noch Feuer, das mein eigen wäre. O Chanvalon, wäre ich die geliebte Tochter eines armen Bauern!

Wünſche das nicht, rief Chanvalon lebhaft. Glaubſt du denn, du würdeſt als eine arme Bauerntochter die Frau ſein, die du als Margarethe, die Tochter von Frankreich, biſt?

Wäre ich nicht gleich ſchön? fragte ſie träumeriſch.

Für mich nicht, ſprach er ſtolz.

Ha, ſagte ſie, du liebſt die Königin und nicht die Frau.

Ich liebe dich, wie du biſt, und wie du nicht wäreſt, wenn man dir das Bewußtſein deiner Majeſtät, und deiner Schönheit das Piedeſtal der Größe nähme, auf der ſie ſteht, wie eine Bildſäule auf einem Altar.

Du haſt Recht, ſprach ſie nachdenkend. Und doch —

O ja, ſagte er zärtlich, ich möchte wol auch dich, ſo wie du biſt, in Sicherheit für mich haben.

Ein Schloß — hoch — einſam — zwiſchen Bergen und Wäldern. O Chanvalon, die Pyrenäen, wo Gott ſo ſichtbar iſt — da allein mit dir und nur dein und ganz dein!

Während die beiden Liebenden ſo mit ſchmerzlicher Begehrlichkeit nach allen Richtungen hin in die Unmöglichkeit hineingriffen, welche das eigentliche Nichts iſt, zog ſich über ihren Häuptern das Wetter zuſammen, welches ihr Glück zerſchmettern ſollte. Joyeuſe, der nicht immer ſo albern war, wie er in ſeiner Mignonrolle zu ſein ſich ſtellte, befand ſich in dieſem Augenblicke am päpſtlichen Hofe, um von dem heiligen Vater eine neue Erlaubniß zum Verkaufe von Kirchengütern zu erwirken.

Nur beiläufig will ich erwähnen, daß ſeine Sendung nicht glücklich ausfiel; dieſer unerwünſchte Erfolg hat Nichts mit den Begebenheiten zu thun, die zu ſchildern ich verſuche. Dagegen hatte ein im Vergleiche zu den großen Vorgängen der Zeit geringfügiger Umſtand, der aus der Anweſenheit Joyeuſe's in Rom hervorging, einen entſcheidenden Einfluß auf Margarethens Geſchick, und folglich auf den ferneren Verlauf dieſer meiner Geſchichte. Der König hatte nämlich ſeinem Liebling einen Courrier geſchickt, und der war unterwegs getödtet und des Briefes, den zu überbringen er beauftragt war, beraubt worden. Dieſe Nachricht kam faſt in derſelben Minute im Louvre an, wo Heinrich, begleitet von der Königin Louiſe, Madame von Joyeuſe und d'Epernon, ſich zu ſeiner Schweſter begeben wollte, bei der er ſich in einer Anwandlung von Gnade, wie man ſchon aus dem Geſpräche zwiſchen Mar-

garethe und Chanvalon vermuthet haben wird, für heute zum Abendeſſen eingeladen hatte. Der Himmel weiß, wie die launenhafteſte aller Majeſtäten auf den Einfall kam, die Königin von Navarra habe die Ermordung des Courriers befohlen, und ihr ſei der geraubte Brief überbracht worden. Genug, der Einfall kam in das königliche Gehirn, verwandelte ſich augenblicklich in eine beſtimmte Einbildung, und brach in einem gewaltigen Sturme hervor. Umſonſt verſuchte die ſanfte Königin dringende Gegenvorſtellungen; umſonſt wagte Madame von Joyeuſe die Möglichkeit anzudeuten, daß Seine Majeſtät ſich irren könnte. Die Majeſtät erklärte: ſie irre ſich nicht. Sie kenne ihre Schweſter von Navarra. Margarethe könne nicht Frieden halten, Margarethe wiſſe Nichts von Dankbarkeit. Sie, die Majeſtät, wollte ihrerſeits nicht länger etwas von Schonung wiſſen. Sie hätte dieſe Schande ihres erlauchten

Hauſes lange genug an ihrem Hofe geduldet. Sie wollte es nicht länger. Ein ſolches Beiſpiel verderbe die Sitten, äußerte die Majeſtät mit tugendhafter Entrüſtung. Die Majeſtät fühlte die erhabene Aufgabe, die öffentliche Moral zu ſichern. Die mußte zu Grunde gehen, wenn es der Königin von Navarra geſtattet wurde, ſich ungeſtraft einen Liebhaber zu halten. Es konnte, durfte und ſollte nicht ſein. Seine allerchriſtlichſte Majeſtät, Heinrich von Valois, faßte einen Entſchluß, der ihrer ſittlichen Vortrefflichkeit und der Würde des Thrones gemäß war. Die brüderliche Liebe ſchwieg vor der Verpflichtung des Monarchen, ſein Land vor dem Untergange zu retten. Anſtatt daß der König in ſeine Kutſche ſtieg, um zu ſeiner Schweſter zu fahren, wurde einer der Kammeredelleute mit dem Befehle an dieſe geſchickt, ſich unverzüglich im Kabinet des Königs einzufinden.

Achtes Kapitel.

Etwa zwei Stunden ſpäter kam die Königin von Navarra zu ihrer Mutter. Katharina lag bereits im Bette; aber die Bitten der Königin waren ſo dringend, daß ihr der Eintritt geſtattet wurde.

Dennoch fragte Katharina nicht ohne üble Laune: Meine Tochter, hättet Ihr nicht morgen wiederkommen können?

Nein, nein, antwortete Margarethe in der heftigſten Aufregung. Keine Stunde, keine Minute iſt zu verlieren, Madame. Habt die Gnade und ſchickt Eure Damen hinaus, damit wir wenigſtens ſcheinbar allein ſeien.

Geht, ſprach Katharina zu ihren Ehrenfräulein, die bei ihrem Niederlegen gegenwärtig geweſen waren und jetzt vor Neugier faſt ſtarben. Aber geht ein wenig weiter, in das Vorzimmer, wenn es euch gefällig iſt, ſetzte ſie ironiſch hinzu. Die Damen gehorchten mit ſichtlich verzogenen Mienen, und Katharina wandte ſich an Margarethe und fragte: Nun wohl, was gibt's?

Margarethe trug den Anzug, von dem ſie gegen Chanvalon geſprochen, denn ſie hatte ſich bereits geputzt gehabt, als der Befehl des Königs gekommen war. Nun hatte dieſe ganz jungfräuliche Kleidung zwei Stunden früher vollkommen mit ihrer blühenden und glühenden Schönheit übereingeſtimmt — da konnte kein Stoff luftig, kein Schmuck licht genug für ſolche Friſche ſein — jetzt aber ſtach gerade dieſer Putz ſchneidend gegen die Geſtalt ab, die er umhüllte; denn in dieſem Augenblicke ſah

man in Margarethen ſtatt der in ſcheinbar ewiger Jugend ſchimmernden Geliebten eines feurigen Jünglings die Frau von dreißig Jahren, die ſchon gelebt hatte. Der Einklang der Züge war geſtört, der Glanz der Haut ausgelöſcht. Das Blut war in Stockung gerathen und bildete da, wo es gehemmt worden, unheimliche Flecken, welche die allgemeine fahle Bläſſe des Antlitzes und alles ſichtbaren Fleiſches nicht belebten, ſondern nur greller hervorhoben. Die Augen ſchienen erſtorben und nur künſtlich von einem unnatürlichen Feuer erhellt, die Lippen gleichſam verſengt. — Mit einem Worte, wer Margarethe vorhin auf den Knieen neben Chanvalon und jetzt im Schlafzimmer Katharinens geſehen hätte, der würde ſtaunend gefragt haben: Iſt das dieſelbe Frau? Man hätte darauf geſchworen, zwanzig Jahre, und noch dazu ſchwüle, ſchwere Jahre müßten zwiſchen dieſen beiden Erſcheinungen liegen.

Katharina konnte nicht umhin, Margarethens Zerstörung zu bemerken. Wie seht Ihr aus, meine Tochter?

Was habe ich aber auch erfahren, Madame! erwiederte die junge Königin dumpf. Gott, mein Gott, ich begreife nicht, wie ich es überlebt habe.

Man überlebt sehr viel, meine Tochter, und Ihr besonders faßt Alles mit einer gewissen Ueberspannung auf, so daß die Sache immer zehn Mal weniger Bedeutung hat, als Ihr meint, bemerkte Katharina gemüthsruhig.

Wirklich, Madame? fragte Margarethe spöttisch. Und wenn ich jetzt eben mit Schimpf und Schande vom Hofe fortgejagt worden wäre, würdet Ihr das auch eine Sache ohne Bedeutung nennen?

Ha, Ihr sagt das nicht? fragte Katharina zur Aufmerksamkeit erregt und sich auf dem Ellenbogen aufrichtend.

Ich ſage es, weil es wahr iſt, Madame, verſetzte Margarethe heftig und bitter. Der König, der König Heinrich von Frankreich, Madame, Euer Sohn und mein Bruder, er hat mir jetzt eben — ha! ſchrie ſie, ſich mit Wuth unterbrechend, das ertragen müſſen und ſich nicht rächen können!

Aber ſo ſprecht, rief Katharina, auch heftig. Wenn Ihr tobt, anſtatt mir zu erzählen, was Euch widerfahren, ſo kann ich Euch nicht helfen.

Nun wohl, ſprach Margarethe, ſich gewaltſam faſſend, Ihr wißt, Madame, daß der König —

Sich für heute zum Abendeſſen bei Euch angeſagt hatte, unterbrach Katharina ſie. Ich weiß das; nur weiter.

Ich nahm es als einen Beweis ſeiner wiederkehrenden guten Geſinnung gegen mich an, fuhr Margarethe fort.

Ihr hättet es weit eher als eine Laune an-

nehmen ſollen, fiel Katharina hart ein. Aber ſo iſt es mit Euch — Ihr ſeid verwöhnt worden — immer denkt Ihr, die ganze Welt müſſe Euch lieben und Euch Alles nachſehen.

Die ganze Welt — mir? fragte die Königin von Navarra mit Erſtaunen. Nun wahrlich, Madame, wenn ich bei meinen Erfahrungen zu dieſer Einbildung gelangt wäre, müßte ich wirklich nicht nur eine Gans, ſondern geradezu verrückt ſein.

Wenn Ihr ſo beſcheiden und ſo klug ſeid, es einzuſehen, daß Ihr nicht einen Freibrief für alle Eure Handlungen habt, warum erlaubt Ihr Euch denn Alles?

Und was habe ich mir denn erlaubt, Madame?

Ihr habt Euch durch und durch mit Unklugheit benommen. Erſtens war es ganz taktlos, daß Ihr hierherkamt —

Aber, großer Gott, wer hat mich denn

eingeladen? rief die Königin von Navarra zornig.

Kommt man immer, wenn man eingeladen wird? fragte Katharina geringschätzig. Ihr hättet doch den König kennen sollen, und mich auch, setzte sie schamlos hinzu.

Ja, ich hätte es gesollt, murmelte Margarethe zwischen den Zähnen; Ihr habt Recht.

Man kommt nur, wenn man weiß, daß man unentbehrlich ist, fuhr Katharina fort. Hier waret Ihr ganz entbehrlich, das werdet Ihr doch wol einsehen. Möglich, daß ich in dem Augenblicke, wo ich Euch einlud, irgend eine Absicht mit Euch hatte; es kann sein — bei so wechselnden Zuständen, wie die Frankreichs sind, hat man alle Tage eine andere Absicht und wirft ihr zufolge die Augen auf irgend Jemand, der als Werkzeug ihrer Ausführung dienen soll, an den man jedoch am nächsten Tage, wenn man die Absicht wieder mit

einer andern vertauſcht hat, nicht im Geringſten mehr denkt. So iſt es vermuthlich auch mit meiner Einladung an Euch beſchaffen geweſen.

Ganz gewiß, Madame; aber ich konnte das nicht wiſſen, erwiederte Margarethe mit tiefer Verachtung.

Ja wohl konntet Ihr es wiſſen, ſprach Katharina mit einem rohen Lachen, denn Ihr ſeid am Hofe erzogen worden und wißt, in welchem Werthe da eine Perſon ſteht, und wäre ſie ſelbſt ſo ſchön wie Ihr, meine Tochter. Ich dächte, es wäre keine Rückſicht auf Euch genommen worden?

Katharina ließ ſich Margarethen gegenüber ganz in ihrem innern Cynismus gehen; ſie wußte, daß es eine eitle Mühe ſein würde, vor der Tochter auch nur einen Augenblick lang eine moraliſche Maske vorzubinden, und dann wußte ſie auch, daß Margarethe vor ihrem wahren Antlitz immer ſchauderte, und das

machte ihr Vergnügen. Sie hegte seit dem Siege, den Margarethens Koketterie zu Nerac über sie gewonnen hatte, gegen die junge Königin den Haß der überlisteten Intriguantin, und sie liebte es, diejenigen zu peinigen, die sie haßte.

Auch saß Margarethe, wie erdrückt von einer eisigen Luft, in dem Lehnsessel neben ihrem Bette und fragte fast gleichgültig: Also gebt Ihr dem Könige Recht gegen mich?

Gegen Euch — ja, aber nicht gegen sich selbst. Ihr tragt die größere Schuld, denn Ihr habt ihn zu diesem Ausbruche gereizt. Wäret Ihr, da Ihr doch ein Mal kommen mußtet, gleich, nachdem Ihr den Boden hier untersucht, wieder abgereist, denn das saht Ihr doch augenblicklich, daß es für Eure Unternehmungen kein günstiger sei? Nicht?

Madame, ich untersuchte ihn gar nicht, denn ich dachte an keine Unternehmungen.

Katharina zuckte die Achſeln.

O mein Gott, iſt es denn ſo unnatürlich, ſeine Familie beſuchen zu wollen! ſeufzte Margarethe.

Ja, wenn man ſeine Familie liebt, meinte Katharina kalt.

Margarethe wollte ſprechen; Katharina unterbrach ſie. Ihr werdet mir doch nicht einreden wollen, daß Ihr mich, oder den König liebt? Ihr wäret zu dumm, wenn Ihr noch Zärtlichkeit für uns hättet, und ich bin nicht ſo dumm, es zu glauben. Wen Ihr liebt, das iſt Euer Bruder d'Anjou, obgleich ich auch nicht recht begreife, wie Ihr es noch könnt, nachdem er Euch durch Buſſy's Tod ſo mitgeſpielt hat. Denn wenn auch Buſſy ſich Nichts aus Euch machte, ſo waret Ihr doch verliebt in ihn, und habt ihn, wie wir geleſen haben, auf die lächerlichſte Art beklagt.

Mein Bruder kann unmöglich eines Todes

wegen leiden ſollen, an welchem er unſchuldig iſt, Madame, ſprach Margarethe.

Euer Bruder unſchuldig an Buſſy's Tod? Von wem hat denn der König Buſſy's Brief erhalten?

Er hat ihn ſich genommen.

Das iſt die Geſchichte, wie ſie Euer Bruder Euch erzählt hat, nicht wahr? Und Ihr glaubt an dieſe Lügen? Meine Tochter, Ihr ſeid wahrhaftig dumm.

Margarethe wollte unwillig einreden. Schweigt, ſprach Katharina gebieteriſch. Ich kann über dieſe Angelegenheit am beſten ſprechen, denn ich habe es geſehen, mit meinen Augen geſehen, wie mein Sohn d'Anjou dem Könige den Brief gab, und mit meinen eigenen Ohren gehört habe ich, wie er dabei ſagte: Hier, Sire, iſt ein Brief, der Euch unterhalten wird. Euch wird er freilich eine andere Geſchichte erzählt haben; aber ich wieder-

hole es Euch: Ihr ſeid ſehr dumm, daran zu glauben.

Warum nicht auch das? Warum ſollte mir etwas erſpart werden? fragte Margarethe ſich ſelbſt. Zwei brennende Thränen drangen in ihre Augen; ſie beugte den Kopf, um ſie zu verbergen. Dann, als ſie ſich gefaßt hatte, ſah ſie ihre Mutter mit finſterer Ergebung an und fragte: Ihr wollt mir alſo nicht beiſtehen, Madame?

Das habe ich durchaus nicht geſagt, erwiederte Katharina lebhaft. Im Gegentheile, Ihr ſollt ſehen, daß ich Alles wieder in Ordnung bringen werde. Nur wollte ich Euch überzeugen, daß Ihr ſelbſt dieſe Unannehmlichkeiten über Euch gebracht habt, und daß Ihr mir folglich die größte Dankbarkeit ſchuldig ſeid, wenn ich Euch heraushelfe.

Ich bin überzeugt, Madame.

Dann ſprecht; denn ich weiß noch immer nicht den Verlauf der Sache.

Der iſt kurz und leicht erzählt. Ich hatte meine Anſtalten mit möglichſtem Glanze getroffen und war eben mit meinem Putze fertig geworden, in dem Ihr mich ſehet —

Euer Anzug iſt ſehr gut, unterbrach Katharina ſie.

Ich glaubte nicht, ihn zu einer ſolchen Beſchimpfung anzulegen, erwiederte die Königin von Navarra mit ſtolzem Unwillen. Der König ließ mir befehlen, zu ihm zu kommen. In demſelben Augenblicke, wo ich glaubte, ihn ankommen zu ſehen, empfing ich dieſe Botſchaft. Mir ahnte nichts Gutes. Dennoch gehorchte ich.

Was hättet Ihr denn anders thun wollen, meine Tochter?

Wahr, Madame. Auch gehorchte ich ja. Als ich im Louvre ankam, fiel das betretene Anſehen Aller mir auf. Man wußte ſchon, daß der König mich erwartete, um mich zu be-

ſchimpfen. Ich war in ſein Kabinet beſtellt worden. Ich fand ihn nicht da. Er war bei der Königin. Ich begab mich dahin. Der König erwartete mich, und nicht er allein — der halbe Hof. Und da —

Margarethe hatte in Abſätzen und mit Anſtrengung geſprochen; jetzt hielt ſie ganz inne; ſie konnte nicht weiter reden.

Nun, und da? fragte Katharina.

Fragt morgen ganz Paris, Madame, was der König mir geſagt hat, ſprach Margarethe halb erſtickt vom Zorne; ganz Paris wird es wiſſen. Er hat ſeine Anſtalten gut getroffen, um meine Schande öffentlich zu machen. Obgleich er mich zum Scheine in das Kabinet der Königin nahm, trug er doch Sorge, ſo laut zu reden, daß alle im Zimmer Anweſende es hören konnten.

Ja, das iſt eine üble Angewohnheit, die er angenommen hat, bemerkte Katharina gelaſſen.

Aber ſagt mir, worüber machte er Euch hauptſächlich Vorwürfe?

Die Königin von Navarra ſtarrte Katharina von Medicis wie ſtumpfſinnig an. Sie begriff nicht, daß dieſe Frau ihre Mutter ſein ſollte.

Nicht wahr, er warf Euch den kleinen Chanvalon vor? fragte Katharina wieder.

Ja, antwortete Margarethe gedankenlos.

Da hatte er ſehr Recht.

Mir es ſo öffentlich vorzuwerfen? fragte Margarethe, immer noch mechaniſch.

Die Oeffentlichkeit iſt ein für alle Mal ein großes Unrecht, noch mehr, eine große Thorheit. Der König iſt gar nicht zu entſchuldigen, daß er Euch und durch Euch die ganze königliche Familie preisgibt. Dieſer verdammte d'Epernon muß ihm in den Ohren gelegen haben. Mein Gott, warum macht man alle dieſe Dinge nicht länger im Familienkreiſe ab? Nie-

mand hat je gewußt, was ich über Eure Tanten gedacht habe. Es iſt nicht königlich, und es iſt nicht klug. Aber dieſer Umſtand iſt bei der Angelegenheit der einzige, in welchem ich den König tadle. In den Vorwürfen ſelbſt, die er Euch gemacht, hat er ganz Recht. Eure Aufführung iſt eine Schande und ein Aergerniß.

Wirklich, Madame? fragte Margarethe.

Ja, meine Tochter. Sehet ſo ironiſch aus, wie es Euch gefällt; das iſt die Wahrheit. Ihr entehrt Euch und uns.

Ah?

Wo hat man je gehört, daß eine ehrbare Prinzeſſin ſich Liebhaber gehalten hätte? fragte Katharina mit Frechheit.

Das iſt ohne Beiſpiel, allerdings, antwortete die Königin von Navarra mit dem Lächeln der Verachtung. Aber die Prinzeſſinnen, die nicht ehrbar ſind, thun es.

Ha, Ihr geſteht es alſo ein?

Warum denn nicht? Was weiter? In dieſem Augenblicke war die Tochter ebenſo cyniſch wie die Mutter.

Einen kleinen Edelmann von Nichts! ſagte Katharina verächtlich.

Wenn es noch wenigſtens ein Kardinal wäre, nicht wahr, Madame? fragte Margarethe.

Warum nicht, wenn er es ſo gut verſtände, den Galanten zu ſpielen, wie Monſieur von Lothringen? fragte Katharina, ohne im Geringſten durch die geradezu treffende Anſpielung außer Faſſung gebracht zu ſein.

Laſſen wir dergleichen Reden, ſprach Margarethe, ihren Ton zu kalter Beſtimmtheit umändernd. Man kann mir unmöglich ernſtlich vorwerfen, was meine ganze Familie bisher ungeſtraft gethan hat.

Eure Schweſtern ausgenommen, ſchob Katharina betonend ein.

Wahr, antwortete die Königin von Navarra wieder ſpottend, doch das beweiſt nur, daß ſie keine ächte Valois waren, ſondern nur Eure Töchter.

Katharina ſah ihre Tochter mit wahrer Bewunderung an. Sie hatte nicht gedacht, daß Margarethe ſich je zu dieſer Höhe der Unverſchämtheit erheben könnte. Was wolltet Ihr ſagen, als ich Euch unterbrach? fragte ſie.

Ich wollte Euch fragen, in welcher Art Ihr für mich zu handeln gedenkt?

Der König hat Euch befohlen, augenblicklich den Hof zu verlaſſen?

Ja, und nach Nerac zurückzukehren, antwortete Margarethe ſchaudernd.

So beſchimpft, wie Ihr in dieſem Augenblicke ſeid, geht das nicht.

Nicht wahr, Madame?

Nein. Ihr dürft erſt abreiſen, wenn der König erklärt hat, daß er ſich geirrt habe,

wenn Ihr von ihm Beweiſe einer erneuerten Freundſchaft empfangen habt, gleichviel ob ſie wahr oder falſch ſei.

Alſo abreiſen muß ich in jedem Falle? fragte die junge Königin langſam, ſtockend.

Was wollt Ihr denn hier noch machen? fragte Katharina laut lachend.

Margarethe wurde blaß, als hätte ſie ihr Todesurtheil gehört.

Ah, ich ſehe, was es iſt! bemerkte Katharina, die ihr ins Geſicht ſah. Ihr fürchtet, Euern Chanvalon hierlaſſen zu müſſen. Ja, freilich, meine Tochter, den könnt Ihr nicht mitnehmen. Wenn auch der König, Euer Mann, ſich dergleichen kleine Freiheiten geſtattet hat und noch geſtattet, ſo iſt das mit Euch ein ganz verſchiedener Fall. Euch kann er ſolche unſchuldige Vergnügungen nicht erlauben, ſelbſt wenn er ein guter Mann ſein wollte, und immer blind ſein, wie bei Turenne, kann er

auch nicht. Ihr würdet ihm bei Chanvalon mit Gewalt die Augen öffnen; Ihr seid ja so toll auf dieſes Männchen, daß Ihr Euch gar nicht zu halten vermögt. Wäre es nicht ſo, wie hätte denn die Geſchichte ſo nackt und ganz ans Tageslicht kommen können? In Euer Kabinet kann man nicht ſehen, und in Euer Schlafzimmer noch minder. Was da geſchah, das war geſchehen, und Niemand dadurch klüger. Aber Ihr hattet keine Ruhe; Ihr mußtet Eure Verſeſſenheit ordentlich anſchlagen. Nun ſehet Ihr, was herausgekommen iſt. Nein, Euern Chanvalon müßt Ihr hierlaſſen, wiederholte Katharina, und es war ſichtlich, mit welchem Genuſſe ſie ihrer Tochter dieſe ſtechenden Dinge ſagte.

Aber Margarethe hatte nicht auf ſie gehört. Die beiden Gedanken: Paris verlaſſen! und: nach Nerac zurückkehren! dieſe beiden Gedanken hatten ihr Gehirn gleich zwei betäubenden

Schlägen getroffen; ſie ſaß ſtumpf und ſtarr. Dann fuhr ſie plötzlich angſtvoll in die Höhe, als ſei ſie vom wiedererwachenden Bewußtſein mit einer elektriſchen Pein durchzuckt worden, und rief, die Hände ineinander preſſend und aus großen Augen einen flehenden Blick auf ihre Mutter heftend: Ich kann nicht nach Nerac zurück!

Katharina ſah ſie einige Augenblicke an, dann zuckte ſie die Achſeln und ſagte wegwerfend: Meine Tochter, Ihr ſeid toll.

Ich ſterbe, wenn ich zurück muß! ſtöhnte Margarethe.

Dummheiten! Ihr werdet ſo wenig davon ſterben, wie ich von tauſend Dingen geſtorben bin, die mir begegnet ſind.

O, Ihr, Madame!

Ja, freilich, habt Ihr Recht; ſo albern, wie Ihr, habe ich mich nie angeſtellt.

Meine Mutter, Mitleid!

Meine Tochter, Menſchenverſtand!

Am Ende ſeid Ihr doch meine Mutter! ſchrie Margarethe verzweiflungsvoll. Erbarmt Euch!

Ich bin Eure Mutter, das merke ich aus der Plage, die Ihr mir noch immer verurſacht, ſprach Katharina humoriſtiſch. Aber eben, weil ich Eure Mutter bin, will ich Euer Beſtes, und das Beſte für Euch iſt, nach Nerac zurück, ſobald Ihr vom Könige Eure Ehre wiedererhalten habt.

Meine Mutter, könnt Ihr Eure Tochter ſo weinen ſehen?

O ja, entgegnete Katharina philoſophiſch.

Faſt wahnſinnig durch Wuth und Verzweiflung kam Margarethe in ihr Hôtel zurück. Ihre Damen, Madame von Duras und Mademoiſelle von Bethune, erwarteten ſie angſtvoll. Ihre Angſt wurde durch die Raſereien Margarethens nicht vermindert. Sie zerraufte

ſich das Haar, ſie zerriß ihren Schleier, ſie ſtampfte auf ihre Diamanten. Ihr Geſchrei tönte bis auf die Straße herab.

Die Herzöge von Guiſe und von Mayenne kamen, obgleich es ſchon Mitternacht war; bald folgte auch die Herzogin von Montpenſier. Das Gerücht hatte ſeine Flügel bereits entfaltet. Die Guiſen nahmen den heftigſten Antheil. Die Sprache war in ihren ſtärkſten Ausdrücken kaum ſtark genug für den Unwillen, den Katharina von Guiſe über den König ergehen ließ.

Als ob nicht Eure Liebe, gegen ſeine ſchändlichen Vergnügungen gehalten, ſo rein wie ein Weihgeſchenk wäre! rief ſie.

Margarethe biß die Zähne zuſammen. Ihre rechte Hand ſchloß ſich krampfhaft. Sie haßte den König, wie ſie nur je du Gua gehaßt. Aber zu ſprechen getraute ſie ſich nicht.

Laßt es gut ſein, Madame, ſprach die Herzogin, die ihre Bewegungen gefaßt hatte, ich werde Euch eines Tages an ihm rächen.

Die Königin wandte ihre großen, nachtdunklen Augen auf die Verheißerin und ſchlug ſie dann voll von einem fieberhaften Rachedurſt zum Himmel auf.

Zu Chanvalon, der das Hôtel ſchon verlaſſen hatte, als Margarethe noch den König erwartete, war mehrere Male geſchickt worden, aber keiner der Boten hatte ihn getroffen. Die Angſt um ihn vermehrte die Qualen der Königin noch. Endlich gegen Morgen erſchien er unvermuthet, völlig verſtellt durch eine Verkleidung und auch, als er dieſe abgeworfen, faſt unkenntlich durch die Verſtörung, die ſeine Schönheit ſo gut durchwühlt hatte, wie die ſeiner königlichen Geliebten.

Der Augenblick erhob über alle Rückſichten. Margarethe ergriff ihren Liebling bei den

Händen und fragte ihn: Chanvalon, was haſt du mir zu ſagen?

Ich habe den Befehl erhalten, augenblicklich den Hof zu verlaſſen, antwortete er faſt tonlos und ſank im Ausbruch der Verzweiflung vor ihr auf die Kniee.

Sie faßte ſeinen Kopf und drückte ihn feſt an ſich, während ſie den andern Arm um ſeinen Nacken ſchlang. Da iſt's ja gleich, ob ich bleibe oder abreiſe, ſagte ſie zu Guiſe, der nicht ohne eine ſonderbare Bewegung neben dem prachtvollen Geſchöpf ſtand, das einſt ſo ganz von ſeinen Augen abgehangen hatte, und jetzt dieſen knieenden, ſchluchzenden Jüngling mit der Gewalt der Leidenſchaft umfaßt hielt. Es machte ihn das ſo zerſtreut, daß er nicht gleich zu antworten wußte. Mayenne kraute ſich unterdeſſen hinter den Ohren und murmelte: Sie iſt immer gleich ſchön, mag ſie nun wüthend, oder zärtlich ſein. Der verdammte kleine Chanvalon. Ich gönn' es ihm.

Da Margarethe keine Antwort erhielt, wiederholte sie mit einem bittern Gelächter: Ja, es ist ganz gleich, ob ich bleibe oder abreise. Elend so, wie so. Eile, Chanvalon, rette dich.

Ich will hier sterben, murmelte Chanvalon, ohne den Kopf zu erheben.

Nein, fliehe; und ich, ich werde abreisen.

Nicht also, Madame, nahm jetzt Guise, sich besinnend, das Wort. Erlaubt der König Euch, am Hofe zu bleiben, so verspreche ich Euch, Monsieur von Chanvalon so zu verbergen, daß Ihr ihn bisweilen sehen könnt.

Margarethe warf ihm einen thränenlosen Blick zu, in welchem Erinnerung und Dankbarkeit ineinander schmolzen.

Glaubt mir, ich bin Euer Freund, sprach er ernst. Der König behandelt Euch unwürdig in jeder Art. Könntet Ihr nur Monsieur dahin bringen, sich mit uns zu vereinigen.

Was wollt Ihr denn mit einem solchen

treuloſen Prinzen? fragte die Königin, ſich zum erſten Male wieder deſſen erinnernd, was Katharina ihr von d'Anjou erzählt hatte. Die Königin, meine Mutter, hat mir heute verſichert, daß ſie mit eigenen Augen geſehen, wie er den Brief, den Buſſy ihm über die Liebelei mit Madame von Montſereau geſchrieben, dem Könige gezeigt habe.

Margarethe nannte Buſſy's wahre, vom Tode blutig beſiegelte Liebe immer nur eine Liebelei.

Guiſe ſagte nachdrücklich: Madame, dieſes Mal hat die Königin-Mutter die Wahrheit geſagt.

Nun wol, fragte Margarethe mit dem Hohn der Melancholie, wozu wollt Ihr einen ſolchen Prinzen?

Um uns ſeines Namens zu bedienen, Madame, antwortete der Herzog. Begreift Ihr denn nicht: der Name Valois macht die Un-

ternehmungen des Herzogs von Guiſe rechtmäßig.

Oder gibt ihnen wenigſtens den Anſchein, daß ſie es ſind, bemerkte Mayenne.

Verſchafft meinen Brüdern dieſen Namen, Madame, ſagte die Herzogin bedeutungsvoll. Dann werdet Ihr eine ſchöne Rache ſehen.

Wenn es möglich iſt, den todten Willen meines Bruders nochmals zu beleben, ſo will ich euch die Bedeckung ſeines Namens verſchaffen.

Uns und — Euch, Madame, ſprach mit Nachdruck Madame von Montpenſier.

Es muß bald Morgen ſein? fragte die Königin mit nervöſer Aengſtlichkeit.

Nicht weit davon, entgegnete Guiſe. Die Nacht war in der That über die mannigfaltige Unruhe, welche die Königin und ihre Freunde bewegt hatte, faſt ganz vergangen.

Chanvalon kniete noch immer vor der Königin, die in einem Armſeſſel ſaß.

Kommt, Monſieur von Chanvalon, ſprach Guiſe. Die Königin muß einige Stunden ruhen, und dann darf Euch der Tag hier nicht finden.

Ruhen kann ich nicht, antwortete Margarethe, durch und durch ſchauernd, aber du, Chanvalon, gehe mit Monſieur dem Herzoge.

Laßt mich noch hier, bis Ihr Nachricht von der Königin-Mutter habt, flehte Chanvalon.

Es iſt gefährlich, wenn Ihr noch bleibt, ſprach Guiſe. Die Königin-Mutter kann der Königin nicht eher Nachricht ſenden, als bis ſie mit Sr. Majeſtät geſprochen. Und Ihr wißt, wann Se. Majeſtät aufſteht.

Bis dahin noch warten! murmelte Margarethe, die Hand auf ihr Herz preſſend. Ich werde erſticken.

Guiſe machte der Herzogin ein Zeichen, das ſie verſtand. Ich werde mich zuerſt entfernen, ſagte ſie zur Königin. Kommt mit mir, mein

Bruder von Mayenne. Es ist für jetzt noch besser, daß man von unserer kleinen Rathssitzung bei der Königin Nichts erfahre.

Mayenne schickte sich ungern an, fort zu gehen. Er war noch immer verliebt in die Königin, und was noch mehr ist, er war ihr gut. Sie in solcher Betrübniß zu verlassen, wurde ihm schwer. Aber seine Schwester drängte ihn, und Margarethe selbst schien sowol sein Bleiben, wie sein Gehen mit der höchsten Gleichgültigkeit anzusehen. Also entschloß er sich, küßte der Königin die Hand und versicherte ihr, sie solle stets einen Freund und einen Diener in ihm finden, und dann sagte er zur Herzogin: Meine Schwester, jetzt warte ich.

Gleich, gleich, antwortete sie. Madame, sprach sie, sich zur Königin wendend, ich werde Euch schreiben.

Ihr nehmt also Alle Abschied von mir? fragte Margarethe mit mühsam unterdrückter

Angſt. Ich kann ja noch die Erlaubniß erhalten, zu bleiben?

Rechnet nicht darauf, erwiederte Madame von Montpenſier. Um der Kraft willen, die Ihr nöthig haben werdet, bitte ich Euch, Madame, laßt Euch nicht von falſcher Hoffnung betrügen. Sie entnervt. Setzt muthig das Aergſte voraus.

Ihr glaubt, die Königin, meine Mutter, werde Nichts ausrichten?

Madame, d'Epernon iſt ihr und Euer tödtlicher Feind.

Geht, geht, rief die Königin, in Thränen ausbrechend; ich ſehe es, mir bleibt Nichts mehr, als zu ſterben.

Nichts mehr, als Euch zu rächen, wollt Ihr ſagen, Madame, ſprach ermuthigend die Herzogin. Brave Prinzeſſinnen ſterben nicht an Nichtswürdigkeiten; ſie verachten ſie.

Ich danke Euch; lebt wohl; ſprach Marga-

rethe, ſich mit leidlicher Faſſung erhebend und die Herzogin umarmend.

Chanvalon war auch aufgeſtanden. Die Herzogin fragte ihn: Kommt Ihr vielleicht mit uns, Monſieur von Chanvalon?

Ich werde ihn mit mir nehmen, meine Schweſter, antwortete Guiſe für den jungen Edelmann. Madame, ſprach er, als die Herzogin, von Mayenne geführt, das Gemach verlaſſen hatte, erlaubt mir, Madame von Duras und Monſieur von Lodon noch einige Rathſchläge darüber zu geben, wie im unglücklichſten Falle Eure Reiſe am beſten eingerichtet werden kann. Wenn ich wiederkomme, begleitet Monſieur von Chanvalon mich. Und auch Guiſe verließ das Kabinet.

Chanvalon! ſagte Margarethe.

Er ſah ſie mit Verzweiflung an und lächelte.

Die Schlangen ſind im Paradieſe, ſprach er.

Glaubst du nicht, daß ich Erlaubniß erhalte?

Nein; sie sind mitleidlos.

Aber, meine Liebe, sagte sie verwirrt, ist denn das möglich? Denke doch, Chanvalon, gestern — gestern, wo du hier lagst, und ich neben dir kniete! Und heute ewige Trennung! Aber das ist ja nicht möglich!

Der junge Edelmann starrte sie stumpfsinnig an.

Bist du denn brav? rief sie halb irr, lässest dir deine Liebe nehmen!

Was soll ich denn thun? Den König tödten?

Dann stürbest du ja, wie La Mole, sprach sie schaudernd.

Was soll ich denn da thun? wiederholte er.

Kein Ausweg! jammerte sie weinend, die Hände vor die Augen pressend.

Nach Nerac kann ich dich nicht mitnehmen, sagte sie nach einer Pause. Das Herkommen

zog um die Leidenſchaft der Königstochter ſeine Grenzen.

Jeſus, mein Heiland, wenn meine Mutter Nichts ausrichtet! rief ſie verzagend.

Sie warf ſich an Chanvalon's Bruſt und ſchlang die Arme um ſeinen Nacken. Er ſtand, die Arme herunterhängend, in ſtumpfer Hoffnungsloſigkeit da.

Du ſagſt mir Nichts, Chanvalon?

Was ſoll ich ſagen? fragte er bitter. Aus dem Staub erhoben — in den Staub zurückgeworfen!

Alle ſeine geſtrigen Schwärmereien vom Leben in der Erinnerung und was dergleichen noch mehr war, zerſprangen jetzt wie Waſſerblaſen, und auch alle Sterne waren an ſeinem Himmel, den ſie noch kaum mit Glanz angefüllt, in die Finſterniß zurückgetreten.

Küſſe mich! ſchluchzte Margarethe an ſeinen Lippen.

Nein, das ist nicht mehr für mich, antwortete er finster und feindlich. Behaltet Eure Küsse, Madame.

O Chanvalon — Hohn in dieser Stunde! rief sie schmerzlich.

Verzeihung, sagte er. Aber ich kann nicht sanft aussehen und reden. Ich habe den Tod im Herzen.

Wie ich.

Nein, Ihr werdet nicht sterben, aber ich.

O, dich lassen ist Tod! murmelte sie.

Lasset mich gehen, sprach er kalt. Wozu diese Qual verlängern?

Chanvalon, hoffen wir noch! Vielleicht —

Nein, antwortete er heftig, ich sage Euch: nein!

Ein Liebespaar der Gegenwart würde in einem solchen Falle gewiß von gemeinschaftlichem Sterben gesprochen haben. Ob es vom Sprechen zum Thun gekommen wäre, das ist

eine andere Sache, aber in Vorſchlag wäre dieſe Auflöſung gebracht worden. Damals jedoch kannte man dieſe dramatiſche Manier noch nicht. Anſtatt ſich ſelbſt zu ermorden, ging man ins Kloſter, und die Geliebte oder den Geliebten überließ man dem Grame, der ſie oder ihn entweder tödten, oder in ein anderes Kloſter führen, oder endlich ſo langweilen konnte, daß der oder die unglückliche Liebende ſich zu tröſten ſuchte. Weder die Königin, noch Chanvalon dachte daran, daß es für verfolgte Liebe einen ſolchen Hafen gebe, wie gemeinſamen Tod. Margarethe hing noch an dem ſo unſinnig geliebten Jünglinge, obgleich ſie nicht mehr den Muth hatte, ſeine vergötterte Schönheit anzuſehen. Gegen ihre Angſt verſuchte ſie noch, ihm Hoffnung zuzuflüſtern. Chanvalon wies dieſe Tröſtungen bitter zurück und verließ, dem Herzog von Guiſe folgend, mit zertretenem

Stolze das Hôtel, wo er den Abgott ge=ſpielt.

Margarethe ſah keine von allen den Perſonen, die in dieſer Nacht Abſchied von ihr genommen hatten, jemals wieder. Der König bewies ſich am andern Morgen unerbittlich, gegen alle Gründe und Beſchwörungen Katharinens taub und verſtockt. Mit Schmach bedeckt, wie ſie war, mußte die Königin von Navarra die Reſidenz ihres Bruders verlaſſen. Chanvalon ging nach Deutſchland, und ich habe keine Nachricht mehr über ihn auffinden können. Vermuthlich alſo zehrte die zernichtete Eitelkeit ſeine Jugend auf. Wenn Karl von La Tour aus Gram darüber ſtarb, daß er die Garderobe ſeines Herrn, des Königs Karl IX., nicht erhielt, ſo kann Chanvalon wol aus Zorn dar=über geſtorben ſein, daß die ſchönſte Frau der Zeit, und was noch mehr, eine Tochter, Schweſter und Frau von Königen, nicht länger ſeine Geliebte war.

Neuntes Kapitel.

Es klingt unglaublich und ist doch wahr, daß der König Heinrich III. von Frankreich mit den Demüthigungen, welche er seiner Schwester, der Königin von Navarra, angethan hatte, noch nicht zufrieden war.

Man kann nichts Anderes annehmen, als daß sein Haß gegen sie ein aus Eifersucht entstandener war, denn nur ein Haß, der diese lächerlichste und furchtbarste der Leidenschaften zur Mutter hat, kann so unvernünftig verfahren wie der Heinrich's gegen Margarethe.

Umsonst bat die Königin Louise, umsonst

erſchöpfte Katharina von Medicis zum zweiten Male nutzlos ihre Beredtſamkeit, umſonſt machte der Kardinal von Bourbon, in der Abſicht, wirklich etwas zu ſagen, ſeinen Mund auf, umſonſt ſprach ſelbſt d'Epernon: Sire, es iſt genug. Heinrich hatte einen wahren Durſt darauf, ſeine Schweſter noch mehr zu beſchimpfen; er war erpicht, verſeſſen, toll auf dieſen Genuß; keine andere Macht, als eine überirdiſche, hätte ihn davon zurückzuhalten vermocht. Und da eine ſolche natürlich es nicht der Mühe werth hielt, vom Himmel herabzukommen, um die alberne Majeſtät von einer Dummheit mehr zurückzuhalten, ſo eilte, der feſten Einbildung des Königs gemäß, daß ſeine Schweſter Chanvalon mit ſich nehme, Larchant mit ſechzig Bogenſchützen der Königin von Navarra nach, erreichte ſie auf dem Wege nach Palaiſeau, hielt ihre Sänfte an und riß ihr die Maske ab, um ſich, ſeinem Auftrage getreu, zu über-

zeugen, daß sie wirklich sie selbst sei. Als ihm darüber kein Zweifel blieb, nahm er ihren Haushalt gefangen und brachte sowol Damen, wie Edelleute gut militairisch in die Abtei von Ferrières bei Montargis, wo der König sie erwartete, um sie, getrennt von einander, alle einzeln einem strengen Verhör über das Leben seiner Schwester zu unterwerfen. Aber zu seinem größten Aerger bekam er gar Nichts heraus, und konnte mit dem besten Willen zum Skandal Nichts weiter thun, als seine Gefangenen freizugeben, und seiner Schwester zu gestatten, ihre angenehme und freiwillige Reise fortzusetzen.

Doch ja, etwas Boshaftes und Dummes konnte er noch thun: einen Brief, der sein Verfahren rechtfertigte und die Sitten Margarethens anklagte, an den König von Navarra schreiben; und das that er auch redlich. Der Brief kam rasch und glücklich in Nerac an.

Heinrich von Bourbon hatte bis jetzt, ganz in dem Geiſte, den Charlotte von Sauve von ihm verlangte, nicht nur ein, ſondern beide Augen zugedrückt; aber das ging nun nicht länger. Se. Majeſtät Heinrich III. von Frankreich ſagte gar zu deutlich: Mein Bruder, machet die Augen auf und ſehet.

Verwünſcht ſei er, ſagte Heinrich von Bourbon, halb verdrießlich, halb launig; er läßt einen ſelbſt nicht in Frieden blind ſein.

Daß er Euch die Augen öffnet, iſt das einzige Vernünftige, das er ſeit langer Zeit gethan, ſprach etwas ſtrenge Katharina von Navarra.

Heinrich ſah ſeine Schweſter lächelnd von der Seite an und fragte: Meine Liebſte, glaubt Ihr denn, daß der König mir die Augen öffnet?

Ihr habt das doch nicht geahnt?

Bourbon zog ſeinen Schnurrbart zuſammen.

Mein Bruder! rief befremdet die Prinzeſſin.

Nun wol, meine ſchöne Schweſter? fragte er artig.

Ich frage Euch, ob Ihr das geahnt habt?

Geahnt nicht.

Nun, was wollt Ihr denn da ſagen?

Daß ich es gewußt habe, erwiederte er trocken.

Ha! rief ſie, erröthet vor Zorn.

Ereifert Euch nicht, ſagte er beſchwichtigend.

Wer hat denn die Frechheit gehabt, Euch dergleichen zu ſagen?

Sagt man denn dergleichen? fragte er lachend.

Dann habt Ihr es alſo errathen?

Durchaus nicht. Ich verſtand nie etwas, weder Lächeln, noch Blicke.

Und ließet Eure Schande gehen, ſprach herb die Prinzeſſin.

Meine Schweſter, erwiederte Heinrich von

Bourbon mit herzlicher Gutmüthigkeit, könnt Ihr Euch denn noch immer nicht in die Welt finden, wie sie nun doch ist?

Nein, das werde ich nie, antwortete sie stolz und heftig.

Es wäre doch sehr gut. Denn erstens macht Euch Eure Unzufriedenheit das Leben bitter, und zweitens kann man mit Euch nie von Geschäften reden, indem Ihr auf „Politik" immer „Moral" antwortet. Und Ihr wißt, Politik und Moral werden nie Freundinnen werden, indem die Moral von uns fordert, wir sollen dem Schaden Anderer den eigenen vorziehen, und die Politik uns gerade das Gegentheil räth.

Ja, ich ziehe die Moral vor, sprach Katharina von Navarra mit etwas von jenem Hochmuthe, der vortreffliche Menschen bisweilen unangenehm macht.

Heinrich von Navarra verdankte seiner na-

türlichen Heiterkeit eine sehr liebenswürdige und unermeßlich hülfreiche Eigenschaft, nämlich eine fast unermüdliche Geduld. Die half ihm auch jetzt nicht böse auf seine Schwester werden, und so sagte er mit jenem Lächeln, dem einst selbst seine Mutter nicht widerstehen konnte: Es wäre wirklich besser, theure Schwester, die Politik auch ein klein wenig anzuerkennen.

Das heißt, ich soll den Schmutz lieben.

Ich könnte nicht sagen, daß ich selbst gegen den Schmutz christliche Gesinnungen hegte, erwiederte Bourbon launig. Was ich von Euch verlange, ist nur, Ihr sollt Euch nicht weigern, die Straße, die zum Ziele führt, zu gehen, blos weil Schmutz darauf ist.

Also soll ich doch mich mit dem Schmutz aussöhnen?

Ei, Schmutz und wieder Schmutz! rief Bourbon, jetzt ein klein wenig ungeduldig, aber doch mit Lachen. Wer sieht denn auf den

Schmutz? Man geht so leicht wie möglich darüber hin und sieht dabei in die Höhe —

Und fällt dabei auf die Nase, unterbrach die Prinzessin ihren Bruder. Glaubt mir, fuhr sie fort, als er sie etwas nachdenklich ansah, es ist nicht möglich, mit reinen Schuhen über schmutzige Straßen hinwegzukommen.

Nun immerhin, antwortete der König von Navarra getröstet, was thut ein wenig Schmutz an den Schuhen, wenn nur die Füße rein sind. Die Schuhe kann man ausziehen, wenn man auf reinen Boden kommt.

Ihr macht es Euch leicht.

Nein, ich verlange nur nicht das Unmögliche.

Nach Euern Grundsätzen darf man sich also seinen Fehlern überlassen, weil man sie wieder ablegen kann, und hat die Erlaubniß zu sündigen, weil die Möglichkeit da ist, zu bereuen!

Ihr misversteht mich mit Willen, meine Schwester, wie es scheint, antwortete Bourbon

mit Sanftmuth. Leichtſinnig, wie ich bin, habe ich je meinen Leichtſinn entſchuldigt, oder gar für unbedeutend gehalten? Gewiß nicht.

Nein; aber auch abgelegt habt Ihr ihn nicht, trotz alles des guten Rathes Eurer Freunde.

Theure Schweſter, ſagte der König von Navarra mit drolliger Kläglichkeit, wenn der gute Rath Thorheiten verhindern könnte, ſo wäre die ganze Welt weiſe; aber es iſt die ſchlechteſte Medizin, ich will ſagen die unangenehmſte Medizin, die es gibt, und kein Menſch will ſie einnehmen.

Leider! ſeufzte die Prinzeſſin.

Leider, ja, leider! Aber was wollt Ihr bei dieſem allgemeinen Unglück machen? Es iſt nun einmal ſo und nicht anders. Die Vollkommenheit gibt es unter dem Monde nicht —

Das werde ich nie glauben, fiel Katharina von Navarra ein.

Wie es Euch gefällt, antwortete Heinrich von Navarra, aber ich habe ſie noch nicht angetroffen, und ſo lange das der Fall iſt, ſo lange ich mich nicht von dem wirklichen menſchlichen Daſein dieſer Idee überzeugt habe, ſo lange bleibe ich bei meinem Glauben, daß einige irdiſche Fehler und Schwachheiten, die unter den Umſtänden der Menſchheit unvermeidlich ſind, der unſterblichen Seele in der Barmherzigkeit Gottes keinen Schaden thun werden.

Ich wünſche, daß die göttliche Gerechtigkeit nicht anders richten möge, entgegnete die Prinzeſſin mit der Strenge eines Bewußtſeins, welches ſich ſo ziemlich untadelhaft glaubte.

Ich habe von der göttlichen Barmherzigkeit geſprochen, erinnerte Heinrich von Bourbon. Die göttliche Gerechtigkeit — wer könnte vor ihr beſtehen?

Die Gerechten.

Und wo ſind die? O, glaubt nun auch

ein Mal mir, meine Schweſter: wir leben Alle nur von der Gnade unſers Gottes. Ich zittere vor Furcht und werde kleiner als ein Atom, wenn ich mich in der Gegenwart dieſer Majeſtät ſehe, die alle Dinge aus dem Nichts gezogen hat und alle dahinein zurückſinken laſſen könnte, ſobald ſie ihre allmächtige Hand von ihnen abzöge. Hingegen berauſcht von unnennbarer Freude fühle ich mich, wenn ich daran denke, daß dieſe Majeſtät auch die höchſte Güte iſt, und als ſolche ihre armen Kinder, die Menſchen, unter ihren Fittichen hält.

Die Prinzeſſin war erſtaunt, ihren Bruder ſo reden zu hören; dieſer Ernſt, dieſe Frömmigkeit waren ihr ganz fremd an ihm. Entweder mußte er dieſe Eigenſchaften früher nicht gehabt, oder ihr nie gezeigt haben. Die letztere Annahme verletzte die Vertrauensanſprüche der Prinzeſſin zu ſehr, als daß ſie nicht die erſte hätte vorziehen, und folglich anerkennen

ſollen, ihr Bruder habe ſich in der letzten Zeit auffallend gebeſſert. Sonderbar genug war auch dieſer Gedanke Katharinen von Navarra unangenehm. Vortreffliche Perſonen lieben kleine Schwächen an ihren Nebenmenſchen; denn erſtens tritt gegen ſolche Schwächen ihre Vortrefflichkeit deutlicher hervor, und zweitens geben dieſe Schwächen vortreffliche Texte zu moraliſchen Predigten, und vortreffliche Perſonen ermahnen gern. Und dann konnte dieſe Umwandlung Heinrich's einzig und allein durch den Einfluß bewirkt worden ſein, den Diana, Gräfin von Guiche, auf ihn ausübte, und auf dieſen Einfluß war, die Wahrheit zu geſtehen, die Prinzeſſin ein klein wenig eiferſüchtig. Alle dieſe inſtinctmäßigen Regungen zuſammengenommen machten, daß ſie ihrem Bruder kein Zeichen des Beifalls ſchenkte, ſondern nur kühl ſagte: Ihr ſprecht ſehr gut, mein Bruder; aber ich ſehe den Zuſammenhang Eurer letzten Rede

mit dem eigentlichen Gegenſtande unſeres Geſpräches nicht ein.

Der iſt doch leicht zu finden, meinte Bourbon. Der Gegenſtand unſeres Geſpräches war, wie mir dünkt, die Art, in welcher ich bisher die Aufführung meiner Frau beſchönigt habe. Ihr tadelt mich deswegen, und ſo habe ich Euch meine Geſinnungen über die allgemeine menſchliche Gebrechlichkeit geſagt, um Euch zu erklären, warum ich ſo und nicht anders gehandelt habe.

Ich nehme Eure Erklärung nicht an, entgegnete lebhaft die Prinzeſſin. Hier iſt die Frage nicht: wie ſollt Ihr als Chriſt handeln? ſondern die Frage iſt: ſollt Ihr Euch Befleckungen Eurer Ehre gefallen laſſen oder nicht?

Verzeihung, meine Schweſter. Das iſt durchaus nicht die Frage.

Mir dünkt, es ſei die wichtigſte.

Das iſt ſie auch, nur war bisher von ihr noch nicht die Rede.

Zwiſchen uns?

Aber ja; zwiſchen Euch und mir.

Mein Gott, mein Bruder! rief ungeduldig die Prinzeſſin. Dann ſetzte ſie, ſich mäßigend und lächelnd hinzu: Kommt, laſſet uns ein Mal logiſch ſprechen.

Einverſtanden. Laſſet uns logiſch ſprechen.

Die Königin-Mutter von Frankreich läßt Euch fragen, ob Ihr die Prinzeſſin, ihre Tochter, zur Frau wollt.

Und die Königin von Navarra, meine Mutter, antwortet für mich, daß ich die Prinzeſſin wolle.

Gut. Man gibt Euch dieſe Prinzeſſin —

Und ich nehme ſie, ſchaltete Bourbon gravitätiſch ein.

Ei, das weiß ich! Laſſet mich doch ordentlich reden. Ich ſage: man gibt Euch dieſe Prinzeſſin. Dann frage ich: wozu?

Das zu fragen iſt, leider, nicht nöthig, erwiederte Bourbon plötzlich ernſt. Coligny könnte aus dem Himmel darauf antworten.

Ich ſpreche hier von der Heirath nicht als politiſcher Angelegenheit, ſondern als Privatſache, und darum frage ich: wozu hat man Euch die Prinzeſſin gegeben? Dazu, daß ſie Eure treue Frau ſein, oder dazu, daß ſie Euch durch Liebſchaften mit andern Männern entehren ſolle?

Ich glaube, daß ſelbſt die Königin Katharina von Medicis eine Tochter nicht gerade darum verheirathen kann, daß ſie ihrem Manne untreu werde.

Alſo —

Gab man mir die Prinzeſſin, damit ſie mir eine treue Frau werde — zugegeben.

Und was hat ſie gethan?

Das Gegentheil.

Folglich doch ihre Pflichten verletzt?

Gewiß.

Verletzt die Frau ihre Pflichten, wird da die Ehre des Mannes befleckt, oder nicht?

Befleckt.

Alſo iſt Eure Ehre durch Eure Frau —

Befleckt worden —? Gewiß, ſobald ich davon weiß.

Nun, Ihr ſagt ja, daß Ihr es lange gewußt habt? Was antwortet Ihr mir nun? Iſt es nicht die Frage, ob Ihr Euch dergleichen gefallen laſſen dürft, oder nicht? Ihr müßt Euch dabei immer als König betrachten. Die Ehre eines Königs iſt wichtiger als die jedes andern Mannes, weil der König erhöht vor allen Menſchen ſteht, und daher alle Augen an ihm muſtern und ſpähen können.

Sehr wahr, meine Schweſter. Aber geſtattet mir noch einen Augenblick, den ich zu der Frage anwenden will: gibt es in der Ehe nicht auch ſo etwas wie Pflichten des Mannes?

Allerdings, erwiederte Katharina etwas verlegen. Aber Ihr wißt —

Erlaubt, unterbrach er ſie. Weswegen heirathet ein Mädchen? Damit der Mann ihr treu ſein, oder damit er ihr nach den erſten Wochen untreu werden ſolle?

Die Prinzeſſin heirathete Euch nicht freiwillig —

Alſo weil ſie ihrer Mutter und ihrem Bruder gehorſam war, hatte ſie keine Anſprüche an mich?

Mein Gott, Ihr wurdet ſo verführt!

Und iſt ſie nicht verführt worden? Zuerſt denkt daran, aus welchem Blute ſie ſtammt. Glaubt Ihr, daß die Eltern ihren Kindern Nichts geben als ihren Namen?

Aber die Königin von Spanien und die Herzogin von Lothringen waren beide Töchter Katharinens von Medicis, fiel die Prinzeſſin ein.

Die Herzogin von Lothringen liebte ihren

Mann und wurde von ihm geliebt. Die Königin von Spanien war ein Engel, den Gott vermuthlich in dieſem Hauſe geboren werden ließ, damit unter ſo vielen Sünden doch eine Unſchuld zu finden wäre. Aber Engel werden nicht alle Tage geboren, und Margarethe iſt keiner.

Nein, das iſt ausnehmend wahr, bemerkte Katharina ironiſch.

Deswegen ſage ich es. Aber ich ſage auch, daß ſie eine gute Frau hätte werden können, hätte ſie einen Mann gefunden, der ſie geſtützt und geleitet hätte, anſtatt ihr, wie ich, für ihre böſen Neigungen ein böſes Beiſpiel zu geben.

Dergeſtalt, daß Ihr die Schuld ihrer Aufführung tragt?

Theilweiſe gewiß, ſogar größtentheils. Ganz nicht. Ihre Erziehung mußte ſie zu ſolcher Aufführung geneigt machen.

Ja wol; niemals iſt wol eine junge Prin-

zeſſin an einem verderbteren Orte aufgewachſen, bemerkte verächtlich die Prinzeſſin.

Kann das ein Vorwurf für ſie ſein? Muß es uns nicht im Gegentheile zum Mitleid für ſie ſtimmen? Und dann — gezwungen, mich zu heirathen, den ſie nicht leiden konnte —

Sagt das nicht; Ihr gefielt ihr ganz gut.

Nun wol, den ſie doch durchaus nicht liebte, der ihr keine rechte Liebe zeigte, und bald in Thorheit und Rohheit mit dem ganzen Hofe wetteiferte — geht, meine Schweſter, ich habe große Schuld an ihr.

Und die erlaubt Euch nicht, die Beſchimpfung zu ahnden, die Euch in ihr, als Eurer Frau, widerfahren iſt?

Mein Antheil an ihrem Betragen veranlaßte mich, daſſelbe ſo lange wie möglich nicht zu bemerken, um nicht gezwungen zu ſein, etwas gegen ſie zu thun. Jetzt aber hat der König mir die Kenntniß davon aufgedrängt,

und nun allerdings kann ich nicht mehr als Heinrich von Bourbon nach meiner Neigung, ich muß als König von Navarra nach den Forderungen meiner Ehre handeln.

Ah! sagte die Prinzessin aufathmend. Und was werdet Ihr thun? fragte sie dann eifrig.

Bourbon antwortete: er werde seine Freunde befragen, und versammelte in der That sogleich seinen Rath. Da war denn nur eine Stimme für die Forderung einer Ehrenerklärung, aber als es an die Frage kam, wer diese Forderung thun sollte, erfolgten die Antworten weniger rasch. Keiner der Herren hatte besondere Lust, mit einem solchen Auftrage zu Sr. Majestät Heinrich III. zu reisen. Endlich erbot d'Aubigné sich, hinzureisen, nachdem er mit siegenden Gründen bewiesen hatte, daß er sich aufopfere. Man gönnte ihm diese Ausübung eines hohen Muthes, und er opferte sich so heldenmüthig auf, daß er in kürzester Zeit mit heiler

Haut und ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, wieder da war. Das Letztere war ſchlimm; indeſſen da man doch nun ſah, daß Heinrich von Valois die Abgeordneten nicht geradezu aufeſſe, ſo fand der König von Navarra mehr allgemeinen Muth zu einer neuen Botſchaft, als bei der erſten vorhanden geweſen war, und Dupleſſis-Mornay reiſte ab, wie d'Aubigné abgereiſt war, und kam wieder, auch wie d'Aubigné wiedergekommen war. Dieſe Unterhandlungen, in den Memoiren d'Aubigné's und Dupleſſis-Mornay's enthalten, ſind, was alle Unterhandlungen ſowol für die handelnden Parteien ſelbſt, wie für den Zuhörer oder Leſer ſind, langweilig, ermüdend und nur ihres Ergebniſſes wegen wichtig. Da nun hier ſo gar kein Ergebniß herauskam, ſo halte ich es für ganz überflüſſig, zu berichten: was d'Aubigné und Dupleſſis geſagt, und was Heinrich III. geantwortet. Genug, daß ſeine Antwort ſo

ziemlich in dem Sinne der Predigt war, die er dem Doktor Roſe gehalten hatte. Er behauptete: er habe das Recht, ſeine Schweſter zu behandeln, wie er wolle; dahingegen habe der König von Navarra durchaus nicht das Recht, der Schweſter ſeines Herrn die Aufnahme zu verweigern — möge ſie ſo beſchimpft, wie ſie wolle, zu ihm zurückkehren. Um ſeinem Bruder, dem Könige von Navarra, das zu beweiſen, ſandte er Monſieur von Bellièvre mit einem Briefe nach Nerac, während er zugleich durch die Königin-Mutter an Margarethe ſchreiben ließ, ſie möge ſich ſo lange unterwegs aufhalten, bis ihr eine gehörige Aufnahme zu Nerac geſichert ſei. Margarethe gehorchte ſtumpfſinnig. Ihr war für den Augenblick Alles gleich: Schande und Ehre — Glück und Elend; Chanvalon war ihr genommen; ſie hatte keinen Gedanken außer dieſem, und erſchien zum letzten Male, ganz eins mit einem übermächtigen

Gefühle, ganz ſtarr in einem gewaltigen Schmerze, als eine Geſtalt der Poeſie.

Inzwiſchen begehrte ſowol der Brief des Königs Heinrich's III., wie ſein Ueberbringer vom Könige von Navarra ein und dieſelbe Sache, nämlich ehrenvolle Aufnahme der öffentlich beſchimpften Fürſtin. Wahr iſt es, daß Heinrich III. die Gnade hatte, von ſeinen früheren Mittheilungen einzugeſtehen, ſie ſeien durch einen Irrthum veranlaßt worden. Die Könige ſind dem Getäuſchtwerden ausgeſetzt, ſchrieb er, und die tugendhafteſten Prinzeſſinnen ſind oft nicht ſicher vor der Verläumdung. Ihr wißt, was man von der verſtorbenen Königin, Eurer Mutter, geſagt, wie ſchlecht man von ihr geſprochen hat.

Auf dieſe ſo äußerſt ſchickliche Erinnerung ſagte Heinrich von Navarra in Gegenwart des verſammelten jungen Adels lachend zu Monſieur von Bellièvre: Der König erweiſt mir

in allen ſeinen Briefen viel Ehre; im erſten ſetzt er mir Hörner auf, und im zweiten meinem Vater. Aber ſo witzig dieſes Wort auch war, ſo wenig half es in der eigentlichen Angelegenheit. Nachdem die Unterhandlungen abermals eine Zeit lang gedauert hatten, bereiteten eines ſchönen Tages Heinrich und Katharina von Navarra ſich vor, die Königin von Navarra, die zu Nerac angekommen und in einem beſonderen Hauſe abgeſtiegen war, beſuchen zu gehen.

Es werden manche Beſuche wider Willen gemacht, und dieſer Beſuch gehörte entſchieden zu ihnen. Die Prinzeſſin war ſogar ein wenig außer ſich, daß ſie ihn machen ſollte. Wie, rief ſie, erſt ſie beſchimpfen und dann verlangen, daß ihr von uns Ehre erwieſen werde! Iſt es nicht, als habe er ſie nur deswegen beſchimpft, um uns zu erniedrigen, indem er ſie, befleckt, wie ſie iſt, uns aufnöthigt?

Sein Grund dafür, daß er sie beschimpfte, braucht nicht so weit hergeholt zu werden, erwiederte Heinrich von Bourbon, der um ein gut Theil ruhiger als seine Schwester war, ja, sogar heimlich in guter Laune zu sein schien. Es gefiel ihm, seine Ungnade an ihr auszulassen, und jetzt gefällt es ihm, daß ich sie unter jeder Bedingung wiedernehmen soll, wahrscheinlich, weil er meint, die Ehre, des Königs Schwester zur Frau zu haben, sei für mich noch immer groß genug, selbst wenn diese Schwester Sr. Majestät eine fortgejagte ist.

Es ist tyrannisch! rief Katharina empört.

Es ist königlich, antwortete Bourbon gelassen.

Ha, ich hoffe doch nicht, daß Ihr „tyrannisch" für gleichbedeutend mit „königlich" haltet!

Was ich unter „königlich handeln" verstehe, das werdet Ihr ja sehen, wenn ich ein Mal

wirklich ein König werden ſollte. Jetzt handelt es ſich darum, was wir thun müſſen.

Müßten wir es denn wirklich thun, mein Bruder, wenn wir nicht wollten?

Ob wir es müßten — hm, der König könnte uns nicht mit Gewalt in das Haus ſeiner Schweſter bringen laſſen, ſo lange Nerac nicht von ſeinen Truppen beſetzt wäre —

Glaubt Ihr, daß er ſo weit gehen würde, einer Schweſter wegen, die —

Wir auf ſeinen ausdrücklichen Befehl jetzt beſuchen werden.

Nein, Krieg hätte er einer abſchlägigen Antwort wegen nicht angefangen.

Seid Ihr ſo ſicher? Alle Plätze rund um unſere kleine Stadt Nerac haben königliche Beſatzungen, und Matignon ſpricht wol immer: Wartet! aber ich zweifle ſehr, ob er warten würde, wenn es ſich um einen kleinen Marſch hierher handelte.

Und wenn auch! Nerac hat ſich gegen Biron vertheidigt; es würde ſich auch gegen Matignon vertheidigt haben.

Sehr möglich, ich will ſelbſt hoffen, daß es wahrſcheinlich geweſen wäre; aber ich will keinen neuen Krieg, meine Schweſter. Hätte ich die Abſicht gehabt, Frankreich in neue Verwirrung zu bringen, ſo hätte ich ja nur die Anerbietungen des Königs von Spanien annehmen dürfen.

Für die Mittheilungen, die Ihr darüber der Königin-Mutter machen laſſen, ſeid Ihr auch ſchlecht belohnt worden. Schändlich! Erſt Alles anzuhören, und dann Alles dem Könige Philipp zu verrathen.

Ei, was thut denn das mir? Ich habe keine Geheimniſſe vor dem Könige Philipp; er mag wiſſen, daß ich Frankreich liebe und ein loyaler Unterthan des Königs bin.

Wie Ihr das noch ſein könnt!

Und wer ſollte es denn ſein, wenn der erſte Prinz vom Geblüt es nicht mehr wäre?

Aber einem ſolchen Könige!

Er ſei, wie er wolle, immer iſt er unſer rechtmäßiger Souverain, und ich möchte nicht, daß Eure Geſinnungen in der königlichen Familie herrſchten, wenn ich einſt König von Frankreich ſein ſollte.

O, Euch wird man lieben. Da ſind ſolche Geſinnungen unmöglich.

Ah, da iſt aber auch die Loyalität nicht länger eine Tugend. Wer die Perſon des Königs liebt, der kann leicht loyal ſein.

Würdet Ihr als König nicht dieſe leichte Loyalität der ſchweren vorziehen?

Das iſt etwas Anderes. Hier handelt es ſich darum, ob ich recht thäte, wenn ich mich der Loyalität entzöge, weil ſie durch die Perſönlichkeit des Königs ſchwer gemacht wird. Und darauf antworte ich mit Nein.

Und dennoch habt Ihr ſchon Krieg gegen ihn geführt.

Nicht gern; Ihr wißt es, und dann auch nur als Oberhaupt meiner Religion. Dieſer Krieg aber wäre ein rein perſönlicher geweſen, und den würde ich mir nie vergeben.

Ihr werdet doch zum Kriege gezwungen werden. Gebt Acht, ob der König Philipp nicht in dem Herzoge von Guiſe denjenigen findet, den er in Euch vergebens geſucht hat.

Möglich.

Glaubt Ihr in dem Falle den Krieg vermeidlich?

Nein.

Nun wol?

Nun wol, Ihr habt ſchon den Troſtgrund ausgeſprochen, den ich in dieſem Falle haben würde, indem Ihr ſagtet, ich würde zum Kriege gezwungen werden. Ein Krieg, zu dem man mich

zwingt, kann mein Gewiſſen in keiner Art verwunden.

Dergeſtalt, daß wir jetzt unſern Beſuch machen werden.

Ja; es dürfte Zeit ſein, meine Schweſter.

Ha, was würde unſere Mutter zu ſolcher Nachgiebigkeit ſagen?

Daß ſie ſehr vernünftig ſei.

Nein, ſie würde ſagen, daß es ſich nicht lohne, tugendhaft zu ſein, wenn dem Laſter ebenſo viel Ehre widerfahre wie der Tugend.

Das würde ſie ſchwerlich ſagen, wenigſtens ſo viel ich mich noch auf ihre Grundſätze beſinnen kann. Denn nach denen ſollte, wie ich glaube, eine Frau nicht der äußern Anerkennung, ſondern ihres innern Bewußtſeins wegen tugendhaft ſein.

Wahr — gewiß — allerdings, erwiederte Katharina von Navarra etwas verlegen. Aber

findet Ihr es nicht natürlich, daß eine tugendhafte Frau Erbitterung empfindet, wenn sie eine Frau von schlechter Aufführung ebenso geehrt sieht, wie sie selbst es verdient?

Meine Schwester, mir dünkt, die tugendhafte Frau könne dann höchstens nur das Urtheil der Welt verachten, nicht dadurch gekränkt sein. Und dann gibt es selbst in der Art, wie die Welt urtheilt, Schein und Wirklichkeit. Den Frauen, welche die Achtung verscherzt haben, läßt sie aus Rücksichten wol den Anschein derselben widerfahren, aber nur die, welche es verdienen, achtet sie wahrhaft.

Glaubt Ihr wirklich?

Habe ich nicht so oft selbst die sittenlosesten Männer in dieser Weise urtheilen hören? Ihr solltet nur ein Mal erfahren, wie man über Madame von Sauve spricht, und wie man sich dagegen über eine ehrenhafte Frau, z. B. über Euch äußert.

O, ich begehre durchaus keiner Anerkennung, meinte die Prinzeſſin.

Das weiß ich, erwiederte Bourbon mit der Miene der Treuherzigkeit; aber mir iſt es angenehm, wenn ſie Eurer Tugend zu Theil wird.

Ihr liebt mich, mein Bruder, ſprach ſie lächelnd. Doch nun laſſet uns höflich ausſehen und unſern Beſuch machen.

Obgleich Heinrich von Navarra ſeine Schweſter glücklich in etwas beſſere Stimmung geſchmeichelt hatte, ſo ging der Beſuch doch noch mit mehr Steifheit vor ſich, als mit der Annehmlichkeit übereinſtimmte. Es iſt wahr, daß man ſich umarmte und küßte; aber die froſtigſten Verneigungen wären wünſchenswerther geweſen als dieſe Umarmungen und dieſe Küſſe. Die Prinzeſſin von Navarra bemerkte nicht ohne innerliches Vergnügen, daß die Königin viel an der Friſche der Schönheit verloren habe, und Margarethe ſah hingegen mit bitterem

Verdruſſe, wie friſch und blühend Katharina von Navarra erſchien. Die Herren, die den König von Navarra begleiteten, gehörten faſt alle der Partei an, welche gegen die Tochter und Schweſter der Valois war. D'Aubigné und Dupleſſis waren darunter, und Beide hatten, wie Margarethe wohl wußte, eben erſt äußerſt ſtolz gegen ihre Rückkehr nach Nerac proteſtirt. Bourbon ſelbſt endlich war nie ſo gegen ſie eingenommen geweſen wie jetzt, wo ſie ihm gleichſam aufgedrungen wurde. Genug, der Beſuch konnte nur höchſt ſteif ausfallen.

Die Unterhaltung war der Stellung der Hauptperſonen angemeſſen: befangen — ſtockend — nichtsſagend, trotz aller Worte — beleidigend, trotz aller Höflichkeit. Ich weiß nicht, ob man vom Wetter ſprach, ob überhaupt damals ſchon dieſe wundervolle Aushülfe bekannt war. Gewiß iſt es, daß man nach den erſten Erkundigungen nach dem gegenſeitigen Befinden

äußerſt verlegen um etwas Anderes war, das man fragen, ſagen oder erwiedern könnte.

Endlich fragte Katharina von Navarra: Ihr habt den Hof ſehr glänzend gefunden, Madame?

Margarethe antwortete: Wie immer.

Aber es waren keine fremden Fürſten dort?

Nein.

Auch Euer Bruder iſt noch immer nicht am Hofe erſchienen? fragte Bourbon.

Nein; ſeine Geſundheit iſt ſo ſchlecht.

Er hat einen angreifenden Feldzug in den Niederlanden gehabt, bemerkte die Prinzeſſin.

Rosny ſchrieb mir, daß er Monſieur beſucht habe, ſprach der König von Navarra, um die Unterhaltung von dem ſchlüpfrigen Boden abzuleiten, auf welchen die Aeußerung der Prinzeſſin ſie gebracht.

Monſieur von Rosny hat ſich verheirathet, ſagte Margarethe.

Ja, mit Mademoiſelle von Courtenay. Iſt es eine ſo gute Heirath, wie er ſie ſchildert? fragte Heinrich von Bourbon.

Die junge Dame iſt ſchön und wohlhabend; doch muß ſeine Vermählung mit ihr Erſtaunen zu Paris erregt haben, denn man ſagte ihn allgemein verliebt in die Tochter des Präſidenten von St. Mesmin.

Man hat es nicht mit Unrecht gethan, erwiederte der König von Navarra lachend.

Ah! Warum hat er ſie da nicht geheirathet?

Weil La Fond dagegen war. Ihr kennt doch La Fond?

Wer ſollte Monſieur von Rosny's unentbehrlichen La Fond nicht kennen? Es iſt der Diamant der Kammerdiener.

Nun wol, La Fond hat Mademoiſelle von Courtenay gewählt, und Rosny hat, als guter Herr, gehorcht.

Und wo iſt er jetzt?

Zu Rosny. Ich habe ihm Urlaub gegeben, damit er ſein neues Glück in Ruhe genießen könne.

Wohl zu bemerken, ſchaltete Katharina von Navarra ein, daß dieſes Glück wenigſtens zur Hälfte in ſeinen Pferden beſteht.

Ja, ſagte Heinrich von Bourbon lachend zu ſeinen Edelleuten, eure Geldbeutel werden es fühlen, daß Rosny Pferde zureiten läßt.

Thut Nichts, Sire, antwortete d'Aubigné. Man bezahlt gern, wenn man für ſein Geld ſolche vollendete Thiere bekommt, wie ſie aus Rosny's Marſtall hervorgehen.

Gut; aber du kaufe mir keine von ihm.

Ich werde mich wol hüten, Sire.

Monſieur von Rosny hat immer das Glück, die ſchönſten Pferde zu beſitzen, bemerkte Monſieur von Bellièvre, der auch dem ſo lange verhandelten Beſuche beiwohnte.

D'Aubigné antwortete auf dieſe intereſſante Bemerkung mit einer ebenſo geiſtreichen Beſtätigung.

Beſonders waren alle Edelleute Monſieurs von einem Pferde voll, das Monſieur von Rosny mit nach Flandern brachte, fuhr Bellièvre fort. Sein Stallmeiſter Maignan hatte es in Paris erhandelt; es war ein Rappe aus Spanien mit einem einzigen weißen Flecke. Habt Ihr nicht davon gehört, Monſieur d'Aubigné?

Ja wol, Monſieur von Bellièvre; Rosny ſchrieb mir davon; aber er hob eines, das Maignan ihm zugleich mitgebracht hatte, noch mehr hervor — einen Neapolitaner, der dazu abgerichtet war, ſich mit rollenden Augen und ſchäumendem Maule auf den Feind ſeines Reiters zu ſtürzen. Habt Ihr von dem Nichts gehört?

Gewiß, man ſprach von beiden Pferden;

aber dem Spanier wurde allgemein ſeiner ſeltenen Schönheit wegen der Preis ertheilt.

Schade, daß der arme Rosny trotz aller ſeiner ſchönen Pferde ſeine flandriſchen Güter nicht erhalten hat, meinte die Prinzeſſin.

Verwünſcht ſei ihre Zunge! dachte Bourbon, da ſitzen wir wieder.

Die Königin von Navarra ſchien jedoch entſchloſſen zu ſein, keine Anzüglichkeit zu bemerken, und antwortete ruhig: Ja, Monſieur bedauerte ſehr, daß es nicht in ſeiner Macht geſtanden, die Wünſche des Barons zu erfüllen.

Rosny hat in den Niederlanden viele intereſſante Erfahrungen gemacht, nahm Bourbon raſch das Wort, ehe die Prinzeſſin wieder etwas ſagen konnte. Er hat Euch in Paris ſeine Aufwartung gemacht, meine Liebſte; ſollte er Euch Nichts von ſeinen Abenteuern erzählt haben?

Nein; ich ſah ihn nur flüchtig.

Nun wol, denkt, daß er ſeine alte Tante, Madame von Maſtin, zu La Baſſée beſucht hat. Der Graf von Barlaymont hatte ihm einen Paß gegeben, und er kam ungefährdet bei der alten Dame an. Aber die, denkt Euch, die empfängt ihn mit Schaudern und Grauen, geradezu als einen Anbeter des Teufels.

Wirklich? fragte die Königin von Navarra eiskalt.

Gewiß, fuhr Bourbon fort, ohne die ungünſtige Aufnahme ſeiner Geſchichte gewahr werden zu wollen. Sie hatte einen Beichtvater, den Pater Sylveſter, der ihr ſteif und feſt in den Kopf geſetzt hatte, ihr Neffe ſei, als Hugenott, unter der unmittelbaren Hoheit Sr. hölliſchen Majeſtät. Rosny konnte ſich die feierlichförmliche Aufnahme, die entſetzten Blicke und das fortwährende heimliche Kreuzſchlagen ſeiner Tante gar nicht erklären, hoffte jedoch, ſie würde ihm wol endlich die Erläute-

rung geben, und bemühte ſich einſtweilen, die alte Dame durch Ehrfurcht und Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Ihr wißt, er kann, wenn er will, ſehr liebenswürdig ſein; wie ſollte er auch nicht? Er iſt ja gewiſſermaßen Euer Schüler. Genug, es gelingt ihm, die arme, entſetzte Dame allmälig für ſich zu intereſſiren, und ihr Zutrauen zu dem Menſchen Rosny einzuflößen, und ſo nimmt ſie ihn plötzlich mit ſich in ein von ihr gegründetes Kloſter und fragt ihn bei einigen Ahnendenkmälern, die ſie dorthin bringen laſſen, feierlich: ob er ein Chriſt ſei? Als er das natürlich ebenſo feierlich bejaht, umarmt ſie ihn mit Thränen, bekennt ihm den Glauben, den ſie bisher von ihm gehegt, freut ſich ſeiner Rechtfertigung und verheißt ihm, er ſolle ihr Erbe ſein. Iſt das nicht hübſch?

Sehr hübſch, Monſieur.

Ob Rosny wirklich Ausſicht auf dieſe Erbſchaft haben ſollte? meinte d'Aubigné zweifelhaft.

Ich würde an ſeiner Stelle auch fürchten, die Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne den Pater Sylveſter, gemacht zu haben, erwiederte der König von Navarra lachend. Dann wandte er ſich wieder an Margarethe und ſagte: Auch zu Bethune, der Stadt, aus welcher ſeine Familie ſtammt, war Rosny, und da iſt ihm viel Ehre geſchehen, indem die Bürger ihm, aus ehrfurchtsvoller Erinnerung an ihre alten Oberherren, Wein, Gebackenes und eingemachte Früchte überreichten.

Da Margarethe es nicht für nöthig erachtete, auf dieſe Mittheilung etwas zu antworten, ſo herrſchte einige Augenblicke lang ein neues beklemmendes Stillſchweigen.

Die Prinzeſſin war abermals diejenige, die es unterbrach; aber, leider, war ihre Aeußerung ebenſo wenig diplomatiſch, wie ihre früheren, denn ſie ſagte: Ich bedaure,

daß Rosny nicht hier iſt. Unſer Hof wird der Königin nach einem ſo langen Aufenthalte an dem des Königs ſo langweilig dünken, daß es ſehr wünſchenswerth wäre, einen ſo unterhaltenden Geſellſchafter, wie Rosny, mehr zu haben.

Niemand antwortete dieſer allgemein hingeſprochenen Bemerkung, und obwol Katharina von Navarra ganz gut ſah, daß Margarethe heftig erröthet, und Bourbon unruhig geworden war, ſo konnte ſie ſich doch nicht in ſoweit beherrſchen, das Wort zu haben, ohne es noch ein Mal gegen ihre Schwägerin zu ſchleudern. Wiſſet Ihr, ſprach ſie, ich fürchtete, Ihr, meine Schweſter, würdet gar nicht mehr zu uns zurückkehren.

Das war Heinrich von Bourbon zu viel. Er ſtand raſch auf und ſprach: Es hieße, Eure Geduld misbrauchen, meine Liebſte, wenn wir

noch länger bleiben wollten. Ihr müßt Euch von Eurer Reiſe ausruhen.

Ja, fügte die Prinzeſſin hinzu, ſie war ſo raſch und ſo angreifend.

Zehntes Kapitel.

Wart Ihr denn toll, meine Schweſter? fragte Bourbon, als er die Prinzeſſin auf ihr Zimmer begleitete.

Ich werde mich rächen, ſprach Margarethe mit flammendem Blicke zu Madame von Duras.

Wenn es gut iſt, die Gleichgültigkeit eines großen Schmerzes gegen die Beweglichkeit geringerer Leidenſchaften zu vertauſchen, ſo hatte dieſer Beſuch gut auf Margarethen gewirkt, denn ſie war zum erſten Male ſeit dem Abſchiede von Chanvalon wieder erregt und ſchien ſich vollkommen wieder bewußt zu ſein, daß es

eine Welt gebe, und in dieſer Welt Neid, Haß, Beleidigungen und Rache.

Ich werde an meinen Bruder ſchreiben, ſprach ſie wieder. Er muß Monſieur von Guiſe ſeinen Namen geben; ich will ſowol an dem Könige, meinem Bruder, wie an dieſer verwünſchten Prinzeſſin von Navarra gerächt ſein.

Aber noch ehe ſie die Feder zu einer Aufforderung angeſetzt hatte, die mit mächtigen Klängen umſonſt an ein eingeſchlafenes Ohr gekommen wäre, erhielt ſie von der Herzogin von Montpenſier einen Brief und in dieſem die Nachricht, daß Monſieur plötzlich am Hofe erſchienen, bei der Königin-Mutter abgeſtiegen und von dem Könige, den er auf die demüthigſte Art um Verzeihung gebeten habe, äußerſt gnädig aufgenommen worden ſei. Die Herzogin fügte hinzu, daß man natürlich jeden Gedanken, den Herzog d'Anjou ſich der Ligue anſchließen zu ſehen, gänzlich aufgeben müſſe.

Margarethe war außer ſich. Iſt es möglich, fragte ſie Madame von Duras. Iſt es möglich, daß man ſo erbärmlich handeln kann?

Handeln? Ihr nennt das handeln, Madame? fragte Madame von Duras ſpöttiſch. Ich nenne es Kriechen.

Ueberlaſſet ihn ſeinem böſen Sterne, meinte Monſieur von Lodon.

Ja, er möge verderben, da er ſein Verderben gewollt hat, ſprach die Königin. Aber wenn ich ein Mann wäre!

Ja, wenn! Da ſtünde es beſſer um Frankreich, ſagte Madame von Duras.

Ihr werdet ſehen, es iſt ſein Tod, daß er wieder an den Hof gegangen, ſprach Margarethe.

Nun, ſo laßt ihn ſterben, Madame. Iſt er Eures Bedauerns werth?

Aber dann iſt der König von Navarra Thronerbe.

Sollte da nicht ſchon eine Auskunft gefunden ſein, Madame? fragte Madame von Duras ſein.

Aber wie war es möglich! wiederholte Margarethe noch ein Mal.

Der König von Navarra äußerte dagegen im Geſpräche mit der Prinzeſſin: Es überraſcht mich gar nicht. Er iſt ebenſo arm an jeder edlen Eigenſchaft, wie an aller Anmuth der Geſtalt, und was er beſonders nicht ein Mal dem Namen nach kennt, das iſt die Selbſtachtung. Nein, es wundert mich gar nicht, daß er ſich ſo weit erniedrigen konnte, die Vergebung eines Bruders anzuflehen, der dem Rechte nach an ihm eine unwürdige Behandlung gut zu machen hätte.

Die Nachrichten, die weiter über den Herzog von Paris nach Nerac gelangten, ſchienen den Ausſpruch Margarethens zu beſtätigen. Bereits Mitte März war er durch einen heftigen Blut-

ſturz ſo geſchwächt, daß die Königin-Mutter nach Château-Thierry abreiſte. Ende Mai wiederholte ſie ihren Beſuch, und jetzt war es ſchon allgemein bekannt, daß der Herzog an der Schwindſucht leide. Am 10. Juni 1584 ſtarb er.

Jetzt leben nur noch zwei Valois — der König und ich, ſprach Margarethe. Der letzte Valois ſitzt auf dem Throne; wer wird der letzte Sproß am Leben ſein?

Ihr, Madame, antwortete Madame von Duras.

Jetzt ſeid Ihr Thronerbe, mein vielgeliebter König, ſprach mit leuchtenden Blicken Diana von Guiche zu Bourbon, der eben bei ihr war, als er die Nachricht von dieſem Tode erhielt.

Noch nicht, ſprach er, wider Willen erregt. Der König kann —

Ah bah! unterbrach die Gräfin ihn lachend.

Nun wol, wie Gott will, ſprach er.

Ja, Gott will es! rief die begeiſterte Frau. Gott will Frankreich tröſten. Glückliches Frankreich, was für einen König wirſt du haben!

Glaubt Ihr, meine Diana, daß Frankreich mich lieben wird?

Wenn es Euch kennt? Oh! ſagte ſie und ſchlug die Augen voll andächtigen Triumphes gen Himmel auf.

O, ſagte er bewegt, ſo, wie Ihr, wird doch Niemand mich lieben.

Nein, ſprach ſie mit ſtolzem Bewußtſein, das weiß ich, Heinrich. Die Liebe der ganzen Erde könnte es der meinigen nicht gleichthun.

Ich will ein guter König ſein, rief Bourbon, wäre es auch nur, um zu beweiſen, daß Ihr Eure Liebe an keinen Unwürdigen verſchwendet habt.

Ihr werdet ein edler König ſein, weil es in Eurer Natur iſt, erwiederte feurig die

Gräfin. Nicht mein Geschöpf seid Ihr, sondern das Meisterstück Gottes.

Gott hat mir die guten Anlagen gegeben, das gestehe ich Euch zu; aber ich hatte ihrer so ganz vergessen, daß es Eurer Stimme bedurfte, um mich wieder an sie zu erinnern.

O, was für liebenswürdige Dinge Ihr zu sagen wißt, sprach sie mit Freudenthränen.

Ja, Ihr seid mein Gewissen, bekräftigte er zärtlich.

Lasset mich immer Eure Liebe bleiben, bat sie ebenso.

Diana, welche Frau wäre denn würdig, in dem Herzen eines Mannes auf Euch zu folgen? fragte Heinrich von Navarra ernstlich. Ich wünschte sogar, daß in meinem Herzen nicht eine einzige Frau Euch vorangegangen wäre. Doch so ist es auch, setzte er lebhaft hinzu; ich habe bis jetzt wol Frauen genossen, aber noch keine, außer Euch, geliebt. O, die

Liebe iſt etwas ſo Anderes als der bloße Genuß. Und Ihr bittet mich, Euch immer zu lieben? Meine Seele, wenn ich anders könnte, tödtete ich ja mit eigenen Händen meine Glückſeligkeit. Nein, nein, das kann, das wird nie ſein. Ich werde, ſollte es Gott gefallen, mich auf den Thron zu berufen, das Glück meines Volkes zu machen ſuchen; aber Ihr werdet es immer ganz allein ſein, die mein Glück ausmachen kann.

Heinrich von Bourbon meinte es mit dieſen Liebesſchwüren ſo ehrlich wie möglich. Zu Nerac aber dachte in dieſem Augenblicke Niemand außer ihm an Liebe — Alles nur an die Thronfolge. Mit unmäßiger Neugier erwartete man weitere Nachrichten vom Hofe.

Margarethe war die erſte, welche ausführliche empfing. Die Herzogin von Montpenſier wußte, mit welchem Antheil die Königin jetzt die Schickſale der Ligue verfolgte, und theilte

ihr daher alle Vorfälle mit, die darauf Bezug hatten. Natürlich war der Tod Monſieurs der wichtigſte darunter.

Franz von Valois hatte nicht umſonſt ahnungsvoll vor der Art ſeines Todes geſchaudert. Sein Sterben war das eines verlaſſenen Elenden geweſen; ein Bettler hinter einer Hecke hätte nur ſcheinbar, aber nicht in Wahrheit einſamer ſterben können als dieſer Königsſohn. Der König Heinrich, ſein gnädiger Bruder, war nicht bei ihm geweſen; Katharina von Medicis, die zärtliche Mutter, war auch nicht bei ihm geweſen. Sie hatte von den Aerzten ſein Todesurtheil gehört und ſofort ſeine koſtbarſten Sachen zu Waſſer nach Paris bringen laſſen, wo auch ſie am 1. Juni eintraf, während zu Château-Thierry der Todeskampf ihres jüngſten Sohnes bereits begonnen hatte.

Der Verdacht der Vergiftung war allgemein, nur darüber herrſchte Ungewißheit, ob

Frankreich oder Spanien anzuklagen sei. Der unglückliche Herzog selbst hatte geäußert, er müsse die gute Bewirthung am Hofe theuer bezahlen. Uebrigens hatte er, wie man sich damals ausdrückte, einen sehr schönen Tod gehabt, d. h. er hatte seine Sünden und Thorheiten zu spät bereuet.

Für sein Begräbniß hatte der König zweimalhunderttausend Thaler ausgegeben, eine Summe, die, wie die Herzogin von Montpensier sehr richtig bemerkte, weit besser dazu angewandt worden wäre, die Schulden, welche der verstorbene Herzog zu den Kriegen in Flandern gemacht hatte, wenigstens bis auf ein Drittel zu tilgen. Denn jetzt, setzte die Herzogin hinzu, folgen ihm die Thränen und Seufzer aller der Unglücklichen, die er nicht bezahlt hat, selbst bis in das Grab nach, und dergleichen Anklagen sind keine guten Seelenmessen.

Dann ging sie auf die Feierlichkeiten des

Leichenbegängniſſes über und ſchilderte ſie als äußerſt glänzend und großartig. Am 21. Juni war der Körper nach Paris gebracht und zu St. Magloire in der Vorſtadt St. Jakob beigeſetzt worden. Am 24. hatte der König ſich nach dem Eſſen aus dem Louvre nach St. Magloire begeben, um den Leichnam mit Weihwaſſer zu beſprengen. Seine Majeſtät hatte einen Mantel von achtzehn Ellen violettem Serge von Florenz angehabt, deſſen Schleppe breiter als lang geweſen und von acht Edelleuten getragen worden war. Vor ihm her waren ſeine Schweizer marſchirt, die Trommeln mit ſchwarzem Flor umwunden. Seine Perſon war von den Schotten umgeben geweſen, und gefolgt waren ihm die übrigen Leibwachen, die alle ihre gewöhnlichen Oberkleider, aber Wamms, Hoſen und Mütze ſchwarz getragen, und um die Hellebarden ſchwarzen Flor gehabt hatten. So war er der unabſehbaren

Zahl der Kardinäle, Prälaten, Prinzen, Herren und Edelleute gefolgt, die den Zug eröffnet. Die Herren und Edelleute hatten weiße Pferde geritten und den Trauermantel auf der Schulter gehabt; bei den Prälaten waren die Scapuliere und die Mäntelchen von schwarzem Serge von Florenz gewesen; die Kardinäle waren violett gegangen. Dem Könige war, allein in einem fahlbraunen Wagen sitzend und in dieselbe Farbe gekleidet, die Königin-Mutter gefolgt, und dann waren noch acht Wagen mit Damen gekommen. Der Zug, der den Körper am nächsten Tage nach Notredame, und an dem darauf folgenden, also am 26. Juni, wieder zurückgebracht hatte, war ebenso prächtig gewesen. Der König hatte ihn aus dem Fenster eines Hauses mit angesehen; der Herzog von Guise, sein Stallmeister Liancourt, und sein Staatssecretair Villeroy hatten der Majestät dabei Gesellschaft geleistet. Und so besorgt

war der König geweſen, Alles möge dem Range des Verſtorbenen angemeſſen ſein, daß er einige Edelleute, die das Bildniß deſſelben geleitet und keine Ordensketten gehabt, am Abend des 25. hatte zu ſich kommen laſſen, um ihnen ſämmtlich welche zu ſchenken, die ſie am nächſten Tage über ihren Trauerkleidern hatten tragen müſſen. Denn es war doch zu unpaſſend geweſen, daß Monſieurs Bildniß von Edelleuten ohne Ordensketten begleitet worden war. Kurz, ſchloß die Herzogin von Montpenſier ſarkaſtiſch, man hätte wirklich denken ſollen, der König und Monſieur wären Brüder geweſen.

Sie hat Recht, bemerkte Margarethe, als ſie, mehr und mehr von Unwillen erglühend, den Brief bis zu Ende geleſen hatte. Welche unwürdige Heuchelei! Welche Lüge mit der Trauer! Welche Verhöhnung des armen Staubes, der Franz von Valois hieß! Iſt er denn nicht vor dem Todten erröthet?

Wie, Seine Majeſtät erröthen? fragte Madame von Duras. Dazu iſt ſie zu gut geſchminkt.

Nein, aber ſie hat keinen Blutstropfen mehr in ſich, der als Zeuge eines menſchlichen Gefühles erſcheinen könnte. O mein Gott, ſiehſt du denn dergleichen, und zerſchmetterſt nicht mit deinem Zorne? Vor dem Tode ſollte doch Scheu ſein, wenn man auch beim Leben des Verſtorbenen keine Barmherzigkeit gekannt hat. Aber hier — wer hat meinen Bruder gemishandelt, wie einen Sklaven, verachtet, wie einen Knaben, verfolgen laſſen, wie einen Verbrecher? Und jetzt geht er und ſprengt Weihwaſſer auf den armen Leichnam und läßt ihn mit Pomp begleiten und ihm Ehre erweiſen, als hätte er ihn nicht unwiderruflich geſchändet!

Hat er es denn bei Euch anders gemacht, Madame? Euch nicht mit Schande bedeckt und dann verlangt, daß Andere Euch mit Ehren

aufnehmen ſollten? Als ob die Kleinen nicht immer den Großen nachahmten! Ich meinestheils war durchaus nicht erſtaunt, als der kleine König, Euer Mann, ſich die Unverſchämtheit einfallen ließ, Euch nicht aufnehmen zu wollen. Der König hatte ihm das Recht dazu gegeben.

Margarethe zog heftig die Stirn zuſammen, und ihre Augen ſprühten Funken. Ha, wenn ich ihm das je vergeſſe, daß er mich einer erbärmlichen Prinzeſſin von Navarra preisgegeben hat!

Ja, dieſe kleine Prinzeſſin nimmt große Mienen an; wahrhaftig!

Das iſt, weil ſie tugendhaft iſt, ſagte Margarethe mit höhniſcher Heftigkeit.

Bah, als ob eine ſolche Holzpuppe Anfechtungen haben könnte! bemerkte Madame von Duras.

Und die Königin, meine Mutter, auch!

ſprach Margarethe, mit den Gedanken wieder bei den Mittheilungen der Herzogin von Montpenſier. Ihn zu verlaſſen, da ſein Todeskampf beginnt, und, noch ehe er geſtorben, ſich ſeiner Sachen zu bemächtigen — iſt denn das eine Mutter?

Keineswegs, Madame; es iſt nur die Königin-Mutter von Frankreich.

Ja, der König Karl, mein Bruder, und ich, wir haben keine Mutter gehabt, ſprach düſter die Königin. Auch weiß ich, daß ich jetzt ganz verlaſſen bin.

Wo mag Monſieur von Chanvalon jetzt ſein? meinte Madame von Duras.

Schweigt doch! rief auffahrend Margarethe. Müßt Ihr mir den Dolch denn immer wieder in der Wunde umkehren?

Könnt Ihr ihn denn noch nicht vergeſſen? fragte die Vertraute.

Noch nicht! rief Margarethe mit bitterem

Lachen, während zugleich Thränen aus ihren Augen ſtürzten. Glaubt Ihr denn, man vergeſſe Chanvalon, dieſen Halbgott, als wenn er ein gewöhnlicher Mann wäre, etwa wie der Eure?

Ja, mein Mann iſt etwas weniger ſchön, bemerkte Madame von Duras lächelnd, mit dem Gleichmuthe einer verheiratheten Frau.

Und Ihr habt nie geliebt.

Nach Euerm Begriffe, nein. Ich habe, auch wenn ich verliebt war, immer meinen Kopf behalten.

Ja, das ſieht man, erwiederte die Königin ſpöttiſch.

Aber, Madame, fragte die philoſophiſche Duras, was kommt bei dem Grämen heraus?

Die Genugthuung, daß man das Verlorene würdig betrauert.

Aber alle Trauer hört ein Mal auf.

Es gibt auch eine ewige.

Vor der behüte uns Gott überall und beſonders bei Euch, Madame. Das wäre etwas Schönes, wenn Ihr, ſo ſchön, ſo jung noch, ſchon auf ewig dem Glücke der Liebe entſagen wolltet. Nein, und wenn der gute Chanvalon der Phönix unter den Liebhabern geweſen wäre —

Er war es, unterbrach Margarethe die proſaiſche Frau flammend. Und nicht nur unter den Liebhabern, ſondern unter allen Männern. O Chanvalon, wo könnte ich deines Gleichen finden!

Zugegeben, daß ein ſo ſchöner Mann ſich nicht bald wiederfindet, entgegnete Madame von Duras beſchwichtigend. Die Natur kann mit dergleichen Geſtalten nicht ſo verſchwenderiſch umgehen, ſonſt würden ſie im Preiſe fallen. Auch Ihr, Madame, ſeid nur ein Mal da.

Die Natur kann mit ſolchen Geſtalten nicht verſchwenden, meint Ihr? fragte die Königin, ohne auf die Schmeichelei, die ihr gegolten,

irgend zu achten. Ich ſage Euch: die Natur hat ſich in Chanvalon erſchöpft und wird nie wieder einen Mann hervorbringen, der ihm auch nur in dem Grade gliche, wie der Schatten der Geſtalt.

Möglich, ſagte die ſchmeichelnde Dame. Ihr, Madame, müßt als Dichterin mehr in den Geheimniſſen der Natur ſein, als eine einfache Sterbliche, wie ich. Ich ſage alſo mit Euch: Ihr könnt nie wieder einen ſo ſchönen Geliebten finden. Aber ich ſage auch: Ihr könnt für Monſieur von Chanvalon zehn Diener finden, die zehn, was ſage ich, hundert und tauſend Mal zärtlicher ſein werden, als dieſer eitle Edelmann.

Das iſt nicht wahr.

Denn Monſieur von Chanvalon war eigentlich kein ächter Liebhaber, fuhr Madame von Duras ungeſtört fort, indem ein ſolcher ſeine Dame anbetet, Monſieur von Chanvalon aber ſich von Euch anbeten ließ.

Und wenn ich ihn anbeten wollte? Wenn es mir gefiel, vor ihm auf den Knieen zu liegen? Was geht Euch das an?

Insofern ich auf Eure Würde, als auf die meiner Gebieterin, eifersüchtig bin, geht es mich allerdings etwas an. Ich kann mich immer noch nicht recht darein finden, daß Ihr Euch dermaßen vor diesem jungen Edelmanne gedemüthigt habt — Ihr, eine Königin, und eine solche Königin!

In der Liebe gibt es nur eine Demüthigung, die ist, zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden, sprach stolz Margarethe. Und daß mir die von Chanvalon zu Theil geworden, werdet Ihr doch nicht sagen wollen?

Madame, Ihr umsonst lieben! erwiederte Madame von Duras mit Achselzucken. Ich hoffe, Ihr habt eine zu nachsichtige Meinung von meinem armen Verstande, als daß Ihr meint, eine solche Dummheit könnte mir auch

nur auf einen Augenblick einfallen. Aber daß Monſieur von Chanvalon Euch nicht geliebt hat, wie es für die Ehre, die Ihr ihm erwieſen, ſeine Schuldigkeit geweſen wäre, das ſage ich frank und frei.

Und warum denn? Da Ihr von meinen Reizen ſo hoch denkt, ſo müßte der Fehler an ſeinem Herzen gelegen haben?

So war es auch. Sein Herz — doch hatte er ein Herz? Das habe ich oft bezweifelt, wenn ich ihn mit Euch ſah. Monſieur von Chanvalon war die verkörperte männliche Eitelkeit, und Ihr wißt es, Madame, die iſt noch ſchlimmer als die weibliche. Ein ſolches Eitelkeitsgeſchöpf hat kein Herz, es hat nur Augen, um ſich in den Spiegel zu ſehen, und allenfalls Sinne. Wie wollt Ihr alſo, daß dieſer ſchönſte Mann Euch hätte wahrhaft lieben ſollen?

Schweigt! Nehmt mir die Erinnerung nicht. Eher will ich mein Leben geben.

Verzeiht mir, Madame! Wenn ich Euch verletzt habe, so geschah es aus dem Eifer der Anhänglichkeit. Verzeiht mir.

Ja doch; aber verläumdet ihn nicht wieder.

Nein, nein, da Ihr an ihn glaubt. In der That, ich bin auch überzeugt, daß er Euch an Gefühl gegeben hat, was nur immer in seiner Macht war. War es wenig, so war das nicht seine Schuld, sondern die der Natur, die bei ihm mit dem Herzen gekargt, wie mit der Schönheit verschwendet hatte. Aber darum müßt Ihr mir auch nicht böse sein, wenn ich sage, es würden Andere Euch vielleicht besser lieben.

Ich will keinen Andern, sprach Margarethe.

Armer Lignerac, seufzte Madame von Duras.

Lignerac war ein junger Edelmann, der während der Reise der Königin sich ihr vorgestellt und um die Erlaubniß gebeten hatte, in ihre Dienste treten zu dürfen. Margarethe

hatte ihn bisher gütig behandelt, wenn ſie bemerkte, daß er da war, meiſtens jedoch ihn gänzlich überſehen. Jetzt fragte ſie: Warum bedauert Ihr ihn?

Weil er keine Hoffnung hat.

Hätte er es denn gewagt? fragte die Königin mit aufbrauſendem Zorne.

Mein Gott, Madame, der arme Lignerac die kleinſte Hoffnung wagen? Er, der kaum Euch anzuſehen wagt? Habt Ihr es denn nicht bemerkt, wie ſeine Stimme zittert, wenn er Euch auf eine ganz unbedeutende Frage antwortet?

Ich habe noch gar nicht an ihn gedacht, höchſtens beiläufig bemerkt, daß er etwas linkiſch iſt.

Das iſt ein ſchüchtern und wahrhaft verliebter junger Mann immer. Wenn ihm Eure Schönheit nicht ſo alle Sinne und Gedanken einnähme, ſo würdet Ihr ſehen, daß es

ein Edelmann von feinem und gewandtem Betragen ist.

Ach, was hatte Chanvalon für einen Anstand! sprach Margarethe mit leidenschaftlicher Erinnerung.

Aber, Madame, es ist ja ausgemacht, daß Monsieur von Chanvalon ein Phönix war, daß folglich der arme Lignerac, der Nichts weiter ist als ein höchst verliebter Sterblicher, nicht mit ihm wetteifern kann, erwiederte die schlaue Vertraute lächelnd. Aber alle Vergleichungen bei Seite gelassen, sage ich, daß Lignerac einen guten Anstand und ein feines Betragen hat.

Gut, gut, es kann sein, sagte Margarethe nachlässig. Aber was ist das für mich?

Gar Nichts bis jetzt, Madame, ich weiß es wohl. Aber wenn — ein Blick vollendete.

Still, sprach Margarethe gebietend. Ihr gebt mir schöne Rathschläge. Darin hatte der König nicht Unrecht.

Ah, aber Seine Majeſtät glaubte, daß ich Ew. Majeſtät die Liebſchaft mit Monſieur von Chanvalon angerathen, ja, Euch faſt dazu überredet hätte, und mit dieſem Glauben geſchah mir doch wahrlich Unrecht.

Aber wenn ich nun ſagte, Ihr wolltet mir eine Liebſchaft mit Lignerac aufſchwatzen, hätte ich da Unrecht?

Und was meine Rathſchläge ſonſt betrifft, fuhr Madame von Duras fort, ohne die Frage Margarethens zu beantworten, wer hat Euch am eifrigſten von der unſeligen Reiſe an den Hof abgerathen?

Ihr, das weiß ich ja. Und wenn ich Euch gefolgt wäre! Ich wäre nicht beſchimpft worden, lebte jetzt hier nicht geringgeſchätzt; denn ſo iſt es doch; es hülfe mir zu Nichts, Euch gegenüber dieſe Wahrheit zu läugnen.

Guter Himmel, nein, Madame, und die ganze Welt weiß das ſo gut wie ich. Man

müßte ja keine Augen haben, wenn man nicht ſehen ſollte, daß Euch hier begegnet wird, als wäret Ihr eine Perſon ohne die geringſte Bedeutung. Beſonders die Prinzeſſin — ich bitte Euch, kann man hochmüthiger ausſehen als ſie? Und ihre ſteifen Damen ahmen alle ihre albernen Geſichter nach.

Ja wol, ja wol. Glaubt Ihr, daß mir kein Preis zu hoch ſein ſollte, könnte ich die Reiſe an den Hof zurückerkaufen? Aber Ihr habt ja die Einladungen geleſen, die ich erhielt. Konnten ſie dringender ſein?

Ich glaube auch, daß ſie aufrichtig waren; aber ihr Zweck war kein guter.

Welchen Zweck konnten ſie aber mit mir haben, mein Gott? Lud denn der König mich nur ein, um mich zu empfangen, wie er es that? Und wenn dem ſo war, warum bereitete die Königin, meine Mutter, mich nicht wenigſtens auf dieſen Empfang vor?

Den mochte sie selbst wol nicht erwartet haben, Madame. Ihr wißt ja, wie wetterwendisch der König ist. Wenn seine Laune sich von einem Tage zum andern, ja, von einer Stunde zur andern wechseln kann, wie viel mehr konnte sie es nicht in der Zeit, welche die Königin-Mutter brauchte, um Euch so weit entgegenzureisen und mit Euch an den Hof zurückzukehren?

Ich glaube, Ihr habt Recht. Aber der Zweck Beider bei ihren Einladungen?

Was weiß ich? Um Euch vom Könige von Navarra zu trennen, vielleicht. Sie fürchteten Euern Einfluß.

Meinen Einfluß? Der war weit her! Margarethe lächelte bitter. Und doch war damals meine Stellung hier noch glänzend gegen die, welche ich jetzt einnehme, setzte sie dann hinzu.

Gewiß, bestätigte Madame von Duras.

Die Reiſe hat keine andern Folgen gehabt als die allerunglücklichſten.

Und um meine Stellung noch ſchlimmer zu machen, rathet Ihr mir einen neuen Liebhaber. Ich bin Euch wahrlich verpflichtet.

Ei, Madame, wer würde es wiſſen? fragte die Rathgeberin verſchmitzt.

Die ganze Welt, antwortete die Königin verdrießlich.

Nun wol, Madame, werdet nicht ungnädig; ich will nicht mehr davon ſprechen, antwortete Madame von Duras.

Aber wenn ſie nicht mehr davon ſprach, ſo dachte dafür die Königin daran. Ich muß es mit einer Art von Schmerz ſagen: Margarethens Glanzzeit war dahin. Ein und daſſelbe Sternbild hatte in Geſtalt eines wunderſchönen Jünglings ſowol über deren Aufgang, wie über ihrem Untergange geleuchtet; da hatte es Lucifer oder La Mole, hier Hesperus oder Chan-

valon, geheißen. Ja, untergegangen war mit Chanvalon der Tag dieſer üppigen, weiblichen Natur. Die Liebesſonne konnte nicht mehr herabſtrahlen in ihr Herz. Sie konnte noch Liebſchaften von aller Art haben, phantaſtiſche, grillenhafte, augenblickliche, zärtliche, leidenſchaftliche ſelbſt — lange nach Sonnenuntergang iſt ein reicher Himmel noch von Flammen bunt und von Lichtern hell — aber das Lebenslicht der Sonne ſchien nicht mehr — Margarethe konnte nie mehr mit voller Wahrheit lieben; ihr Herz war erſchöpft, und was halfen da alle Blüthen, in welche ihr unermüdliches Naturell noch ausbrechen konnte? Es nährte keine innerliche Quelle mehr den Boden, dem ſie entſproßten — ſie waren mit ihrer Nahrung auf die Zufälle der Aeußerlichkeit angewieſen; mußten ſie da nicht oft verwelken, wenn ſie ſich kaum aufgeſchloſſen hatten?

Genug, Margarethe dachte an Lignerac und

beobachtete ihn, um bei ſich ſelbſt zu entſcheiden, ob ſie ihn als Liebhaber annehmen ſolle, oder nicht. Schön war er nicht, doch auch nicht häßlich; ein junger, ſchlanker, blonder Mann, etwas blaß, aber leicht erröthend, ſchüchtern, aber nicht ungeſchickt, ſichtlich verliebt und dabei äußerſt ehrfurchtsvoll, kurz, im Ganzen genommen, nicht übel. Wäre Auswahl vorhanden geweſen, ſo wäre die Entſcheidung der Königin vermuthlich nicht für ihn ausgefallen, denn im Grunde genommen intereſſirte er ſie herzlich wenig, indeſſen — es war kein Anderer da, die Langeweile war ſehr groß, das Leben zu Nerac ganz und gar jedes andern Reizes bar — mit einem Worte, die Königin ermuthigte den ſchüchternen, verliebten Lignerac, der zu träumen glaubte, und als d'Epernon nach Nerac kam, vertrauten die jungen Edelleute Navarra's halb mit Bosheit, halb mit Aerger ihm bereits an, daß die

ſchöne Königin ſich glücklich über Chanvalon getröſtet habe.

Daraus wird man ſchließen, daß es wol noch andere junge Männer außer Lignerac gegeben hätte, die bereit geweſen wären, die Rolle des Tröſters zu übernehmen? Ja wol; Margarethe war immer noch zu ſchön, um nicht für alle ungefeſſelten jungen Herren unendlich begehrenswerth zu ſein; aber es muß in Erinnerung gebracht werden, daß zwiſchen ihrem Haushalte und dem des Königs, ihres Mannes, eine vollſtändige Scheidung beſtand. Einige Beſuche des Ceremoniells, das war Alles, was die beiden Gatten noch miteinander austauſchten, und die gewährten den jungen Edelleuten Navarra's natürlich keine Gelegenheit, ſich der Königin in irgend einer Eigenſchaft anzutragen.

Daß aber d'Epernon nach Nerac kam, hing mit den beiden Parteien zuſammen, in welche

ſeit dem Tode Monſieurs das ganze Reich, ja ſogar der Kern des Hofes, geſpalten war. D'Epernon, mit ihm außer mehreren der Kanzler d'O, und der ehemalige Günſtling Karl's IX., Monſieur von Retz, waren lebhaft für eine Vereinigung mit Navarra, als dem rechtmäßigen Thronerben — Joyeuſe, Villequier, Villeroy und Bellièvre drangen ebenſo eifrig in den König, die Ligue an ſich zu ziehen, wohlverſtanden, mit dem Vorbehalte, ſie ſtillſchweigend aufzulöſen, wenn ſie erſt ihre Dienſte gegen die Hugenotten geleiſtet habe. Heinrich liebte von ſeinen beiden Mignons Joyeuſe zärtlicher; d'Epernon hingegen imponirte ihm mehr, und ſo war es gekommen, daß er zu der Reiſe nach Nerac, die von d'Epernon in der kühnen Hoffnung unternommen worden war, den König von Navarra zu einem zweiten Uebertritte zur katholiſchen Religion zu bewegen, ſeine Einwilligung gegeben hatte.

D'Epernon fand, daß zur Bekehrung gerade keine Aussicht sei, dagegen zeigte Bourbon sich nicht ungeneigt zu einer Reise an den Hof. Seine katholischen Freunde waren lebhaft dafür, seine hugenottischen heftig dawider. Bourbon neigte sich, wie schon gesagt, mehr zu den ersteren, unter denen besonders Monsieur von Segur sich als beredter Anwalt einer Ausgleichung mit dem Könige erwies. Aber d'Aubigné führte diesen Edelmann eines Tages an ein Fenster, das auf eine bedeutende Tiefe ging, und sagte ihm kurz und gut: An dem Tage, wo der König an den Hof des Königs Heinrich aufbricht, werdet Ihr den Sprung hier herunter machen. Segur fragte: Wer will mich denn dazu zwingen? — Ich, antwortete d'Aubigné kaltblütig, und sollte ich allein es nicht vermögen, so sind hier einige Edelleute, die mir beistehen werden. Es waren mehrere junge Hugenotten im Saale, und als sie be-

merkten, daß ihr Stimmführer d'Aubigné mit dem katholiſchen Edelmanne etwas habe, ſo nahmen ſie, ohne irgend zu wiſſen, wovon die Rede ſei, aus bloßem Parteiinſtinkt augenblicklich eine ſo weiſe und drohende Miene an, daß Segur Ueberlegungen anſtellte, und in Folge derer ſein Anwaltgeſchäft für die Reiſe aufgab, welche nun zum großen Glücke der reformirten Partei unterblieb.

Dieſe Sendung hatte alſo für den König Heinrich nur den einen, äußerſt ſchlimmen Erfolg, daß die Guiſen ihn überall als einen entſchiedenen Hugenottenfreund darſtellten, und das gutkatholiſche Frankreich bedeutend zu murren anfing.

Es würde mich zu lange aufhalten, wenn ich alle die Albernheiten erzählen wollte, durch welche die öffentliche Meinung für das neue und dieſes Mal ganz entſchiedene Auftreten der Ligue vorbereitet wurde, welches im Januar

1585 ſtattfand, nachdem Guiſe auf eine theatraliſche Weiſe Abſchied von ſeinen getreuen Pariſer Bürgern genommen hatte. Die Ligue mit ihren Anmaßungen, ihren Kämpfen und ihrem Untergang fordert einen eigenen Roman. Genug, der Ligue wurde zugejauchzt, als ſie den Kardinal von Bourbon, den guten Kardinal, das Kameel, wie ſie ihn nannte, das die Kniee beugt, um die Laſt auf ſich zu nehmen — zum Thronerben, dagegen den König von Navarra gänzlich für ausgeſchloſſen erklärte, und von Philipp II. zur Beförderung ihrer hohen Glaubenszwecke monatlich funfzigtauſend Thaler annahm.

Bourbon handelte in dieſer bedrohten Lage loyal und ritterlich. Er bot dem Könige ſeine Treue und ſeinen Degen an.

Aber Heinrich fürchtete ſich vor dieſem offenen Anerbieten. Er hatte keine Kraft mehr zu einem Entſchluſſe. Lieber vertraute er ſich

noch ein Mal Katharinen von Medicis. Entzückt, die Hände abermals in die Politik ſtecken zu können, brach ſie ſogleich nach Epernai auf, wo die Herren der Ligue ſich eben befanden, und durch ihren erneuerten Einfluß auf das Kameel gelang es ihr, den König zum zweiten Male zum Oberhaupte dieſer Partei zu erniedrigen. Der Vertrag zwiſchen dem Hofe und der Ligue, durch welchen eine neue Ausrottung der Proteſtanten zum Geſetze wurde, kam zu Nemours zur Unterzeichnung.

Bourbon war getroffen, hart getroffen, aber daniedergebeugt war er nicht. Verwirklichte er je die ſchwärmeriſchen Forderungen der edlen Diana von Guiche, ſo war es in dieſer Bedrängniß. Feſt verbündete er ſich mit Condé und dem Marſchall von Montmorency. Stark durch dieſe und andere Freunde, ſtark durch ſein Vertrauen auf Gott, ſtark durch ſeine eigene Kraft ſtand er feſt in den andrängenden

Ereigniſſen, erwartete das Kommende, und beantwortete einſtweilen durch eine kühne Proteſtation den Bannſtrahl, den Sixtus V. gegen ihn geſchleudert hatte.

Elftes Kapitel.

So ſtanden die allgemeinen Angelegenheiten, als eines Tages der kleine, jetzt ganz kriegeriſche Hof von Nerac in das allergrößte Erſtaunen geſetzt wurde.

Es iſt nicht möglich, ſagte die Prinzeſſin von Navarra.

Es iſt aber doch wahr, erwiederte Dupleſſis-Mornay.

Ich hätte an dergleichen nie gedacht, meinte Rosny.

Ich auch nicht, bemerkte d'Aubigné, indeſſen

überraſcht es mich keineswegs, denn ſie iſt Alles im Stande.

Ja, ſie iſt die Tochter ihrer Mutter und die Schweſter ihrer Brüder, ſprach die Prinzeſſin. Dann wandte ſie ſich an Bourbon und fragte: Unter welchem Vorwande bat ſie Euch denn um Erlaubniß zur Entfernung?

Ei, ſie ſagte, ſie wollte die Kapelle mit dem neuen Bilde beſuchen, welches kürzlich angefangen hat, Wunder zu thun. Ich weiß den Namen nicht.

Ich weiß, welchen Ort Ihr meint; meine Kammerfrau hat mir den Namen geſagt, ich will ſie nachher darum befragen. Alſo dahin, ſagte Eure gehorſame Frau, wollte ſie eine Wallfahrt machen?

Ja wol, und ich antwortete ganz dumm: Gut, mein Schatz; geht und betet für mich. Ich muß wahrhaftig lachen.

Nein, ich bin voller Entrüſtung.

Ei, laßt ſie, meine Schweſter. Will ſie Dummheiten machen, iſt es ſchlimm für ſie; uns kann es gleich ſein.

Sie wird Euch doch zu ſchaffen machen.

Was, mit den paar Hände voll Leuten, die Lignerac und Lodon für ſie angeworben haben? Meine Schweſter, das iſt ſo gut, als ſummte eine Fliege mir um die Naſe.

Mein Bruder, eine Fliege, die einem um die Naſe ſummt, kann einen ſehr verdrießlich machen.

Ei, ich hätte es auch lieber geſehen, ſie wäre gerade jetzt nicht auf Sumſen ausgeflogen. Aber da es ihr nun ein Mal ſo gefallen hat, was ſollen wir da thun, als in Geduld erwarten, wann ſie ankommen wird?

Und welchen Grund gibt ſie denn an?

Daß ſie mich verlaſſen hat?

Allerdings.

Daß ich excommunicirt ſei, und daß daher

ihre Seele Gefahr laufe, wenn ſie in meiner Nähe bleibe.

Das ſagte man zu Nerac. Jetzt hören wir, wie der König Heinrich zu Paris ſich äußerte.

Meine Mutter, wißt Ihr, daß Eure Tochter von Navarra jetzt auf eigene Hand Souverainin ſpielen will? fragte er, als Katharina ihn bei der Königin Louiſe traf, die ſie zu beſuchen kam.

Ich verſtehe Euch nicht, mein Sohn, antwortete ſie.

Wie, Matignon hätte Euch Nichts geſchrieben?

Von was denn?

Ihr belügt mich.

Was wollt Ihr ſagen?

Ei, daß Matignon Euch Alles ſo gut geſchrieben haben wird wie mir, vielleicht noch früher.

Aber ich ſchwöre es Euch, nicht eine Sylbe

hat er mir über irgend etwas geſchrieben, denn er hat gar nicht an mich geſchrieben.

O dann, meine Mutter, ſtellt Euch vor — aber Ihr könnt es Euch nicht vorſtellen.

Nein, die Königin kann es ſich nicht vorſtellen, bekräftigte Joyeuſe, den der König angeſehen hatte.

Um ſo mehr bitte ich Euch, mir es zu ſagen, ſprach Katharina.

Nun wol, fing Heinrich wieder an, ſo ſtellt Euch vor, daß die Königin von Navarra, Eure Tochter und meine Schweſter, kurz und gut Nerac und ihren Mann verlaſſen, und ſich vermittels einiger Truppen, die ich weiß nicht welcher ihrer Liebhaber — weißt du den Namen nicht, d'Epernon?

Lignerac, Sire.

Sie hatte ihn ſchon, als du zu Nerac bei meinem theuern verſtockten Bruder von Navarra wareſt, der lieber Hugenott und ver-

dammt bleiben, als Thronfolger und ſelig werden will?

Aber ja, Sire; wenigſtens ſagte man es dort.

Und bei ihr iſt, was ſie thut, noch immer ärger, als was man ſagt. Kurz, meine Mutter, dieſer liebe Lignerac, der auf den ſchönen Chanvalon gefolgt iſt, wenn es nicht dazwiſchen noch einige Andere gegeben hat, dieſer liebe Lignerac alſo hat, von ihr begeiſtert, in Quercy und in der Auvergne Truppen erhoben und ſie, als ſie aus Nerac entwichen war, damit empfangen. Und dann iſt ſie mit ihm und dieſem furchtbaren Heere nach Agen gezogen und hat unter der Erklärung, das Agenois gehöre zu ihrer Mitgift, die Stadt als ſouveraine Herrin in Beſitz genommen und zugleich ihrem Manne als excommunicirtem Ketzer und Feind der Ligue den Krieg angekündigt.

Ja, die Königin von Navarra erklärt ſich

für uns, bemerkte d'Epernon ſarkaſtiſch. Jetzt müſſen wir ſiegreich ſein.

Du meinſt, ſie erklärt ſich für die Ligue, berichtigte Joyeuſe.

Die Ligue und der Hof ſind jetzt eins, erinnerte lächelnd die Königin-Mutter.

Ach ja, ich vergeſſe es noch immer, brummte Joyeuſe.

Nun, was ſagt Ihr zu den kriegeriſchen Unternehmungen Eurer Tochter, meine Mutter? fragte Heinrich.

Ich ſage, daß ſie unverzeihlich albern ſind, mein Sohn.

Und ich ſage, daß man Matignon eine kleine Weiſung zukommen laſſen muß. Nicht wahr?

Allerdings. Wo Zweie ſich ſtreiten, kann ein Dritter ungeſtört ſeinen Vortheil abſehen.

Ja, das Agenois wäre nicht ſo übel, meinte Joyeuſe tiefſinnig.

Gerade ganz bequem gelegen, ſetzte d'Epernon hinzu.

Und Matignon iſt ein ſchlauer Fuchs.

Der pfiffigſte Normann, den ich kenne, ſprach mit Nachdruck Katharina.

Ich weiß, daß Ihr ſeine Feinheit ſchätzt, meine Mutter. Darum würde ich ihm auch den ſchwierigſten Knoten aufzuklauben anvertrauen.

Soll ich ihm ſchreiben, mein Sohn?

Ja, meine Mutter. Macht ihm Alles begreiflich. Kein Aufſehen, natürlich, wo möglich gar kein Geräuſch.

Eine kleine Beſtechung, ſagte Joyeuſe, ſchwerfällig Beifall nickend.

Ein bischen Verrath, ſprach d'Epernon kaltblütig.

Genug, ſagte Katharina. Soll er nur Agen nehmen, oder Eure Schweſter auch?

Hm, das iſt nicht leicht zu ſagen.

Die Königin mit, ſagte d'Epernon entſchieden.

Ich glaube auch, ſtimmte Joyeuſe bei.

Und Ihr, meine Mutter — was ſagt Ihr?

Wollt Ihr, daß ſie weiter keine Verwirrung anrichte?

Ja, ich würde das vorziehen.

Dann laßt ſie gefangennehmen, entſchied Katharina mit vollkommener Behaglichkeit.

Und irgend wo einſchließen, fügte d'Epernon hinzu.

Und ja recht feſt, empfahl Joyeuſe.

Gut, da der Rath nur einer Stimme iſt, ſo ſchreibt an Matignon in dieſem Sinne, ſchloß Heinrich.

Während zu Paris in dieſer Art über ihr Schickſal beſtimmt wurde, geberdete Margarethe zu Agen ſich als Herrin, und erſchien zum erſten Male albern. Wie ſie von dem letzten ſonnenhellen Gipfel ihres Lebens gleich unmit-

telbar in die lächerliche Rolle der abenteuernden Frau fallen konnte? Von den größten Höhen stürzt man am tiefsten. Und dann: sie hatte vor Langeweile in Nerac nicht mehr gewußt, was sie thun sollte. O, die Langeweile, was für Gänse- und Krokodilleier brütet sie nicht aus! Wehe jeder Handlung, die von der Langeweile erzeugt wird. Sie ist ein unseliges Kind der beklagenswertheſten Mutter.

Aus reiner Langeweile war Margarethe auf den unbeschreiblich verrückten Einfall gerathen, Krieg gegen ihren Mann zu führen; aber jetzt, wo sie einmal dabei war, trieb sie ihn mit demselben Eifer, wie sie sich sonst geputzt hatte.

Lignerac hatte sich der Stadt Tonneins an der Garonne bemächtigt und eine Besatzung darinnen zurückgelassen. Jetzt warf er seine Augen auf Villeneuve am Lot. Margarethe, welche begehrte, daß ihr Liebhaber seine krie-

gerischen Entwürfe ihr zur Billigung vorlege, war ganz mit seinem Plan einverstanden, und um, wie sie sagte, dem Beispiel anderer Souveraine nachzuahmen, wie dagegen Andere fanden, um sich vollkommen preiszugeben, wollte sie bei der Bestürmung gegenwärtig sein.

Diese Bestürmung, oder vielmehr diese Ueberrumpelung hatte nur einen theilweisen Erfolg, indem blos ein Theil der Stadt in die Gewalt der kriegerischen Königin gerieth, der andere dagegen, jenseit des Flusses, von Cieutat, dem ersten Konsul und Gouverneur des Platzes, rasch in so guten Vertheidigungszustand gesetzt worden war, daß Lignerac und Lodon, die beiden Befehlshaber des kleinen drolligen Heeres, einander mit langen Gesichtern ansahen, und auf die ungeduldige Mahnung Margarethens, jetzt auch den andern Theil zu nehmen, zu der Antwort gezwungen waren: Madame, ohne eine förmliche Belagerung ist

es nicht möglich. Und wer weiß, ob ſelbſt dann, ſetzten ſie in ihrem Herzen hinzu.

Aber ich will keine förmliche Belagerung, ſagte Margarethe mit dem Eigenſinne, den die Frauen haben, wenn ſie ſich in Dinge miſchen, die ſie nicht verſtehen. Warum kann jener Theil der Stadt nicht ebenſo gut überraſchend eingenommen werden, wie dieſer, in dem wir jetzt ſind, eingenommen worden iſt? Warum könnt Ihr nicht — und ſie that eine Menge Fragen, eine immer thörichter als die andere, alle über die verſchiedenen Möglichkeiten, den Befeſtigungen und Vertheidigungsanſtalten zum Trotz, mit der größten Geſchwindigkeit in den andern Stadttheil zu gelangen.

Lignerac und Lodon mußten alle ihre Kenntniſſe in der Kriegswiſſenſchaft erſchöpfen, um der befehlshaberiſchen Frau begreiflich zu machen, daß ſämmtliche von ihr angeregte Möglichkeiten lauter Unmöglichkeiten wären. Da

Margarethe jeden einzelnen Punkt mit Hartnäckigkeit nicht nur bezweifelte, sondern sogar bestritt, dauerte diese Beweisführung sehr lange, die Königin langweilte sich, verlor die Laune, und Lignerac war sowol als Liebhaber, wie als Anführer in Verzweiflung.

Wozu denn alles dieses Hin- und Hergerede? fragte endlich Madame von Duras, die nicht fehlte. Wenn dieser gute Mann von Cieutat seine Thore so fest geschlossen hat, daß wir nicht hineinkönnen, so lasset ihn herauskommen.

Das ist leicht gesagt, bemerkte Lodon, aber wird er kommen?

Wenn die Königin ihm sagen läßt, sie wünsche mit ihm persönlich zu verhandeln — ja.

Aber es wäre gar zu dumm.

Die ehrlichen Leute sind so, antwortete Madame von Duras ruhig.

Und wenn er nun kommt, was dann? fragte Margarethe.

Dann? Nichts einfacher; man läßt ihn zwiſchen ſeinem Tode und der Uebergabe der Stadt wählen.

Das wäre Verrath. Nein, das will ich nicht.

Ei, Madame, rief die Verſucherin lachend, glaubt Ihr denn, er werde ſchwanken?

Gewiß nicht, wenn er ein Mann von Ehre iſt, ſprach Lignerac ernſthaft.

Gewiß nicht, wenn er kein Dummkopf iſt, rief lachend Lodon. Madame, ich unterſtütze den Vorſchlag.

Madame, ich bitte, ich beſchwöre Euch, thut es nicht, ſprach Lignerac ſchüchtern, aber dringend.

Ihr wollt alſo, daß wir den Platz aufgeben? fragte trocken die Königin.

Belagern wir ihn. Ich verpfände meine Ehre, daß ich hineinkomme.

Ich danke Euch; aber ich habe keine Luſt, ſo lange hier in einem Feldlager zu wohnen.

Ihr glaubt, daß er mir die Stadt übergeben wird? fragte sie, sich zu Lodon wendend.

Sicherlich, Madame. Am Ende, Jeder liebt das Leben und die Greise hängen, wie bekannt, gerade am meisten daran. Es ist Nichts als ein kleiner Schrecken zum Spaße.

Nun gut, so laßt ihn einladen.

Lignerac warf einen schmerzlichen Blick gen Himmel; doch es wurde nicht auf ihn geachtet, und wäre es auch geschehen, so hätte man nur über ihn gespottet, nicht sein ritterliches Gefühl anerkannt. Ein Trompeter wurde abgesandt und brachte von Cieutat die Antwort mit, er werde vor der Königin erscheinen.

Hatte ich nicht Recht? fragte Madame von Duras lachend. Der gute Mann ist so dumm, zu kommen.

Cieutat kam nicht aus Dummheit. Denn als er den Trompeter abgefertigt hatte, sagte er zu seinem Sohne: Das ist ein Hinter=

halt. Man ladet mich ein, um mich zu verrathen.

Warum denn da gehen, mein Vater? fragte angſtvoll der Sohn.

Weil ich muß, antwortete der Greis. Weigerte ich mich zu gehen, ſo hieße das der Frau meines Herrn, des Königs, andeuten, daß ich Mistrauen in ihr Wort ſetzte, und das darf nicht ſein; es hieße die Ehrfurcht gegen ſie verletzen.

Dennoch glaubt Ihr es.

Unter uns, mein Sohn. Vor der Welt glaube ich unbedingt an das Wort der Königin; ich muß es; denn ſie iſt die Frau meines Herrn.

Die gegen ihn Krieg führt.

Er hat mich das nicht wiſſen laſſen, mir nicht befohlen, ihr nicht zu gehorchen — ich muß es alſo.

Da könnten wir ihr ja auch den Platz übergeben.

Mein Sohn, ſprich nicht ſo, wie ein Knabe; denn du wirſt dich bald als Mann zeigen müſſen, und noch dazu als ein wahrer Mann, der die Ehre und die Pflicht über Alles ſchätzt, und lieber ſeinen Vater ſterben ſieht, als ein Thor öffnet, das ihm anvertraut worden iſt.

Aber, mein Vater, was erwartet Ihr denn, daß ſie mit Euch machen werden? rief der Jüngling mit Entſetzen.

Sie werden mir mit dem Tode drohen, wenn ich den Platz nicht übergebe, antwortete der Vater, bewegt und dennoch feſt. Seine Stimme und ſein Herz waren bewegt — ſein Wille und ſeine Seele waren feſt. Gib wohl Acht auf meine Worte, mein Kind, fuhr er fort, als der Sohn ihn wie vernichtet anſtarrte, gib wohl Acht. Du biſt mein jüngſter Sohn und mein geliebteſtes Kind; deine Brüder ſind alle brave Soldaten, ich kann ſtolz auf ſie ſein; auf keinen unter ihnen aber habe ich ſo freu=

dige und ſo ſtolze Erwartungen gelegt wie auf dich. Laſſe mich es nicht umſonſt gethan haben; verſprich mir, dieſe Hoffnungen, meinen Willen, die letzten Bitten deines Vaters mit dem Gehorſam zu erfüllen, um deſſentwillen ich dich ſo liebe.

O Herr mein Gott, was werdet Ihr von mir fordern! ſtöhnte der junge Cieutat.

Willſt du mir gehorchen, unbedingt, treu, zugleich wie der Sohn ſeinem Vater und der Soldat ſeinem Befehlshaber? fragte ernſt und doch zärtlich der Greis.

Sprecht, antwortete der Jüngling, der die Augen niederſchlug, um ſich, wenn er das Antlitz des Vaters nicht ſähe, leichter bemeiſtern zu können.

Verſprichſt du mir's, auf die Ehre, vor Gott? fragte der Vater.

Ja, entgegnete der Sohn.

Höre denn. Man wird mich dir vorführen

dir ſagen, daß du mich retten könnteſt, wenn du den Platz übergäbeſt. Du wirſt ſchweigen. Verſtehſt du mich?

Ja, mein Vater.

Höre weiter. Man wird mich vielleicht martern, denn eine Frau, die ein Mal aus den Schranken heraus iſt, wie die Königin Margarethe, iſt größerer Grauſamkeiten fähig als ſelbſt Männer. Du wirſt zuſehen, wie ich gemartert werde, und du wirſt den Platz nicht übergeben, wenn du nicht ehrlos werden und den Segen deines Vaters verlieren willſt. Präge dir das ins Herz, als wäre es mit Feuer in Gold geſchrieben.

Ja, mein Vater.

Und, mein Sohn, kein Menſch kann ſagen: ich werde ſtark ſein, und ich bin ein Greis. Es könnte ſein, daß ihre Martern für meine Standhaftigkeit zu viel wären, daß meine Natur ſich der Feigheit ſchuldig machte, daß ich

dich anflehte, mich zu retten. Dann, mein Sohn, denke, daß es nicht dein Vater sei, der rede; denke, ein böser Geist spreche aus mir; sei taub selbst gegen meine Stimme, und erhalte dem Könige den Platz. Du hast mir dein Wort gegeben — du wirst diese Stärke haben.

Der Jüngling faßte sich gewaltsam und gab zum dritten Male eine bestätigende Antwort. Aber dann fragte er flehend: Mein Vater, müßt Ihr denn wirklich hinaus?

Ich muß es, mein Sohn, sprach in einem Tone, der jede weitere Frage unmöglich machte, der Greis. Ebenso wenig ich den mir anvertrauten Platz einer andern Person übergeben kann als demjenigen selbst, der ihn mir anvertraut hat, meinem Könige und Herrn, ebenso wenig darf ich sein geheiligtes Ansehen in der Person der Königin, seiner Frau, verletzen.

Der Jüngling senkte den Kopf; er wußte,

daß hier Nichts mehr zu ſagen blieb. Der alte Cieutat ließ darauf alle Männer der Stadt zuſammenkommen, ermahnte ſie, ſich in keinem Falle zu ergeben, weckte durch eine einfache, aber mächtige Anrede ihren Muth bis zur Begeiſterung und ging dann allein und ruhig über die Brücke, welche dieſen Stadttheil von den Truppen der Königin trennte.

Er wurde mit Beweiſen von Wohlwollen empfangen und ſogleich zu Margarethen geführt. Die ſchöne Königin that ihm die Forderung, die er erwartet hatte. Er bedauerte unendlich. Sie erſchöpfte ſich in Huld, in Feinheit, in Ueberredung — umſonſt. Sie bot ſogar ihre Liebenswürdigkeit auf, der zu widerſtehen ſo ſchwer war — Cieutat ſprach ſeine ehrfurchtsvolle Bewunderung aus, aber die Uebergabe ſchlug er ab. Jetzt ging Margarethe zu Zorn, zu Vorwürfen, zu Drohungen über — der Greis blieb ehr-

furchtsvoll, bat die Königin demüthig um Verzeihung, aber ſagte nach wie vor Nein.

Jetzt wurde er dem Kriegsrath übergeben, der, gleich dem ganzen Heere, nach einem ſehr kleinen Maßſtabe war. Dennoch verurtheilte er den Gouverneur von Villeneuve ſehr feierlich und pomphaft zum Tode, weil er ſich weigere, die Hoheit der Königin, der rechtmäßigen Souverainin, anzuerkennen. Cieutat ſchwieg zu dem Urtheil; er ſchwieg auch, als man ihm, einen Dolch auf ſeine Bruſt geſetzt, Gnade unter der Bedingung anbot, daß er die Stadt übergebe. Jetzt kam es ganz ſo, wie er es weiter vorausgeſehen. Er wurde von vierzig Soldaten an die Brücke geführt, äußerſt tapfer von ihren vierzig Schwertern bedroht und ſo ſeinem Sohne gezeigt. Dabei wurden dieſem einige rührende Mahnungen an Kindesliebe zugerufen.

Der junge Cieutat ſchwankte ſichtlich, der

Vater zitterte. War es möglich? Konnte ſein Sohn ſeines Wortes vergeſſen?

Plötzlich öffnete das Thor ſich, und von zwanzig Leuten begleitet kam der junge Cieutat über die Brücke und rief: Ich bin nicht ungeneigt, zu unterhandeln. Laſſet mich mit Euch reden.

Der Greis ſtöhnte ſchmerzlich. Die vierzig tapfern Soldaten dachten gar nicht daran, daß arme zwanzig Mann ſich ihnen mit andern als den friedfertigſten Geſinnungen nähern könnten, und ließen die harmloſe Schar ganz treuherzig bis auf wenige Schritte herankommen.

Plötzlich ſtürzte der junge Cieutat ſich einem Raubvogel gleich auf den Greis, riß ihn an ſich und trug ihn mit der Kraft der Jugend und der Liebe unaufhaltſam fort, zurück über die Brücke in Sicherheit. Seine Schaar hatte ſich zugleich auf die Wache geſtürzt.

Die vierzig tapfern Soldaten Margarethens

gaben vor den zwanzig Mann das glänzendſte Ferſengeld, und am andern Morgen in der erſten Dämmerung war Margarethe ſelbſt, erſchreckt durch ein klüglich von Cieutat's Soldaten erhobenes Geſchrei, welches Navarra's Ankunft verkündete, ſammt ihren Truppen auf einem eilfertigen Rückzuge nach Agen begriffen.

Zwölftes Kapitel.

Aber auch in Agen fand sie keine Befriedigung für ihren Stolz. Es erwartete sie dort die Nachricht, daß Tonneins von ihrem Manne wiedergenommen worden sei. Sie sah ein, daß es ihr unmöglich sein würde, ihre sogenannte Herrschaft über Agen hinaus zu erstrecken. Sich souverain erklärt haben, um nothdürftig in einer einzigen Stadt zu befehlen, war im höchsten Grade lächerlich, und was konnte für die mit dem Bewußtsein ihres Ranges genährte Tochter von Frankreich wol unerträglicher demüthigend sein als dieses Gefühl?

Dazu kam, daß es keinerlei Art von Zerſtreuung in Agen gab. Die kleine Anzahl von Damen, die Margarethe hatte, die wenigen Edelleute, die ihr gefolgt waren, oder in der Stadt wohnten, konnten ihren Anſprüchen an Geſelligkeit nicht genügen. Die Intereſſen, die Intriguen, die Bewegung, die Abwechſelung, Alles fehlte, und Margarethe, die es bedurft hätte, durch Ueberraſchungen, durch Ereigniſſe und Forderungen an alle ihre Kräfte abwechſelnd geſpannt und betäubt zu werden, ſah ſich in der Einförmigkeit eingeſchloſſen, und noch dazu mit dem Bewußtſein, daß ſie lächerlich ſei.

Margarethe war bis jetzt zu ſehr von ſtarken Leidenſchaften in Anſpruch genommen und zu vollauf mit dem mannigfaltigſten Daſein beſchäftigt geweſen, als daß ſie Zeit zu den kleinlichen weiblichen Fehlern gehabt hätte. Aber jetzt, wo ſie aus ihrer fürſtlichen Haltung

in die Albernheit gerathen war, jetzt ſchrumpfte auch ihr Charakter von den großen Umriſſen, in denen er von der Natur entworfen worden war, und die man bis jetzt von einem reichen Leben ausgefüllt geſehen hat, zu einer Geſtalt zuſammen, die, gegen die frühere gehalten, kaum beſſer als eine Karikatur erſchien. Daß an dieſer die gewöhnlichen, kläglichen Schwächen des Geſchlechtes ſichtbar zu werden nicht ermangeln würden, ließ ſich mit trauriger Gewißheit erwarten — die üble Laune war die erſte, die zum Vorſchein kam, und Lignerac das erſte Opfer derſelben.

Lange hielt der ſanfte, blonde Edelmann aus, denn er liebte ſeine tyranniſche Gebieterin wirklich. Aber endlich machte ihm eben dieſe wahre Liebe es unmöglich, die geliebte Königin noch länger ſo ungerecht und ſo hart zu ſehen, und er wagte es, ſich zu beklagen.

Es war in der Stunde vor dem Abend,

daß er es that, in der Stunde, wo die Erinnerungen, vom Zwielicht geliebkoſt und geſchützt, ſo eigenſinnig und ſo gefährlich ſind.

Margarethe hatte eben einige dieſer kleinen dämoniſchen Genien, welche von der Vergangenheit die tauſend Geſchichten der Herzen erfahren und ſie auswendig lernen, um ſie den Menſchen in die Ohren zu ſummen, mit ihren muſikaliſchen Flügeln um ihre Stirn ſchwirren gefühlt, die in der Höhlung ihrer rechten Hand ruhte. Chanvalon! hatten ſie geſungen. Chanvalon! — Die letzte Liebe ſang aus dieſem Namen wie ein Engel — die letzte Seligkeit lockte daraus wie eine Sirene. Und zwiſchen dem Augenblick, wo Margarethe zuletzt der Liebe und der Seligkeit in die Augen geſehen, und ſie ihr zugelächelt hatten, zwiſchen dieſem Augenblick und der Gegenwart lag es wie eine Wüſte, wie ein Jahrtauſend, wie eine Unermeßlichkeit.

Auf dieſer Betrachtung ruhte Margarethens Auge, das, wenn auch ſeiner eigentlichen königlichen Pracht entkleidet, doch noch immer herrlich war, und gerade in dieſe ſchmerzliche Ruhe hinein ſprach Lignerac ſanft und traurig: Meine Königin, warum ſeid Ihr denn jetzt immer ſo hart gegen Euern armen Diener?

Der Augenblick zu dieſer Beſchwerde war höchſt unglücklich gewählt; denn eine Frau, die eben einen verlorenen Geliebten beklagt, kann unmöglich mit dem gegenwärtigen, den ſie über jenen vergeſſen konnte, Geduld und Mitleiden haben. Margarethe maß ihren ſchuldloſen, furchtſamen Günſtling mit einem Blicke, als müßte ſie bei ihm die frechſte Anmaßung zu Boden ſchmettern. Was fällt Euch ein? fragte ſie.

Iſt es denn ein Verbrechen, fragte er zärtlich und ſchüchtern, daß ich zu wiſſen wünſche, worin ich das Unglück gehabt habe, Euch zu misfallen?

Ich weiß nicht, was Ihr ſchwatzt, erwiederte ſie geringſchätzig. In der That hatte ſie es ſchon wieder vergeſſen, daß ſie ihm, ehe die Erinnerungen gekommen waren, mehrere unfreundliche Worte geſagt hatte.

Der arme Lignerac ſah es und ſenkte den Kopf. Was ſollte er ſich denn noch beſchweren, wenn ſeine Königin ſchon nicht mehr wußte, was ſie ihm angethan? Daher ſagte er weiter Nichts als: Verzeihung!

Weswegen denn? fragte ſie noch immer ungeduldig.

Wegen der Furcht, die ich immer habe, daß ich irgend etwas Euch nicht zu Dank geſagt oder gethan. Dieſe meine Aengſtlichkeit muß Euch langweilen, oder lächerlich dünken, doch entſchuldigt ſie mit meiner allzugroßen Anbetung.

Gut, gut, ſagte ſie, etwas gerührt, du liebſt mich, ich weiß es. Auch ich will dir wohl,

mein armer Lignerac, und wenn ich manchmal nachdenkend bin, oder ſelbſt nicht geſtimmt für deine Liebe, ſo mußt du mir das verzeihen, denn, ſiehſt du, ich habe ſo viel Unglücksfälle erfahren, daß es wunderbarer iſt, mich noch am Leben, als bisweilen ernſt oder auch finſter zu ſehen. Glaube mir, manchmal wünſche ich, der Kummer hätte mich ins Grab gedrückt, dann läge ich in Ruhe, und das Leben könnte über mich hin in ſeinem raſenden Laufe weitertoben.

O Madame, ſagt das nicht, ſprach der ſanfte, junge Mann bittend. Was ſollte denn der arme Lignerac thun, wenn ſeine Königin ihm ſtürbe?

Sich tröſten, antwortete Margarethe halb ſpöttiſch und halb wehmüthig.

Ach, könnt Ihr das von mir denken?

Warum nicht? Seid Ihr nicht ein Mann? Zwar die Frauen machen es nicht beſſer, ſetzte ſie, ſich beſinnend, hinzu. Ich bin ein Beiſpiel.

Ja, sprach sie, da Lignerac schwieg, mit bitterm Lachen weiter, wer hätte mir vor einem Jahre, da ich Chanvalon noch hatte, gesagt, daß ich heute in Agen sein und dich zum Diener haben würde?

Bereuet Ihr das Letztere? fragte Lignerac schüchtern.

Ja, antwortete die Königin kurz.

Der junge Mann war wie vom Blitze getroffen.

Verstehst du das denn nicht? fragte sie melancholisch.

Habt Ihr ihn denn so sehr geliebt? murmelte Lignerac schmerzlich.

O! sagte sie und warf durch das Fenster den Blick in den unbegrenzten Abend des Himmels.

Lignerac hatte Thränen in den Augen. Dieser junge Mann war eine jener Epheunaturen, die sich, während sie sich anschmiegen,

zugleich einſaugen, und die man abreißen muß, wenn man ſie loswerden will.

Das wollte Margarethe nun nicht; ſo wenig Lignerac ihr genügte, er war doch immer beſſer als gar kein Liebhaber. So reichte ſie ihm denn die linke Hand — die rechte ſtützte noch immer ihren Kopf — ein elendes Almoſen für einen großen Hunger!

Lignerac bemächtigte ſich haſtig der gewährten Gunſt und drückte die ſchöne, mächtige Hand mit trauriger Zärtlichkeit an ſeinen ſehnſüchtigen Mund. Er war ſo arm an Glück, daß er das kärgliche Almoſen annahm, als wäre es Reichthum.

Ich wollte, ich könnte dich mehr lieben, ſagte faſt unwillkührlich die Königin.

Der junge Mann erhob lebhaft den Kopf. Eine ungewohnte Hoffnung erleuchtete ſeine Augen, die er auf Margarethe heftete.

Was ſiehſt du mich ſo an? fragte ſie,

trotz der Dämmerung dieſen lichten Blick erkennend.

Ich denke, wenn Ihr das erſt wünſcht, dann wird es auch kommen, ſprach er leiſe.

Glaubſt du das?

Ja, ich hoffe es durch Gottes Gnade.

Armes Kind! ſprach ſie mitleidig, vielleicht auch etwas geringſchätzig.

Glaubt Ihr es nicht? fragte er. Seine Hoffnung war ſchon erſchrocken.

Glaubſt du denn, Margarethe von Valois liebe ſo leicht?

O, ich will die heilige Jungfrau ſo darum anflehen! ſprach er mit der Naivetät des Glaubens, die man damals noch hatte.

Die heilige Jungfrau kann viel geben, aber nicht mein Herz, erwiederte Margarethe.

So gebt Ihr es mir! rief er flehend und kniete faſt kindlich vor ihr nieder.

Habe ich es denn?

Wie?

Glaube mir, ich weiß nur, daß ich ein Herz gehabt habe. Aber wo es jetzt liegt? In meiner Bruſt nicht — das fühle ich an der Leere, die dort iſt. Vielleicht iſt's ins Meer gefallen.

Ich ſehe es, Ihr habt es ihn mitnehmen laſſen, murmelte Lignerac.

Nein, ſagte ſie, ich hatte es noch, nachdem ich ſchon lange von ihm getrennt war, das fühlte ich an den Schmerzen, die ich daran litt; aber allmälig iſt's immer ſtiller geworden, und jetzt — jetzt iſt's todt, glaub' ich, ſetzte ſie faſt leichtfertig hinzu.

Sagt das nicht, bat er. Sagt, daß es nur ſchläft.

Und daß du es wieder aufwecken kannſt?

Warum denn nicht? fragte er treuherzig.

Die Königin lachte. Sie ſah ſo ſchön dabei aus, daß Lignerac über ſein Entzücken

vergaß, ihr Lachen übel zu nehmen, und mit einem Anflug von Laune fragte: Bin ich denn ſo gar ungeſchickt?

Nein, antwortete Margarethe noch lachend, du gehſt auf deinen Beinen ſo gut wie irgend ein anderer Edelmann in Frankreich.

O, aber das iſt ſehr wenig, meinte er arglos.

Das finde ich eben auch, erwiederte ſie trocken.

Lignerac ſchwieg. Jetzt war er gekränkt.

Sie ſtrich ihm mit der Hand über den Kopf und ſagte leichtſinnig und gutmüthig zugleich: Du mußt dir es nicht ſo zu Herzen nehmen, wenn ich ſcherze; ich meine es nicht ſo böſe.

Ihr verletzt ein treues Herz, Königin, ſprach er leiſe.

Das thut mir leid, erwiederte ſie ernſter. Sei mir nicht böſe, Lignerac. Ich weiß nicht,

wie es kommt, aber ich bin manchmal ordentlich gezwungen, mich über Alles luſtig zu machen. Es iſt ein Familienfehler, glaube ich. Meine Mutter und der König haben auch dieſe Neigung.

Aber Ihr ſeid um ſo viel beſſer —

Hältſt du mich wirklich für gut? fragte ſie gedankenvoll.

O ja, das thu' ich, antwortete der junge Edelmann mit der Inbrunſt eines gläubigen Herzens.

Ja, ich war es — ſprach ſie ſinnend.

Warum wollt Ihr es da nicht auch ferner ſein?

Ich glaube, es geht nicht mehr recht — antwortete Margarethe, wie abweſend in Zerſtreuung.

Wie könnt Ihr Euch ſo läſtern?

Was meint Ihr? fragte ſie raſch, ſich ermunternd.

Wie könnt Ihr ſagen, Ihr müßtet jetzt aufhören, gut zu ſein?

Ja ſo, ſagte ſie, zwiſchen Beſinnung und Zerſtreuung ſchwankend. Ich bilde mir ein, ſie haben ſo auf meine Seele geſchlagen, daß ſie die Güte in ihr getödtet haben.

O, wandte Lignerac gedämpft ein — wenn Ihr nur immer Euern eigenen Eingebungen folgen wolltet —

Du kannſt die Duras nicht leiden, erwiederte Margarethe gleichgültig.

Die thut Euch keine guten Dienſte, Madame. Das habe ich vor Villeneuve geſehen.

Ich bin nicht gewohnt, meine Handlungen von meinen Untergebenen tadeln zu hören, äußerte Margarethe mit hochmüthiger Härte.

Dennoch wollt Ihr gut ſein —

Glaubſt du denn, rief ſie heftig, daß ich den Alten hätte tödten laſſen?

Nein, o nein! Aber weiß das die Welt, wie ich es weiß?

Bah, die Welt! sagte sie wegwerfend.

Euer Name gehört ihr doch. Sie kann damit machen, was sie will.

Margarethe stampfte heftig mit dem Fuße. Was mußt du mir das unaufhörlich in die Ohren leiern? Meinst du, ich wisse es nicht? Ich wußte es von dem Augenblicke an, wo ich das heilige Gesicht sah, mit welchem du deinen Sitz im Kriegsrathe ablehntest. Da sagte ich zu mir selbst: Er stellt die Partei der richtenden Frommen vor.

Madame, sprach Lignerac mit Festigkeit, mein Herz sträubte sich, wider Euch sein zu müssen, und meine Ehre erlaubte mir nicht, nach Euerm Wunsche zu entscheiden. Da gab ich denn lieber mein Recht auf.

Allerdings, sagte sie höhnisch, die Ehre eines kleinen Edelmannes ist von zu hohem

Werth, um einer Königin aufgeopfert zu werden.

Ganz recht, Madame, und deshalb handelte ich, wie ich gehandelt habe, erwiederte Lignerac ernſt, als nähme er ihre Worte buchſtäblich.

Auch bewundere ich Euch. Aber wißt Ihr, wenn alle Höflinge ſo gewiſſenhaft wären, ſo würden die Könige nicht weit kommen.

Weiter als jetzt; denn ſie kämen dann zu einem glorreichen und rechtmäßigen Nachruhme.

Und wohin kommen ſie jetzt?

Wohin die Könige, Eure Brüder, gekommen ſind, Madame: zu einem elenden Tode, oder zur allgemeinen Nichtachtung.

Bei meiner Seele, Ihr ſeid kühn, Monſieur von Lignerac, rief Margarethe.

Madame, ich bin kein Höfling, erwiederte er ehrfurchtsvoll, aber mit Würde.

Nein, das ſeid Ihr nicht, da habt Ihr vollkommen Recht, ſagte ſie, wider Willen lächelnd,

als ſie ihn betrachtete. Laßt es Euch nie einfallen, Euer Glück an einem Hofe zu ſuchen, es ſei, welcher es wolle. Aber wer hätte gedacht, ſetzte ſie freundlich hinzu, daß es in dieſem blonden Kopfe einen ſolchen Stolz gäbe?

Lignerac hatte ihr noch nie ſo gut gefallen wie jetzt, da er ſich ein Mal ſtark im eignen Bewußtſein gezeigt. Jede Frau, ſelbſt eine gewöhnliche, will den Mann ſtark — wie viel mehr nicht eine wie Margarethe. Allerdings kann eine ſolche ſich noch am leichteſten der Schwäche eines Mannes hingeben, aber dann muß mit dieſer die Grazie des Kindes verbunden ſein, wie es bei La Mole geweſen war. Lignerac hatte dieſe Gabe nicht empfangen, um damit ſeiner allzuſanften Natur einen Zauber zu geben. Er konnte Nichts bieten als ſein Herz, und das gab er auf eine ſchlichte, ſchmuckloſe Art, die ein Gemüth rühren, aber nicht eine Phantaſie, wie die Margarethens, reizen

konnte. Vielleicht hätte Margarethe ihn in der erſten Zeit ihres Verlaſſenſeins, als ſie eben nur einer innigen Liebe bedurfte, mehr lieben können — wer weiß es? Gewiß iſt es wol, daß ſie ihn nie ſo geliebt hätte wie den anmuthigen Provençalen, und ganz gewiß iſt es, daß als der erſte Liebhaber, der auf den wunderſchönen Chanvalon folgte, der arme Lignerac eine Aufgabe hatte, die zu löſen nur einem Genie in der Liebe möglich geweſen wäre.

Dennoch hatte Margarethe an dieſem Abend den halben Gedanken gefaßt, es wäre doch möglich, daß Lignerac bei genauerer Bekanntſchaft mit ſeinem Charakter nicht ſo langweilig bliebe, wie er ihr bisher erſchienen war. Vielleicht ſchlief in irgend einer Ecke ſeiner Natur Feuer, das nur von dem rechten Schlage getroffen werden mußte, um hervorzuſprühen. Dieſer unbeſtimmten Hoffnung gemäß mishandelte Margarethe dieſen armen Liebhaber ohne

Barmherzigkeit; die moraliſchen Schläge, die er täglich empfing, laſſen ſich gar nicht zählen. Aber ach, Lignerac hatte keinen Funken vom Feuerſtein in ſich: er war und blieb ein reiner Kryſtall, der da glänzte, wenn das nöthige Licht ihn zu beſcheinen geruhte, und ſich traurig entfärbte, wenn es ihm ſeine ſchimmernde Gnade entzog.

Margarethe gab es endlich auf, Lignerac ſprühen zu machen; aber dieſer ärmſte der Liebhaber hatte dadurch keine Ruhe gewonnen, denn die Laune ſeiner königlichen Geliebten wurde ungleicher und ſtürmiſcher als je.

Dreizehntes Kapitel.

Es war wieder Abend, ein feuchter, dunkler, dunſtiger Abend, der nicht ſehen will, was geſchieht, oder, ſähe er auch etwas, es verſchweigt — ein Abend, wie er zu Stelldicheins, Diebesklettereien und Kriegsliſten nur gewünſcht werden kann.

Bei Margarethen war Madame von Duras, und Beide ſprachen von Politik. Die Königin hatte vor wenigen Stunden wieder ein Mal einen Brief der Herzogin von Montpenſier erhalten, und ließ ſich nun gegen ihre Vertraute über ſeinen Inhalt aus.

Sie iſt noch immer in Verzweiflung über den Vertrag von Nemours, ſagte ſie, und

Meſſieurs von Guiſe und Mayenne, ſo wie alle ihre wahren Anhänger ſind es nicht minder. Ich verdenke es ihnen nicht. Der König hängt der Ligue wieder wie ein Block an, der ſie an jeder freien Bewegung hindert.

Ja, es war ein feiner Streich von Madame der Königin-Mutter, erwiederte die begünſtigte Dame. Aber auch nur ihr konnte er gelingen.

Bah, wenn der Herzog von Guiſe damals nicht an die Grenze mußte, um die Schweizertruppen zu empfangen, da kam es nicht zum Frieden. Aber ſo hatte die Königin das Kameel ganz für ſich, und konnte ihm nach Gefallen vorreden, daß er bei der ganzen Angelegenheit Nichts weiter ſei als eine Strohpuppe.

Hatte ſie darin ſo Unrecht, Madame?

Ich bitte Euch, was kann denn aber dieſer Kardinal anders vorſtellen als eine Strohpuppe, oder ein Kameel?

Sehr wahr, nur wißt Ihr, daß gerade die hohlſten Dummköpfe es am höchſten übelnehmen, wenn man ſie nicht wie Leute von Gewicht betrachtet.

Ja, wie Mühlſteine.

Wie Steine allerdings, aber nicht wie Mühlſteine, ſondern wie Grundſteine. Ich wollte gleich darauf ſterben, daß der gute Kardinal ſich als den Grundſtein der Ligue betrachtet hat. Ihr wißt, er hatte ſchon immer ein Gelüſtchen auf die Thronfolge.

Und Ihr wißt auch, daß beide Könige, ſowol mein Bruder, wie mein Mann, ſich deswegen ſchrecklich luſtig über ihn gemacht haben. Wiſſet Ihr wol noch, wie er uns damals nach Gascogne begleitete?

Wo er den König von Navarra bekehren wollte, ſagte lachend Madame von Duras. Er! der gute Kardinal!

Ja, aber erinnert Ihr Euch noch, wie der

König, mein Mann, ihm einſt in meinem Zimmer ſagte: Mein Oheim, ich höre, daß die Herren von der Ligue große Abſichten mit Euch haben; ſie wollen, wie man mir geſagt hat, Euch zum Könige machen. Bittet ſie lieber, daß ſie Euch Papſt werden laſſen; dann herrſcht Ihr über alle Könige der Erde.

Ich erinnere mich jetzt ſehr gut.

Und der König, mein Bruder, fragte ihn, ehe er vom Hofe entwich: Iſt es wahr, daß Ihr daran denkt, mir nachzufolgen? Und als der gute Mann roth wurde und bekannte, ſagte der König ihm lachend: er ſei ein großer Dummkopf.

Und der gute Mann antwortete dem Könige darauf, indem er nach Joyeuſe entwich, und unter dem Flügel der Guiſe'ſchen Hoheit ſich zum Thronfolger auskrähte.

Margarethe zuckte die Achſeln. Ja, er wird König werden!

Wer wird es denn werden?

Das iſt ſehr einfach.

Nicht ſo gar einfach, wie man denkt, der König von Spanien hat endlich ſeinen ſehnlichſten Wunſch erreicht: Frankreich hat von ihm Geld angenommen, um damit gegen Franzoſen Krieg führen zu können — glaubt Ihr, daß er dieſes Geld aus uneigennütziger Freundſchaft leiht?

So glaubt Ihr alſo —

Daß er es auf die franzöſiſche Krone abgeſehen hat? Natürlich.

Nein, nein, die Franzoſen haſſen Spanien zu ſehr, als daß ſie je den ſpaniſchen König in Paris dulden ſollten. Guiſe wird König ſein. Paris vergöttert ihn.

Werden die übrigen Herren einem Könige gehorchen wollen, der nicht mehr war als ſie? Und hätten nicht Meſſieurs von Nevers und Montpenſier mehr Rechte auf die Krone als

Monſieur von Guiſe? Der eine iſt Prinz von Geblüt, der andere mit einer Prinzeſſin von Geblüt vermählt, wohingegen Monſieur von Guiſe Nichts iſt als Prinz von Lothringen. Eher könnte noch der Herzog von Lothringen Anſprüche machen.

Die Königin, meine Mutter, wünſcht auch, daß die Kinder meiner Schweſter Claude nachfolgen ſollen. Monſieur von Guiſe beſtärkt ſie darin. Er iſt nicht dümmer als ſie.

O, wenn es einem Prinzen, der kein König iſt, gelingen kann, ſich jetzt die Krone von Frankreich herunterzulangen, ſo iſt es Monſieur von Guiſe, ſagte Madame von Duras, welche den ganz politiſchen Antheil, den Margarethe an dem Gelingen Guiſe's nahm, aus der Jugendneigung herleitete, die Margarethe mit dem Herzen ſo ganz vergeſſen hatte, daß ſie bisweilen ſelbſt der Erinnerung daran mistraute, und ſich leicht hätte ſelbſt überreden können, das

Ganze ſei nie geweſen. Aber Madame von Duras wußte das nicht und glaubte, indem ſie Guiſe ſchmeichelte, auch Margarethen zu ſchmeicheln.

Und dann, ſetzte ſie in derſelben Meinung hinzu, wer wird dann Königin ſein?

Hm, Madame von Guiſe, murmelte Margarethe misvergnügt. Es wäre ein großes Glück für eine ſolche Prinzeſſin.

Hätte die Königin von Navarra nur irgend gewußt, wem ſie die Krone gönnen ſollte, ohne weder ihrem Bruder, noch ihrer Mutter, noch ihrem Manne zu Gefallen zu wünſchen, Guiſe hätte wahrlich ihre Stimme nicht gehabt, denn daß „dieſer kleine Prinz von Lothringen" auf den Thron der Valois kommen ſollte, war ihrem Geburtsſtolze keinesweges recht. Sie fing an zu überlegen, ob ihre Vertraute nicht wegen der Herzöge von Nevers und Montpenſier Recht haben könnte, gerade, als hielte ſie die

Krone in der Hand und könnte sie schenken, wem sie wollte. Wir setzen uns bisweilen in Gedanken so als höchste Macht ein, und verschenken wo möglich den Erdkreis. Margarethe blieb jedoch nicht lange in diesem Herrschaftstraume gefangen. Sie fuhr in Unmuth auf, und rief wieder ein Mal, was sie schon hundert Mal gerufen und vielleicht schon tausend Mal gedacht hatte: Warum bin ich kein Mann!

Ihr könnt noch Königin von Frankreich werden, bemerkte Madame von Duras beziehungsreich.

Margarethe sah ihre Ehrendame fragend an und verstand sie. Der ursprüngliche Adel erwachte in ihr. Ehe ich es auf die Art werde, wie Ihr meint, sprach sie stolz, will ich lieber morgen in ein Kloster gehen.

Warum? fragte Madame von Duras. Der Herzog von Guise hat Madame Margarethe sehr geliebt — warum sollte er

nicht auch Madame die Königin von Navarra lieben?

O ja, warum nicht? Meine Hand gäbe ihm eine Art Anrecht auf den Thron, wenigstens mehr, als er jetzt hat.

Margarethe ſann mit Wehmuth nach. Sie fand im Grunde ihres Herzens den erſten Schmerz ihrer Jugend wieder, doch that ihr die Erinnerung nur inſofern weh, als er eben der erſte geweſen. Das erſte Glied an einer Kette von Leid, die ich ſeitdem immer an den Händen getragen habe, und an der ein feindliches Geſchick mich von jedem kaum erfaßten Glücke zurückriß, dachte ſie. Ein großes Mitleid mit ſich ſelbſt ergriff ſie; ſie ſchaute ſich an, wie eine fremde leidende Geſtalt, und die Augen wollten ihr übergehen; aber ſtatt zu weinen, lächelte ſie, und das Lächeln war ſchmerzlicher, als tauſend Thränen es geweſen wären. Und dann athmete ſie leiſer vor der

Beklommenheit der Reue und dachte: Wie war ich damals gut, da ich den Herzog liebte!

Ja, auch Margarethe, obgleich durch die Verführung zur Schuld erzogen, hatte ihr verlorenes Paradies. Auch sie war Kind gewesen.

Madame von Duras verstand sich nicht auf die Beobachtung der Gefühlsschattirungen, die durch die Seele hinlaufen, wie Schatten und Lichter durch den Himmel. Sie fragte prosaisch: Madame, warum wolltet Ihr Monsieur den Herzog von Guise nicht heirathen?

Weil ich Se. Heiligkeit nicht mit einer doppelten Scheidung bemühen möchte, erwiederte Margarethe geringschätzig.

Ah, die Scheidung vom Könige von Navarra wäre wol nicht schwer. Excommunicirt —

Schweigt, mein Schatz, sprach die Königin trocken.

Die Vertraute war verzogen und fuhr trotz des Verbotes fort: Der Herzog wäre

doch ein anderer Liebhaber als dieſer kleine Lignerac.

Ach ja, dieſer liebe, gute Lignerac, ſagte Margarethe unwillkührlich gähnend — er iſt ſehr gut, ſo gut, daß ich mit ihm faſt vor Langeweile ſterbe.

Wie könnte es auch anders ſein, Madame?

Und wer anders hat mir ihn denn empfohlen als Ihr?

Leider, ja. Aber ich kannte ihn nicht, das muß meine Entſchuldigung ſein.

Ich ſagte Euch ja gleich, er ſei fade.

Ei, das iſt es nicht, was ich meine.

Aber gerade, was ich meine.

Ich meine, es fehlt ihm an Dankbarkeit.

Ich finde im Gegentheile, die hat er zu viel; denn ſobald ich ihm nur ein Mal ein ſchläfriges Lächeln ſchenke, weiß er ſich vor Erkenntlichkeit gar nicht zu faſſen.

Bei Euch, Madame, glaube ich ſchon, daß

er den Erkenntlichen macht. Ich ſpreche von dem Betragen gegen mich. Das zeigt von einer ſchändlichen Undankbarkeit.

Er predigt Euch vor — ich weiß es.

Und verſucht, mir bei Euch zu ſchaden.

Ja, das thut er, antwortete Margarethe ohne alle Umſtände.

Wenn man ihn hört, fuhr Madame von Duras ſich erhitzend fort, ſo ſollte man meinen, ich wäre ein nimmerſatter Goldigel, und ich wollte doch ſehen, ob Monſieur von Lignerac mit dem, was ich erhalte, die Koſten für den Haushalt Ew. Majeſtät beſtreiten könnte.

Ja, er hat mir erklärt, die Einwohner wären Eurer Erpreſſungen wegen gegen mich aufgebracht, meinte Margarethe gleichgültig.

Das ſind Verläumdungen.

Und er beharrt darauf, daß jener Krämer, den er als verdächtig verfolgte, und der ihm auf ſo unbegreifliche Weiſe mitten in der Stadt

entkommen iſt, ein Unterhändler Matignon's mit den Bürgern unſerer guten Stadt Agen geweſen ſei.

Das ſind Dummheiten.

Möglich. Erhitzt Euch nicht.

Wird Ew. Majeſtät denn dieſe falſche Zunge noch länger um ſich dulden? fragte Madame von Duras empfindlich.

Ja, erwiederte Margarethe einfach.

Aber das iſt — rief Madame von Duras mit heftiger Stimme —

Was denn, wenn es Euch gefällig iſt?

Ungerecht gegen mich, Eure treue Dienerin, Madame, brach die gekränkte Dame aus.

Und wollte ich Lignerac fortſchicken, ſo wäre es ungerecht gegen ihn, meinen treuen Diener, ſagte die Königin lachend. Alſo behalte ich euch Beide und höre auf Nichts, was der Eine vom Andern redet.

Aber er langweilt Euch! rief die Vertraute.

Wahr, erwiederte Margarethe ernſthaft. Aber ſeht Ihr, ſetzte ſie, noch troſtloſer als vorhin, gähnend hinzu, allein würde ich mich noch viel mehr langweilen.

Eine ſo geiſtreiche Prinzeſſin! meinte die Dame.

Glaubt Ihr denn, fragte die Königin ſpöttiſch, Ihr, die Ihr nicht geiſtreich ſeid — denn ich glaube, Ihr, meine Liebe, macht keinen Anſpruch darauf? unterbrach ſie ſich.

Mein Gott, nein, erwiederte Madame von Duras lachend; ich habe mich immer mit geſundem Menſchenverſtande begnügt.

Nun denn, glaubt Ihr, daß wir, die ſogenannten geiſtreichen Menſchen, vor der Langeweile geſichert ſind? fuhr die Königin fort. Keinesweges, ich verſichere Euch; wir ſind ihr weit mehr unterworfen als die Dummen.

Das begreife ich nicht.

Es iſt doch Nichts leichter. Was die Dum-

men unterhält, das erſcheint uns ſchal; was die Dummen befriedigt, das läßt uns kalt. Die Dummen müſſen, was wir mit einem Male auswendig wiſſen, zehn Mal wiederholen, um es nur zu begreifen — denkt, wie viele Zeit wird damit nicht ausgefüllt, die uns leer auf den Händen liegt. Die Dummen werden fortwährend überraſcht und in Erſtaunen geſetzt; wir nicht, denn uns iſt alt, was ihnen neu iſt. Endlich ſind die Dummen, wie Ihr ſelbſt ja bei dem guten Kameel bemerkt habt, immer äußerſt ſelbſtzufrieden —

Um Verzeihung, Madame; als die Königin-Mutter dem Kameel begreiflich machte, daß es von Meſſieurs von Guiſe zum Narren gehabt werde, da war es durchaus nicht zufrieden.

Ja, mit Meſſieurs von Guiſe, aber mit ſich ſelbſt?

Ich glaube auch nicht mit ſich ſelbſt, denn

ſo hart ſein Kopf auch war, begriff es doch, daß es ſich hatte an der Naſe herumführen laſſen.

Wohl, das iſt ein einzelner Fall, und einzelne Fälle ſind überall möglich. Die Regel aber iſt, daß dumme Menſchen immer äußerſt mit ſich ſelbſt zufrieden ſind, und ich weiß nicht, ob es Euch bekannt iſt, daß es keine angenehmere Beſchäftigung geben kann als Selbſtzufriedenheit.

Glaubt Ihr, Madame? fragte die gute Dame, die über dieſe pſychologiſche Erſcheinung noch nicht nachgedacht hatte.

Ganz gewiß, denn war ich mit mir ſelbſt zufrieden, ſo war ich es auch mit der ganzen Welt und fühlte mich vortrefflich unterhalten, und jetzt, wo ich misvergnügt über mich bin, langweile ich mich unendlich und das ganze Leben ſcheint mir nicht der geringſten Mühe werth; ich finde z. B. die, welche ich aus Ge-

wohnheit immer noch auf meinen Anzug verwende, ſobald dieſer fertig iſt, für ein ſo elendes Daſein, wie das meine, geradezu weggeworfen.

Aber ehe Ihr fertig geputzt ſeid, findet Ihr das nie?

Die Königin lächelte und ſagte: Meine Liebe, Ihr habt doch Geiſt, wenn Ihr Euch gleich dagegen verwahrt.

O dann iſt es ein einzelner Fall, wie beim Kameel, ſagte Madame von Duras humoriſtiſch. Die Regel iſt, daß ich keinen Geiſt beſitze. Aber, wenn Ihr mir zu fragen erlaubt, Madame, warum ſeid Ihr auf ein Mal ſo misvergnügt mit Euerm ſchönen Selbſt?

Weil ich dieſes ſchöne Selbſt habe Dummheiten machen laſſen.

Ihr meint, daß Ihr aus Nerac weggegangen ſeid?

Unternehmt Ihr es etwa, aus dieſem Schritte meine Klugheit zu beweiſen?

Aber, Madame —

Aber, meine Liebe, ich ſehe das doch ein, denn ich habe, Gott ſei Dank, noch Augen.

Hättet Ihr Euch denn in Nerac alle Ungezogenheiten von Madame der Prinzeſſin gefallen laſſen ſollen?

Ja, das hätte ich thun ſollen, erwiederte Margarethe verdrießlich. Dann ſäße ich jetzt nicht hier und langweilte mich, weil ich Geiſt genug habe, um mich ſelbſt zu beurtheilen.

Dergeſtalt, daß Ew. Majeſtät den guten Lignerac zur Vertreibung der Langeweile behält, die Euer Geiſt Euch verurſacht? fragte die Vertraute kichernd.

Margarethe bejahte durch eine ſatyriſche Kopfbewegung.

Wenn Ihr jedoch einen Beſſern fändet?

Ah, es könnte ſein, daß es mir einfiele, meinerſeits die Dankbarkeit zu ſpielen, meinte die Königin ſpottend.

Da entſtand plötzlich in der Entfernung ein dumpfes, mächtiges Geräuſch, wie das eines Ereigniſſes, eine Schallverwirrung, wie ſie den Schrecken des Schweigens ausdrückt, wenn es durch irgend etwas Unerwartetes unterbrochen wird.

Was iſt das? rief Madame von Duras zuſammenfahrend und ängſtlich hinhorchend.

Irgend ein neues Unheil, ſprach die Königin gehalten.

Aufruhr, ſo wahr ich lebe! Hört Ihr nicht: es lebe der König? Die Dame rang die Hände; ſie wußte, wie ſehr und mit welchem Rechte ſie ihrer gewiſſenloſen Erpreſſungen wegen von den Einwohnern von Agen gehaßt wurde.

Margarethe heftete einen durchdringenden Blick auf ihre Vertraute und ſagte: Ich ſehe es jetzt, daß Ihr meinen Namen gemisbraucht habt.

Es geſchah Alles zu Euerm Vortheile, Madame, jammerte Madame von Duras. Ich rufe Gott zum Zeugen an.

Ein Zeuge, der Euch bei den guten Leuten von Agen wenig nützen wird.

Aber Ihr werdet mich ſchützen, Madame? Sagt, werdet Ihr es nicht?

Wenn ich es kann. Doch vielleicht bin ich ſelbſt in Gefahr.

Dann ſei unſere Frau mir gnädig. Wo mich verbergen?

In Euerm Geldkaſten, ſagte Margarethe ironiſch.

Man kommt! ſchrie die Dame entſetzt.

Lignerac, was iſt? fragte die Königin, gefaßt dem hereinſtürzenden jungen Manne entgegentretend, dem der übrige Haushalt theilweis in der höchſten Angſt der Verwirrung folgte.

Matignon iſt in der Stadt, rief Lignerac athemlos vor Aufregung.

Ha, Verrath von den Bürgern!

Jeſus, mein Heiland! kreiſchte Madame von Duras.

Lignerac warf einen flammenden Blick auf ſie. Schreiet, Madame; Euer Werk iſt es. Königin, Ihr müßt zu Pferde!

Und mein Schmuck, mein Silber?

Der Marſchall wird hoffentlich nicht als Freibeuter kommen, rief der Leibarzt. Ich ſtehe für Euer Eigenthum. Aber mit Euch fort, Madame; denn Ihr ſeid der Raub, auf den es abgeſehen iſt.

Ja, fort, Madame! rief Lignerac. Mein Pferd ſteht unten; kommt, oder Matignon kommt.

Lieber ſterben, als in die Gewalt dieſes Normannen gerathen! rief Margarethe entſchloſſen. Fort, Lignerac; ins freie Feld, wenn es ſein muß.

Nein, antwortete er, nach Carlat zu meinem Schwager Marſe.

Sie waren an der Hausthür; die Pferde der Edelleute, die herbeieilten, ſtanden theils ſchon da, theils kamen ſie noch an. Lignerac ſchwang ſich auf und nahm Margarethe hinter ſich; Lodon that daſſelbe mit Madame von Duras, einige andere Edelleute erbarmten ſich der übrigen Hofdamen und in dieſem abenteuerlichen Fluchtzug verließ die Königin Agen durch das eine Thor, während der Marſchall, durch das andere eingelaſſen, bereits auf ihr Haus losrückte.

Vierzehntes Kapitel.

Monsieur von Marse, der Kastellan von Carlat, empfing die Königin von Navarra mit Ehrfurcht und versprach ihr, da Carlat für einen der festesten Plätze in Frankreich galt, mit Zuversicht, daß sie endlich sicher wohnen solle. Dann, nachdem er den hohen Gast seiner Frau übergeben hatte, eilte er nach Agen, um ihren Schmuck und ihr Silber zu retten, und die Ueberreste ihres Gefolges zu sammeln. Beides gelang ihm. Matignon hatte, um nicht etwa den König durch allzu ausgedehnte Befolgung seiner Befehle aufzubringen, wohlweislich

um Verhaltungsmaßregeln wegen der Koſtbarkeiten gebeten, welche die Königin zurückgelaſſen. Wegen ihrer einſtweiligen Bewachung verließ er ſich auf denjenigen ſeiner Offiziere, dem er den Befehl über Agen anvertraut hatte. Aber dieſer arme Offizier war minder ſchlau als ſein Befehlshaber, und ſo gelang es Marſe, die betreffenden Gegenſtände faſt eben in dem Augenblicke, wo von Paris aus die Verfügung über ihre Beſchlagnahme eintraf, für die bedürftige Königin zu retten.

Wohnte Margarethe nun auch ſicher, ſo fehlte doch ſehr viel, daß ſie auch angenehm wohnte. Carlat war durchaus nicht für eine Frau eingerichtet, die an den Luxus der Könige von Frankreich gewöhnt war. Madame von Marſe, einfach erzogen und gewöhnt, begriff durchaus nicht, daß Dinge, die ſie nie geſehen, von denen ſie kaum gehört, für die Königin unentbehrliche Bedürfniſſe ſein könnten. Ligne-

rac erſchöpfte bisweilen ſeine ganze Geduld, um ihr zu beweiſen, daß dieſer oder jener Gegenſtand angeſchafft, oder war er da, auf die und nicht auf jene Art angebracht werden müßte; denn auf die Ehrendamen, die, nach ihrem Ausdrucke, Mienen machten, als wären ſie wenigſtens Göttinnen, hörte die gute, aber ungebildete Dame durchaus nicht; ihr Bruder war der einzige, der ſie, wenn auch nicht überzeugen, doch dahin bringen konnte, daß ſie ohne Ueberzeugung nachgab.

Allmälig gewann demnach die Wohnung der Königin ein Anſehen, das ihrem Range angemeſſener war; aber jetzt trat ein anderer Uebelſtand ein, einer, der nach den Launen des Geſchicks lächerlich oder tragiſch ſein kann: es fehlte an Geld, und Margarethe mußte, da in Frankreich ein Abgeſandter von ihr überall zu fürchten hatte, daß man ihn allzudringend zum Bleiben einladen könnte, Monſieur von Duras

nach Spanien ſchicken, um dort mit möglichſter Geſchicklichkeit eine Anleihe zu verſuchen.

Inzwiſchen war die Königin noch immer krank; ſelbſt ihre mächtige Geſundheit hatte die Fluchtnacht nicht aushalten können, in der ſie, ohne ſelbſt ein Reitkiſſen zu haben, auf ſchlechten Wegen raſtlos vorwärts geritten war.

Lignerac bot Alles auf, um ſeine kranke Gebieterin zu zerſtreuen, und Madame von Marſe pflegte und tyranniſirte ihren hohen Gaſt mit ſolchem Eifer und ſolchem Erfolge, daß Margarethe nach einem Monate als geneſen betrachtet werden konnte.

Durſtig geworden nach freiem Feld und freier Luft nahm ſie gleich am erſten ſchönen Tage die Rechte der Geſunden in Anſpruch und erſuchte ihren Wirth um eines ſeiner Pferde, damit ſie ſpazierenreiten könnte.

Dieſes Mal zwar nicht auf einem Pferde mit Euch, Lignerac, ſetzte ſie, ſich mit huld-

vollem Lächeln an dieſen Edelmann wendend, anmuthig hinzu, wohl aber mit Euch als meinem Cavalier zur Seite. Ihr habt Euch genugſam das Recht erworben, es immer und ausſchließlich zu ſein.

Lignerac dankte ihr nur mit einem Blicke. Er war ſo glücklich, wie er nie geweſen. Die ſchöne Königin wußte zu belohnen.

Monſieur von Marſe hatte unterdeſſen den Befehl gegeben, daß ſeine Pferde der Königin vorgeführt werden ſollten, damit ſie das wählen könnte, welches ihr am beſten gefiele.

Ich will das wildeſte, antwortete ſie.

Dann, Aubiac, den Navarreſen, rief Marſe in den Hof hinunter.

Wer iſt dieſer Mann? fragte die Königin, die auch hinunterſah.

Mein Stallmeiſter, antwortete Marſe.

Gott, iſt er häßlich! ſagte ſie lachend. Ich dachte nicht, daß man ſo häßlich ſein könnte.

In der That, man konnte kaum häßlicher ſein als dieſer Aubiac. Klein, faſt unförmlich durch die Stärke ſeiner Muskeln, mit einem rieſigen, viereckigen Kopfe, rothem, ſtruppigem Haare, einer ganz fleckigen Haut, einer ſcharlachrothen, klumpigen Naſe, einem unmäßigen Munde und kleinen, fahlen, ſtechenden Augen konnte er für das Ideal des Widerlichen gelten.

Marſe betrachtete ſeinen Stallmeiſter, dann die Königin und brach endlich, trotz aller Mühe, die er anwandte, um ſich ernſthaft zu erhalten, in ein herzliches, ſoldatiſches Lachen aus.

Was lacht Ihr? fragte Margarethe verwundert. Findet Ihr ihn etwa ſchön?

O, auf meine Seele, nein, Madame. Der arme Aubiac iſt ein wahrer Kinderſchrecken. Aber es iſt nur ſo drollig.

Was denn?

Nein, nein, Madame; das kann ich Euch nicht ſagen.

Warum nicht, wenn es etwas Drolliges iſt?

Ja, höchſt drollig, erwiederte er und fing ſein Lachen von Neuem an.

O bitte, Monſieur von Marſe, dann ſagt es mir. Zu lachen wird mir gut thun.

Werdet Ihr nicht böſe werden, Madame?

Nein, gewiß nicht.

Gebt Ihr mir Euer Wort darauf?

Ihr habt es; aber jetzt ſprecht.

Nun wol, der Aubiac iſt in Euch verliebt.

Die Königin blickte ihren Wirth erſt mit dem äußerſten Erſtaunen an; dann brach auch ſie in ein luſtiges Gelächter aus. Die Damen und Herren folgten ihrem Beiſpiele, und noch nie hatte es zu Carlat eine gute Geſellſchaft gegeben, die luſtiger geweſen wäre.

Als Margarethe ſich etwas von dieſer erſchöpfenden Heiterkeit erholt hatte, fragte ſie,

wie Marſe denn zu dieſem Geheimniſſe gekommen ſei.

Ei, meiner Treu, das war nicht ſchwer, antwortete Marſe. Das ganze Haus weiß es. Der Burſche ſagt es Jedem, der es hören will.

Aber wo hat er mich denn geſehen? Als ich hier ankam, war es Nacht, und ſeit ich hier bin, habe ich das Zimmer noch nicht verlaſſen.

O, er hat Euch zu Paris geſehen, als er bei Monſieur von Saint-Luc diente, und er verſichert, bei dem erſten Blicke auf Euch habe er hingeriſſen ausgerufen: Welch ein liebenswürdiges Weſen! Wenn ich glücklich genug wäre, ihr zu gefallen, wollte ich mein Leben nicht bedauern, und ſollte ich eine Stunde darauf gehangen werden.

Ich fürchte, er wird ohne Bedingung gehangen werden, meinte Lignerac, unmuthig über die Ungeſchicklichkeit ſeines Schwagers, der es

wagte, die Königin von ſolchen Anbetern zu unterhalten.

Eine große Liebe, in der That, äußerte Margarethe ſpöttiſch. Ob das gute Ungeheuer noch immer ſo denkt?

Ich will dafür ſtehen, erwiederte Marſe.

Ich bin nicht mehr ſo ſchön, wie ich war, dachte die Königin.

Sie entließ die Herren, um ſich zum Ritte anzukleiden. Lignerac ſagte, ſobald ſie draußen waren, zu ſeinem Schwager: Mein Bruder, wie konntet Ihr ſo wenig Feinheit haben?

Was meint Ihr? Wegen Aubiac? fragte Marſe.

Allerdings. Der Königin ſagen, daß ein ſolcher Burſche ſie zu lieben wagt, heißt ja alle Ehrfurcht gegen ſie geringachten.

Sie wollte es aber doch.

Es gibt Gelegenheiten, wo es beſſer iſt, den Großen nicht zu gehorchen.

Das ſind Eure Hofregeln, die ich nicht kenne. Indeſſen mache ich mir auch den Henker was daraus. Ich bin ein Soldat und kein Hofmann.

Dennoch —

Ei, laßt mich in Ruhe. Die Königin hat gelacht, folglich kann ſie nicht böſe geweſen ſein.

Sie hat heute gelacht, und morgen kann ſie bei genauerem Nachdenken finden, daß Ihr wider die ihr ſchuldige Ehrerbietung gefehlt habt, und — es iſt nicht gut, eine Große zur Feindin haben.

Das ſagt Ihr, der immer ihre Güte rühmt?

Gewiß iſt ſie gut, aber ſie iſt auch ſtolz.

So laſſe ſie ſtolz ſein und nachträglich böſe werden. Bin ich ihr Diener? Mir dünkt, ſie ſei mehr in meiner Gewalt als ich in der ihrigen.

Ihr wollt ihre Lage hoffentlich nicht misbrauchen, ſprach Lignerac nachdrücklich.

Marſe lachte gutmüthig. Man merkt, daß es dir nicht beſſer geht als dem Rothkopf, dem Aubiac: du ſiehſt und verſtehſt Alles der Quer. Wie kann es dir nur einfallen, daß ich die Lage dieſer armen Prinzeſſin ſollte misbrauchen wollen? Das hieße doch mit andern Worten, ſie entweder dem Könige von Frankreich, oder dem Könige von Navarra ausliefern, und glaubſt du, daß ich, obgleich der treue Unterthan Beider, ſo etwas thun werde?

Lignerac drückte ſeinem Schwager die Hand. Vergebt mir; die Sorge für die Sicherheit der Königin macht mich mistrauiſch wie einen Kundſchafter. Euch aber würde ich jedenfalls rathen, dieſen Burſchen zu entlaſſen.

Ihr ſeid nicht klug. Es gibt keinen beſſern Stallmeiſter. Und glaubt Ihr wirklich, daß eine Frau je durch eine ſolche Liebe beleidigt werden kann, ſelbſt wenn ſie eine Königin und er ein Stallmeiſter,

und ſie die größte Schönheit und er ein Ungeheuer iſt?

Marſe hatte Recht. Die Königin war keineswegs erzürnt, ſondern im Gegentheile neugierig, ihren ungeſchlachten Anbeter näher zu ſehen.

Als ſie in den Hof hinabkam, um zu Pferde zu ſteigen, fand ſie Gelegenheit, unbemerkt von Lignerac ihrer Neugier zu genügen, und, ſeltſam genug, dem raſchen Blicke folgte der Wunſch, den häßlichen Aubiac wieder anſehen zu können. Es iſt wahr, daß er in der Nähe, wo man ſeine Züge einzeln unterſcheiden konnte, noch abſchreckender war, aber dafür flammte ihr eine ſolche Leidenſchaftswuth aus ſeinen kleinen, aber brennenden Augen entgegen, daß es ihr war, als fühlte ſie den glühenden Luftſtrom einer Feuersbrunſt.

Ja, dieſer Menſch liebt mich, dachte ſie.

Lignerac begleitete ſie ihrer Erlaubniß ge-

mäß als ihr Cavalier; aber nie war er ihr ſo langweilig erſchienen.

Er verſteht ſo wenig von der Liebe wie ein Knabe, dachte ſie ungeduldig.

Als ſie nach der Rückkehr abſtiegen, ſah ſie Aubiac abermals an.

Er iſt häßlich, aber nicht widerlich, wie ich glaubte. Im Gegentheil, eine ſolche Häßlichkeit gibt einem Geſicht Charakter. Wenigſtens iſt es noch immer beſſer, ſo außerordentlich häßlich zu ſein, als ſo alltäglich hübſch wie der gute Lignerac.

Acht Tage lang wechſelte die Königin mit dem Stallmeiſter ſolche Blicke voll unbeſtimmter und unausſprechlicher Empfindungen. Am neunten Abend befahl ſie Madame von Duras, Aubiac heimlich auf ihr Zimmer zu bringen.

Madame von Duras lächelte. Ihr war es äußerſt angenehm, wenn die Aufführung ihrer

Gebieterin immer regelloſer ward. Sie konnte dann mehr Gewalt über ſie ausüben.

Aubiac hatte durch ſein ungeheures Glück eine ſolche Kraft empfangen, daß er im Stande war, es ſchweigend zu ertragen. Niemand im Schloſſe ahnte etwas von dieſem Verhältniß; Lignerac diente den beiden Liebenden — ich weiß nicht, wie ich ſie anders nennen ſoll — ahnungslos als Schirm.

Wer weiß, wie lange in einem Schloſſe, das voll von Menſchen und ſehr leer an Neuigkeiten war, dieſes Geheimniß, auch wenn ein unglücklicher Zufall ihm nicht ein Ende gemacht, ſich hätte erhalten können. Gewiß aber iſt es, daß der unglückliche Zufall eintrat, und daß Madame von Marſe ſeine beklagenswerthe Urheberin war.

Die gute Dame nämlich hatte noch von der Krankheit der Königin her die Angewohnheit beibehalten, ihre angenehme Gegenwart,

ſo oft es ihr einfiel, ohne weitere Bedenklichkeit in die Gemächer Margarethens zu bringen. Mehr als ein Mal hatte Lignerac verſucht, dieſer Unſchuld von einigen dreißig Jahren bemerklich zu machen, daß ſie die Königin doch in irgend etwas ſtören könne; aber ſie hatte ihn immer ganz einfältig angeſehen und erwiedert: J, zwiſchen Frauen — wie kann man ſich denn da ſtören? Und da Lignerac ihr nicht anvertrauen mochte, daß er der Geliebte Margarethens ſei, und auch der Haushalt der Königin ſich die Luſt machte, die gute Dame des Schloſſes mit den fabelhafteſten Geſchichten von der übermenſchlichen Tugend ihrer Gebieterin zum Beſten zu haben, ſo war es natürlich, daß Lignerac's Warnungen unbegriffen blieben, und daß Madame von Marſe eines Morgens in aller Frühe in der Abſicht, eine Neuigkeit mitzutheilen, ſo unbefangen in das Schlafgemach der Königin eintrat, als wäre

ein ſo gänzlich überraſchender Beſuch die einfachſte Sache von der Welt.

Dieſes Mal jedoch mußte ſie mit eigenen Augen ihren Irrthum eingeſehen haben; denn ſie kam nach wenigen Augenblicken ſo todtenbleich und betäubt in das Zimmer, wo ihr Mann mit Lignerac ſaß, daß beide Edelleute aufſprangen und ſie mit den ängſtlichſten Fragen beſtürmten.

Iſt der Königin etwas? rief Lignerac.

Kommt Matignon, uns zu belagern? fragte Marſe.

Ich kann nicht ſprechen, ſtammelte Madame von Marſe, an allen Gliedern zitternd.

Ei, wenn Ihr ſagen könnt, Ihr könnt nicht ſprechen, ſo könnt Ihr auch mehr ſagen! rief der Mann ungeduldig.

Meine Schweſter, iſt der Königin etwas? wiederholte Lignerac dringender.

Der Zorn gab jetzt der erſchrockenen Frau

Kraft. Ob Eurer Königin etwas iſt? ſchrie ſie. Ja, es iſt ihr etwas — ſie hat ihre Ehre in den Koth geworfen — ſie — o Eure Königin — Eure Königin — eine ſchöne Königin, eine ehrenwerthe Prinzeſſin — es iſt eine Schande! —

Aber zum Teufel, was iſt denn? donnerte der Kaſtellan.

Aubiac iſt bei ihr! kreiſchte die tugendhafte und erbitterte Dame.

Was? Marſe gaffte ſeine Frau ganz dumm an.

Lignerac rief zornig: Meine Schweſter!

Macht Euch nur nicht wichtig, erwiederte die Dame verächtlich und heftig. Eure Königin iſt ärger als ein öffentliches Mädchen, denn die kommt wenigſtens nicht in anſtändige Häuſer, um ſolche Dinge zu treiben.

Aber es iſt nicht wahr!

Was? Nicht wahr? Und ich hab' es mit eigenen Augen geſehen?

Wo denn? fragten beide Männer, Lignerac wüthend, Marſe halb lachend.

Wo? In dem Schlafgemache Eurer Königin, aus dem ich eben komme.

Und da habt Ihr geſehen —

Daß ein Mann drinnen war, und daß dieſer Mann Aubiac war.

O mein Gott! ſtöhnte Lignerac und verbarg ſein Geſicht.

Es iſt gar zu toll! rief nach einem Augenblick Marſe, in ein tolles Gelächter ausbrechend.

Ihr lacht, Monſieur? fragte ſeine Frau entſetzt.

Soll ich weinen? Ich bin, Gott ſei Dank, nicht ihr Liebhaber, und es iſt die beſte Geſchichte von der Welt.

Was muß ich hören, Monſieur von Marſe? jammerte die Dame. Solche Geſinnungen habt Ihr? Was mich zu Stein werden läßt, das nennt Ihr eine gute Geſchichte? O gewiſſen-

loſer Mann! O ich unglückliche Frau! Was für einen Mann habe ich! Was ſoll aus mir werden?

Aber ſo ſagt mir doch nur, mein Schatz, ob Ihr toll ſeid? fragte er. Was zum Henker geht Euch denn die Tugend von Madame der Königin von Navarra an?

Es geht mich wohl was an, ob mein Haus beſchmutzt werde, oder nicht, entgegnete ſie ſchluchzend. Ich will nicht, daß mein Haus befleckt werde. Ich will nicht mit einer ſolchen Frau in einem Hauſe wohnen. Ich will nicht, daß Eure Königin noch eine Stunde hierbleibe. Sie kann auf dem Felde umkommen — es iſt mir ganz gleich. Ich will nicht —

Ich will nicht — ich will nicht, unterbrach Marſe ſie jetzt etwas ungeduldig. Fragt Ihr denn gar nicht, was ich will?

Könnt Ihr etwas Anderes wollen? fragte ſie vorwurfsvoll.

Ich will etwas Anderes, und Ihr werdet es mit mir wollen, mein Schatz, darum erſuche ich Euch höflichſt. Die Königin bleibt hier, wird nach wie vor mit der Ehrfurcht behandelt, die ihr gebührt —

Die ihr gebührt?

Die ihr gebührt, ſage ich, und —

Und ich ſage Euch, das kann ich nicht und will es nicht.

Und ich wiederhole Euch: Ihr werdet es wollen, und was noch mehr iſt, Ihr werdet Alles, was Ihr geſehen, da Ihr zur ganz unſchicklichen Stunde Euch in die Gemächer der Königin eindrängtet, ganz und gar vergeſſen; verſteht Ihr mich?

Das heißt, ich höre Euch. Verſtehen kann ich Euch nicht. Wie kann ich verſtehen, daß ein Mann ſeine eigene Frau entehren will?

Mein Schatz, ich wüßte wirklich nicht, wie ich das machen ſollte?

Scherzt nicht, Monſieur von Marſe, ſprach die Dame würdevoll, was ihr ſehr komiſch ſtand. Ihr verſteht recht gut, wie ich das meine. Iſt es nicht Entehrung für eine anſtändige Frau, wenn ſie mit einer ſolchen ehrloſen unter einem Dache wohnt?

Habt Ihr bemerkt, daß es Euch ſchon etwas geſchadet hat? Als die Königin hier ankam, wurde da die Luft ſchlecht?

Da hatte ſie ja der Satan noch nicht verblendet.

Ihr habt Recht, ſie hatte ſich noch nicht in das Meerthier, den Aubiac, vergafft, aber ſonſt —

Was wollt Ihr ſagen?

Mein Schatz, man muß ſo einfältig ſein wie Ihr, um nicht zu wiſſen, daß die Königin eine der luſtigſten Damen in ganz Frankreich iſt.

Madame von Marſe ſchlug die Hände zu-

ſammen, wollte von ſolchen Abſcheulichkeiten Nichts mehr hören und fragte in demſelben Athem ihren Mann auf das Eifrigſte aus.

Dieſer erzählte ihr mit Genuß und ergötzte ſich nicht wenig an ihrem Entſetzen, das ſich in Ausrufungen äußerte, und an ihrer Begierde, die ſie durch immer neue Fragen verrieth. Plötzlich jedoch unterbrach er ſich und fragte raſch: Aber wo iſt Euer Bruder?

Ich weiß es nicht, antwortete die auf Skandal verſeſſene Dame. Sagt mir —

Er wird doch nicht — unterbrach Marſe ſeine Frau, um dann ſich ſelbſt zu unterbrechen.

Was denn?

Nein, nein, das wäre zu toll!

So ſprecht doch!

Zur Königin gehen und ihr ſagen — oder hat die Königin ſelbſt Euch geſehen? Dummkopf, der ich bin — das nicht gleich zu fragen. Hat die Königin Euch geſehen?

Nein, ſie ſchlief und der rothköpfige Hund auch.

Nun dann — rief Marſe und ſprang auf.

Wohin lauft Ihr denn? rief die Dame hinter ihrem Manne her; aber er hörte nicht auf ſie; er ſtürzte nach dem Zimmer ſeines Schwagers.

Es war zu ſpät. Lignerac war bereits bei Margarethen.

Glühend von Verachtung und Verzweiflung ſtand er vor ihr; glühend vor Zorn ſtützte Margarethe, die jetzt allein war, ſich im Bette auf ihren Arm, und Schlag auf Schlag wechſelten Beide die heftigſten Worte.

Könnt Ihr mir noch ins Auge ſehen, Madame?

Seid Ihr mein Richter, anmaßender Mann?

Ihr habt mir Rechte auf Euch gegeben.

Die ich zurücknehme.

Die ich Euch zurückgebe. Oder glaubt Ihr, ich möchte Euch noch?

Es iſt leicht, aufgeben, was man nicht mehr hat.

Es iſt ehrenvoll, nicht mehr zu haben, was nicht länger des Beſitzes werth iſt.

Vergeßt nicht, mit wem Ihr ſprecht.

Mit der Geliebten eines Aubiac.

Mit der Schweſter Eures Königs.

Wir wollen ſehen, ob der König Euch noch länger anerkennen wird.

So endete das letzte Geſpräch Beider, und Marſe kam nur noch zurecht, um Lignerac's Raſereien über dieſe Treuloſigkeit zu hören, und ihm mit mehr Aufrichtigkeit als Höflichkeit zu ſagen: Du biſt ebenſo dumm wie deine Schweſter.

Ich hätte doch nicht etwa ſchweigen ſollen? fuhr Lignerac auf.

Ja, das hätteſt du thun ſollen, und du

hätteſt ſehr weiſe daran gethan. Ueberdies, was raſeſt du denn? Was ſchreiſt und tobſt du? Du haſt doch unmöglich glauben können, daß Madame die Königin von Navarra dir treu bleiben würde?

Lignerac antwortete nur durch verzweifelnde Geberden.

Er hat es ſich wahrhaftig eingebildet, ſagte Marſe; das überſteigt allen Glauben. Nimm es mir nicht übel, Lignerac, aber du biſt noch dümmer als deine Schweſter.

O, wäre ſie mir nur wenigſtens nicht mit ſolchem Elenden untreu geworden! ſtöhnte Lignerac.

Ei, das iſt ihre Sache, nicht die Eure, rief Marſe. Und wenn ſie ſich ſtatt in einen Stallmeiſter ſogar in ein Pferd verliebt hätte, was ginge Euch das an? Hat ſie ſelbſt uns doch neulich von der griechiſchen Prinzeſſin erzählt, die einen Stier liebte. Warum —

Ich verlaſſe Euch noch in dieſer Stunde, unterbrach Lignerac die klaſſiſchen Anführungen ſeines Schwagers.

Mir recht lieb, meinte dieſer. Ich wüßte wahrlich nicht, was ich mit Euch hier weiter anfangen ſollte.

Und ich werde mich rächen!

So? Auf welche Art, wenn man fragen darf?

Ja, ich werde mich rächen, bekräftigte Lignerac, durchaus nicht auf die Antworten ſeines Schwagers hörend. Ganz Frankreich ſoll ihre Schande wiſſen.

Recht ſo, ſeid der Hahn, der kräht, wie Eure Schweſter die Gans iſt, die ſchnattert, ſagte Marſe verdrießlich. Hol' Euch der Teufel alle Beide.

Rache iſt das Glück der Hölle, monologiſirte Lignerac.

Und Verliebte ſind ärger als Beſeſſene, ſprach Marſe auch für ſich. Daß dich — was

muß nur an einer Königin ſo Beſonderes ſein, daß die jungen Herren ſo raſend hinterdrein ſind? Da iſt die Königin Maria von Schottland, für die legt auch ein braver Edelmann nach dem andern ſein Haupt auf den Block, nun, und unſere Königin —

Er vollendete nicht, ſchüttelte den Kopf und ſuchte ſeine Frau auf, um wenigſtens ihr noch ein Mal Schweigen und Unbefangenheit einzuſchärfen. Aber wirklich hätte man eher einer Gans das Schnattern verbieten können. Ehe der Tag halb vergangen war, wußte das ganze Schloß, was Madame von Marſe im Schlafgemache der Königin geſehen hatte.

Margarethe hörte das bald genug, und ſchnell entſchloſſen machte ſie ſelbſt mit königlichem Uebermuthe ihre Wahl offenbar, erſuchte Monſieur von Marſe, ihr Aubiac zu überlaſſen, und erhob dieſen in den Adelſtand.

Funfzehntes Kapitel.

Obgleich nun durch diesen Entschluß dieses Verhältniß sicher und bequem gemacht wurde, und obgleich es der Königin Alles gewährte, was sie jetzt zu genießen noch fähig war: Aufregung und Betäubung, so war doch ihre Lage durch die unvermuthete Offenbarung wieder um Vieles bedenklicher geworden.

Erstens war es dem philosophischen Marse gänzlich unmöglich, seine Frau zur Verstellung zu überreden. Sie fuhr fort, für den Haushalt der Königin zu sorgen — denn, sagte sie, kein Verbrechen unseres Nebenmenschen kann

uns dazu berechtigen, ihn verhungern zu laſſen, aber Margarethen mit Ehrfurcht, oder gar nur mit gewöhnlicher Höflichkeit zu begegnen, dazu brachte ihr Mann ſie nicht. Ganz im Geiſte Katharinens von Navarra antwortete ſie auf alle ſeine Vorſtellungen kurz und gut: Ich habe ihr Ehre erwieſen, als ich ſie für ehrenwerth hielt; jetzt, da ich weiß, daß ſie es nicht iſt, erweiſe ich ihr keine. Das wäre ſchön, wenn die galanten Frauen ebenſo geehrt werden ſollten wie die tugendhaften Frauen. Dann hülfe es einem gar Nichts, eine tugendhafte Frau zu ſein.

Aber eine Königin, mein Schatz, meinte Marſe, durch dieſe weibliche Logik etwas in Verlegenheit geſetzt.

Ei was, eine Königin iſt nicht mehr als jede andere Frau, im Gegentheile, die Frau eines ganz kleinen Edelmannes iſt, wenn ſie ſich anſtändig beträgt, weit mehr als die größte

Königin, die es nicht thut. Ich ſchätze mich weit höher als Eure Königin von Navarra, und erkenntet Ihr nur irgendwie das Glück an, eine tugendhafte Frau zu haben —

Ich erkenn' es ja an; ſo ſei doch nur ruhig.

Nein, Ihr erkennt es gar nicht an, und Ihr verdientet, daß ich Euch das Gegentheil kennen lehrte.

Bei allen Teufeln, ſchrie der bedrohte Ehemann ſehr ernſtlich, das will ich mir doch dringend verbeten haben.

Seht Ihr wol, ſagte die Dame triumphirend.

Aber biſt du denn taub? eiferte er. Biſt du taub, blind, dumm, oder biſt du nur verſtockt? Donnerwetter, wann habe ich dir je geſagt, du ſollteſt — in Wahrheit, Madame, Ihr könnt einen aus der Haut fahren machen.

Nun, bemerkte ſie mit gekniffenem Munde, Ihr müßt doch wenig Werth auf weibliche

Tugend legen, da Ihr eine Frau, wie dieſe Königin, ſo achtungsvoll behandeln könnt.

Und was ſoll mich denn die weibliche Tugend im Allgemeinen angehen? fragte Marſe. Keinen Deut ſcher' ich mich darum. Aber die Tugend meiner Frau — das iſt eine ganz andere Sache.

Nach einigen weitern Auseinanderſetzungen dieſer Art begriff Madame von Marſe endlich, daß auch in dieſer Beziehung, wie in jeder andern, ein Mann das Unglück Anderer mit dem größten Gleichmuthe, ja ſogar mit Gleichgültigkeit ertragen könne, daß aber die Gefühle ſich augenblicklich verwandeln würden, ſobald die Unannehmlichkeit ihn ſelbſt beträfe. Die Ueberzeugung, daß ihr Mann ihre Tugend gehörig zu ſchätzen wiſſe, brachte die gute Dame von allen Gedanken ab, die ihrer Tugend und ihrem Manne hätten Gefahr drohen können, aber in Betreff ihres Betragens gegen die

Königin blieb ſie bei ihren ausgeſprochenen Grundſätzen.

Konnte es anders kommen, als daß der Stolz der heftigen Königin ſich gegen dieſe Beurtheilung ihrer Aufführung empörte? Seht Ihr dieſe Gans? fragte ſie Madame von Duras bisweilen. Ich glaube, Gott verzeihe mir, daß ſie ſich einbildet, ſie könne mich verachten.

Das thut ſie allerdings, Madame, erwiederte die Hofdame und ſetzte dann hinzu: Meiner Treu, da war es immer noch beſſer, ſich in Nerac geringſchätzig behandeln zu laſſen. Wenigſtens geſchah es da von einer Prinzeſſin.

O Gott, wie bin ich geſunken! rief die Königin auf eine ſolche Beſtätigung immer, und Aubiac fand ſie oft in bittern Thränen.

Dann bot er ihr an, ſie zu rächen.

Pfui, ſagte ſie, an einer Frau! Beleidigte ein Mann mich, da wäre es etwas Anderes; aber an Monſieur von Marſe kannſt du mich

nicht rächen; denn er erweiſt mir Nichts als Ehre.

Aber wenn ich Euch zur Herrin dieſes Platzes machte?

Ich will es nicht. Ich bin Marſe mehr Dankbarkeit ſchuldig als irgend einem andern Menſchen.

Ihm brauchte ja Nichts zu geſchehen.

Nennſt du das Nichts, wenn er ſeinen Platz verliert? Weißt du nicht, wie ſchmerzlich der brave d'Inchy es empfunden, als mein Bruder d'Anjou ſich der Citadelle von Cambrai, in welcher d'Inchy befehligte, durch einen verrätheriſchen Streich bemächtigte? D'Inchy hat den Tod geſucht, weil er ſich nicht zufrieden geben konnte, und mein Bruder — ich will nicht unterſuchen, wie ſchwer bei ſeinem Tode dieſe That auf ſeinem Gewiſſen gelegen hat. Nein, ich will das meine nicht ſo belaſten.

Dieſes innere verſchobene Verhältniß war

also die erste Ursache, aus der neues Unbehagen für die Königin entstand. Die zweite war die Nachricht, daß der Hof von der Aufführung Margarethens vollständig unterrichtet, und der König so über alle Maßen entrüstet auf sie sei, daß er ihren Namen nie ausspreche, ohne ihn mit den schimpflichsten Beinamen zu verbinden.

Ich bitte Ew. Majestät inständigst, diesen Aubiac zu entlassen, so schloß die Herzogin von Montpensier, denn sie war es abermals, die da schrieb, ihren Bericht. Man sagt sogar, Ihr hättet ein Kind von ihm, gerade wie von Monsieur von Chanvalon. Nur dem Kriegszustande, der jetzt die Gedanken des Königs in Anspruch nimmt, ist es zu verdanken, daß Ihr, Madame, noch nicht in Carlat belagert werdet, indessen dürfte es doch weiser sein, sich nicht allzu sehr auf diese günstigen Umstände zu verlassen.

Lignerac hat Wort gehalten, sagte die Kö-

nigin, als ſie dieſen Brief geleſen. Ich hätte es nicht von ihm geglaubt, ſetzte ſie hinzu.

Nicht? Das muß ich ſagen, bemerkte Madame von Duras lachend.

Nein, ich hatte eine beſſere Meinung von ihm, meinte Margarethe. Ich glaubte, er liebte mich zu ſehr, um mir ſchaden zu wollen.

Vergeßt Ihr denn, wie ſehr er gereizt war, Madame? Meiner Meinung nach hätte es weit weniger Liebe gezeigt, wenn er Euch in den Armen eines Andern gelaſſen hätte, ohne Rache zu ſuchen. Doch davon handelt es ſich jetzt nicht, ſondern nur davon, was wir machen, wenn wir in Carlat belagert werden.

Marſe verräth uns nicht, ſprach Margarethe mit edler Ueberzeugung.

Aber die Burg kann fallen.

Dann können wir ſterben.

Dazu habe ich durchaus keine Luſt, dachte Madame von Duras, und ſie nahm die

erſte Gelegenheit wahr, um mit Aubiac zu berathen.

Aubiac liebte die Königin von Navarra etwa wie ein wildes Thier ſeinen Raub. Der Gedanke, man könnte ſie ihm entreißen wollen, hätte ihn zum Brüllen bringen können. Aber er bezwang ſich und erſchien mit leidlicher Faſſung bei der Königin.

Dennoch ſah dieſe gleich die Veränderung in ſeinem Geſichte. Aubiac's Leidenſchaften waren zu wild, als daß er ſie hätte ganz verbergen können, und Margarethe fragte ihn, was ihm ſei.

Er geſtand, daß er ſchon bei der bloßen Betrachtung einer Möglichkeit, er könne ſeine Königin verlieren, in Verzweiflung ſei.

Aber wer ſagt dir, daß du mich verlieren wirſt? fragte Margarethe.

Madame von Duras ſagt, der König könnte Euch hier belagern laſſen.

Nun, und dann?

Kann ich dann über das Schickſal, das mich erwartet, noch zweifelhaft ſein?

Die Burg müßte doch erſt übergeben werden?

Das wird ſie, erwiederte Aubiac heftig. Ihr traut Marſe — thut es nicht, meine Königin; macht Euch zur Herrin der Burg.

Margarethe wollte ihre abweiſende Erklärung wiederholen, da ſtürzte Aubiac ſich vor ihr auf den Boden und beſtürmte ſie mit ſolchem Wahnſinn des Flehens, daß ſie, unfähig, einer ſo raſenden Leidenſchaft zu widerſtehen, wider ihr Gewiſſen nachgab.

Thu', was du willſt, Aubiac; aber du wirſt ſehen, es kommt kein Glück dabei heraus. Mit dieſer Vollmacht ſeiner Gebieterin eilte, die zugefügte Warnung überhörend, Aubiac zu ſeiner Verbündeten, und bald war Beider Plan gemacht. Aubiac wollte ſeinem Vetter, Romes,

einem gewandten und kecken Gascogner, den Auftrag geben, eine hinreichende Anzahl Soldaten anzuwerben — Madame von Duras sollte versuchen, einige der Offiziere von Marse zu gewinnen. Diese Bestechung konnte durch Mittel geschehen, die jede Frau in ihrer Gewalt hat, sobald sie sich nur überwinden kann, sie anzuwenden; die Anwerbung jedoch bedurfte, um zu gelingen, der mehr in die Augen fallenden Gewalt des Goldes. Um das anschaffen zu können, mußte man von der Königin einen Schmuck begehren. Sie gab bitterlächelnd eine Schnur der schönsten Perlen hin und sagte: Da, erkauft mir neues Unglück.

Nicht das, sondern Herrschaft, erwiederte Aubiac; aber Margarethe theilte seine Hoffnung nicht. Sie blieb düster, selbst im Genuß. Drang Aubiac in sie, ihm die Ursache ihrer Stimmung zu sagen, so antwortete sie: Ich sehe das Schwert am Haare.

Nach einigen Wochen brachte er ihr die Nachricht, daß Romes bereits anrücke. Gut, ſagte ſie mit einem eigenen Tone, ſo iſt die Entſcheidung ja nahe.

Fürchtet meine Königin ſich? fragte Aubiac.

Ich fürchte Nichts, aber du — wirſt du Muth haben?

Zu Allem, nur nicht dazu, Euch zu verlieren.

Das ſollſt du nicht, ſagte ſie beziehungsſchwer. Doch ſage mir, wie gedenkſt du mit Monſieur von Marſe zu verfahren? Wie iſt überhaupt dein Plan?

Fragt mich nicht danach — wollt Ihr das, meine Königin?

Ich wiederhole es dir, Aubiac, daß Monſieur von Marſe unverletzt bleiben ſoll, ſprach Margarethe ſehr nachdrücklich.

Aubiac wurde durch dieſen beſtimmten Befehl in die äußerſte Verlegenheit geſetzt. Seine Abſicht war geweſen, bei dem Ueberfall den

Kaſtellan durch ein Misverſtändniß erſchlagen zu laſſen, vielleicht auch ſelbſt zu erſchlagen. Aber jetzt, wo die Königin ſo deutlich ihren Willen ausgedrückt hatte, war das nicht gut thunlich, und Aubiac wußte ſich keinen andern Rath als, wie immer, zu Madame von Duras zu eilen.

Hm, die Königin iſt alſo entſchieden dankbar? bemerkte dieſe Dame. Gut — gut.

Was machen wir? wiederholte Aubiac.

Wir? Nichts, das verſteht ſich von ſelbſt. Die Stumpfnaſe muß uns zu Hülfe kommen.

Wird ſie kommen? fragte Aubiac, bewegter als die Sprecherin. Die Wahrheit zu geſtehen, war dieſe es gar nicht, ſondern zeigte mit lächelnder Miene ihrem Bundesgenoſſen ein kleines zuſammengefaltetes Papier und ſagte: Ich habe hier ein kleines Beſchwörungsmittel.

Sicher? fragte Aubiac, ſchon wieder kaltblütig.

Ihr werdet ſehen, gab ſie zuverſichtlich zur Antwort.

Er ſah es in der That. Am andern Morgen war Monſieur von Marſe todt; er hatte den Abend vorher, wie gewöhnlich, bei der Königin geſpeiſt; ſein Tod hatte ganz den Anſchein, als wäre er durch einen Schlagfluß veranlaßt worden.

Margarethe kannte dieſe Todesart aus Erzählungen von den italieniſchen Höfen zu genau, und las auch zu viel heimlichen Triumph im Auge ihrer Vertrauten, um nicht die Wahrheit zu ahnen. Was habt Ihr gethan? fragte ſie heftig.

Ich? Nichts, Madame, antwortete Madame von Duras unſchuldig. Sie kannte ihre Gebieterin zu gut, um ſich gegen ſie zu verrathen.

Aubiac, ſprach Margarethe, wußteſt du denn — doch nein, von dir glaube ich es nicht!

Aber Ihr, wandte ſie ſich an die Hofdame, Ihr ſeid bei dieſem Tode betheiligt.

Das bin ich allerdings, erwiederte Madame von Duras. Mir dünkt, wir ſind ſämmtlich der Stumpfnaſe großen Dank ſchuldig. Geſteht, Madame, wir wußten Alle nicht recht, was wir mit dem guten Monſieur von Marſe anfangen ſollten. Ihr wolltet ihm ſeine Burg nehmen laſſen —

Ich? fragte Margarethe mit flammenden Wangen.

Nun, wenn Ihr es lieber wollt, wir wollten ihm ſeine Burg nehmen, und Ihr, unſere Gebieterin, wolltet die Dankbarkeit gegen ihn nicht verletzen — ich weiß nicht, wie dieſe beiden Abſichten ſich hätten in Uebereinſtimmung bringen laſſen, hätte nicht die gute Stumpfnaſe uns den Gefallen gethan, zu erſcheinen.

Uns den Gefallen gethan, wiederholte murmelnd die Königin.

Warum es denn nicht ehrlich ſagen? fragte die Hofdame. Iſt denn auch dieſer Tod in irgend einer Art ein Unglück? Der gute Mann befindet ſich zur Zeit ſchon im Paradieſe, wo es, den ſalbungsreichen Predigten der heiligen Kardinäle und Prälaten nach, viel beſſer iſt als hier auf Erden, und wir ſind Herren in der Burg von Carlat.

Noch nicht, ſagte die Königin. Doch gehet, und laſſet bei Madame von Marſe anfragen, ob ich ſie beſuchen dürfe.

Als Madame von Duras das Zimmer verlaſſen hatte, wandte Margarethe ſich an Aubiac und fragte düſter: Kannſt du mir ins Auge ſehen und mir ſagen: du ſeieſt unſchuldig an dieſem Tode?

Statt der Antwort kniete Aubiac nieder und beugte das Haupt.

O, ich wußte es! ſagte ſie melancholiſch. Mein Gott, warum mir auch dieſe Prüfung?

Der Name der Königin Margarethe von Navarra wird befleckt mit dem Vorwurf des ſchändlichſten Undanks auf die Nachwelt übergehen. Und du ſagſt, du liebſt mich?

Lieb' ich Euch nicht? fragte Aubiac.

O, wie kann man denn lieben und dergleichen Thaten thun? antwortete ſie traurig. So ſehr ſie auch geſunken war — noch immer ſchimmerte Gold aus ihrer Seele.

Er hätte uns verrathen, wenn wir ihm nicht zuvorgekommen wären. Glaubt mir, ich kenne dieſe Edelleute, dieſe Herren. Sie ſind Freunde im Glücke, aber im Unglücke — bah!

War ich im Glücke, als Marſe mich aufnahm? Ich kam wie eine Bettlerin hier an.

Und glaubt Ihr, daß es dieſen hochmüthigen Kaſtellan nicht ſtolz machte, ſagen zu können: Sehet, das Alles that ich an der Königin von Navarra? Aber laſſet ein Mal Matignon vor Carlat erſchienen ſein und Euch im Namen

des Königs gefordert haben, da hätten wir sehen wollen, was Monsieur von Marse geantwortet hätte.

Wenn er uns verrathen hätte, glaubst du, ich hätte dich dann zurückgehalten, Aubiac? Ha, setzte sie hinzu und ihre Blicke flammten, ich habe es gekostet, was es heißt, Rache zu befriedigen. Glaube mir, ich hätte dir diesen Genuß nicht untersagt.

Glaubt Ihr denn, ich hätte da die Hand nach diesem Becher ausstrecken können? Die Kette hätte meinen Arm glücklich zurückgehalten.

Dann hätte ich dich gerächt.

Ihr wißt, was es heißt, eine gefangene Königin zu sein, sagte er mit einer Anspielung auf Maria Stuart.

Und ich sage dir, daß dieser Tod über uns kommen wird, sprach sie feierlich.

Und so war es auch. Madame von Marse schrieb so gut, wie Margarethe es gethan, den

Tod ihres Mannes einem Gifte zu, nur daß sie die Königin als diejenige betrachtete, die es für ihn bestimmt hätte. Aber ungleich Margarethen, sprach sie ihren Glauben nicht aus; der Haß half ihr zur Verstellung. Sie nahm die Beileidsbezeigungen ihrer Gäste dem Anschein nach mit der aufrichtigsten Dankbarkeit an, aber sie schloß sich noch an demselben Morgen mit einigen der vertrautesten Offiziere ihres verstorbenen Mannes ein und forderte von ihnen Rathschläge darüber, an welchen der königlichen Generäle sie sich wenden solle, um ihm die Königin auszuliefern.

Bisweilen kommt das Geschick unserm Hasse, oder unserer Rache mit seltsamer Gefälligkeit entgegen, und so war es auch hier der Fall. Noch ehe die Berathung, die auf jeden Fall eine äußerst schwierige war, recht begonnen hatte, kam ein Brief, vom Marquis von Canillac an Monsieur von Marse geschrieben.

Der Marquis von Canillac war der Gouverneur des festen Schlosses Usson, und ein sehr genauer Freund des Verstorbenen gewesen; die Wittwe glaubte sich daher berechtigt, den Brief zu erbrechen. Kaum hatte sie ihn gelesen, so erhob sie die Hände und dankte Gott in einem Ausbruche von mehr natürlicher als poetischer Sprache. Der Marquis schrieb nämlich, daß er vom Könige, der ebenso wie die Königin-Mutter, allzu empört über die Gerüchte sei, die immer ärger würden, den Befehl erhalten habe, die Königin von Navarra augenblicklich in Carlat gefangen zu nehmen. Er fügte hinzu, daß er bereits auf dem Marsche sei, jedoch diesen Brief vorausgeschickt habe, um seinen alten Freund zu bitten, daß er, um ihrer Beider willen, der Ausführung des königlichen Auftrages kein Hinderniß in den Weg legen möchte.

Man kann sich jetzt die Befriedigung den-

ken, mit welcher Madame von Marſe den Brief geleſen hatte, und die Freude, mit der ſie den Inhalt den verſammelten Offizieren mittheilte und ihnen nur empfahl, die Thore weit genug für den Marquis aufzumachen. Schon ſah ſie die Königin in ſeiner Gewalt und ſich ſelbſt im Stande, die gehaßte Frau ein Mal mit allen Beſchimpfungen zu überhäufen, die ihr ſchon lange auf den Lippen gebrannt hatten, und ich will nicht unterſuchen, ob dieſe Gewißheit nicht die wunderbare Kraft beſaß, die gute Dame ſo ziemlich über den Tod ihres Mannes zu tröſten. Es iſt für manche Frauen eine gar zu große Qual, etwas zu ſagen zu haben und es nicht ſagen zu dürfen, und der arme Marſe hatte, indem er ſeiner Frau ſo ſtrenge den Mund verbot, es ſich ſelbſt zugezogen, daß ſie ſeinen Tod, der ihr den Mund öffnete, unwillkührlich als eine Art von Befreiung anſah.

Indeſſen ſollte der Triumph, den ſie ſich ge-

träumt, ihr nicht zu Theil werden. Der eine der Offiziere, in welche ſie Vertrauen geſetzt, war mit Madame von Duras ſehr genau befreundet, und daher war es ſein Erſtes, dieſe Dame zu warnen und durch ſie der Königin die ſchleunigſte Flucht anzurathen.

Alſo verließ Margarethe Carlat nicht weniger eilig, als vor achtzehn Monaten Agen, nur daß ſie dieſes Mal ihren Schmuck und ihr Silberzeug mitnahm. Madame von Marſe würde gewiß verſucht haben, ihre Flucht zu hindern, hätte ſie dieſelbe nicht erſt, nachdem ſie geſchehen war, erfahren. Diejenigen, welche Romes hatten einlaſſen ſollen, hatten jetzt die Königin herausgelaſſen, und Madame von Marſe hatte die Beſchämung und den Aerger, den Marquis in einer leeren Burg empfangen zu müſſen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Königin hatte jedoch durch ihre Flucht Nichts erreicht, als daß der Schauplatz ihrer Gefangennehmung ein anderer wurde. Wol war es ihr geglückt, Yvoy, ein Schloß ihrer Mutter, zu erreichen; aber vergebens hoffte sie, Romes, dem auf verschiedenen Wegen Boten entgegengeschickt worden waren, werde noch zeitig genug anlangen, um das Schloß besetzen zu können, ehe der Marquis ihr nachfolge. Dieser hatte zu strenge Befehle erhalten, um sich seiner bestimmten Gefangenen nicht um je-

den Preis verſichern zu ſollen, und ſo hatte Margarethe im Schloſſe von Yvoy kaum eine Nacht geſchlafen, oder vielmehr gewacht, als man auch ſchon den Marquis mit einer bedeutenden Mannſchaft anrücken ſah.

An Vertheidigung war nicht zu denken. Die Beſatzung hatte durchaus keine Sympathieen für Margarethe; es wäre lächerlich geweſen, ſie aufzufordern, daß ſie ſich für die ihr gänzlich gleichgültige Königin ſchlagen ſollte. Aubiac ſchlug eine neue Flucht vor.

Wohin? fragte Margarethe, den anrückenden Marquis beobachtend, und dann das Land überſchauend.

Verkleidet dort in den Wald, rief Aubiac.

Und dann?

Vielleicht ſtoßen wir auf Romes.

Und wenn nicht?

Gott wird uns weiter helfen.

Gott? fragte ſie ernſt. Du vergiſſeſt, daß

du nicht mehr das Recht haſt, auf ihn zu hoffen. Denke an Marſc.

Aber daran ſeid Ihr ja unſchuldig!

Und ſo willſt du dich an mein Kleid anhalten?

Der Marquis kommt immer näher. Madame, redet nicht — flieht! Bald iſt's zu ſpät.

Es iſt zu ſpät, ſagte ſie mit kalter Faſſung. Ich will nicht fliehen. Ich bin es müde, wie ein gehetztes Wild zu eilen.

Und ſo wollt Ihr Euch dem Könige übergeben? Bedenkt, dem Könige.

Nein, ſterben will ich. Komm, Aubiac.

Aber ich will nicht ſterben! ſchrie er wild.

Erinnere dich, was ſagteſt du einſt, als du glaubteſt, mich nie beſitzen zu können? Jetzt haſt du mich beſeſſen — iſt dir's nun nicht gleich, zu ſterben? Ich zeige dir, wie man es macht. Willſt du mir nicht folgen?

Aber er wollte nicht. Nicht, daß er ſich

aus Feigheit vor dem Tode fürchtete, aber er hing noch mit ungesättigter Gier am Leben. Seinem Bedürfnisse nach hatte er Margarethe noch so gut wie gar nicht genossen, und da der Tod das Aufhören dieses Genusses war, stieß er ihn mit wüthendem Grauen zurück.

Aber wie willst du dem Tode entgehen? fragte Margarethe. Er ist in jedem Falle dein unvermeidlich Theil, nur wird er später schimpflich sein, und jetzt wäre er groß. Ermanne dich, komm! Siehe, wenn ich verlangte, du solltest dich allein tödten, da könnte ich dein Sträuben begreifen. Aber da ich mit dir gehen will — Aubiac, komm! Sei du derjenige, der die Königin von Navarra bis in den Tod begleitet. Was kannst du mehr wollen als das?

Das Leben mit Euch noch! stieß er dumpf heraus. Nennt mich feig, denkt, ich sei es, schämt Euch, daß Ihr mich zu Euch emporgehoben — ich kann es nicht — ich kann es

nicht. Mein Herz empört ſich gegen den Tod; ich will mit Euch leben — ich will mit Euch leben — ſchrie er wahnſinnig.

Dann rufe einen Heiligen, der dich durch die Lüfte trage, ſprach ſie mitleidig.

Nein, ſagte er haſtig, ich werde mich verbergen. Ich ſah im Hofe einen Haufen Schutt; dahinein krieche ich, und dann werde ich in der Verwirrung, die folgen wird, entfliehen und Romes erreichen können. Und mit ihm komm' ich zurück, um Euch zu befreien.

Ja, thue ſo, antwortete die Königin mit der Sanftmuth der Verachtung.

Schneidet mir erſt noch das Haar ab, bat er; das wird mich unkenntlicher machen, denn wenn auch die Leute des Marquis mich nicht geſehen haben, ſo bin ich ihnen in Carlat doch gewiß geſchildert worden.

Margarethe nahm ohne ein weiteres Wort die Schere und ſchnitt ihm das ſtarke, ſtrup-

pige Haar ab. Er bat ſie, daſſelbe bei den Augenbrauen zu thun, die ungewöhnlich buſchig waren. Auch dieſe Forderung erfüllte ſie. Dann horchte er und rief: Der Marquis kommt an. Alles eilt an das Thor; der Hof iſt leer, der Augenblick günſtig. Lebt wohl, meine Königin, bis zur Befreiung.

Noch ein Mal verſchlang er mit einem glühenden Blick die angebetete Geſtalt; dann ſtürzte er hinaus. Lebe wohl, ſagte Margarethe langſam; du ſiehſt mich nicht mehr wieder. Ich bin alſo allein, ſetzte ſie hinzu, erſt jetzt gewahr werdend, daß keine ihrer Damen in der Nähe war. In der That hielt eine jede ſich in ihrem Gemache eingeſchloſſen; man fürchtete, daß der Marquis mit irgend einem ſchnellen, ſchrecklichen Gericht über die Königin beauftragt ſein könnte, und glaubte, außerhalb ihrer Gegenwart jedenfalls ſicherer zu ſein als in derſelben.

Margarethe war in der Schlechtigkeit der menſchlichen Natur zu lange und zu gründlich unterrichtet worden, um nicht die Beweggründe zu errathen, die in einem ſolchen Augenblicke ihren ganzen Haushalt von ihr fern hielten. Ein Lächeln der Nichtachtung machte ihre Lippen ſchwellen.

Sie fürchten ſich, ſagte ſie langſam, und ihre Stimme klang mit gewohnter Melodie, ſo ſtolzruhig war dieſe wunderbar begabte Frau auf ein Mal geworden. Ja, die feigen Seelen, die Miethlinge, die Schmarotzer fürchten ſich. Gewiß werde ich keine eifrigeren Ankläger haben als ſie. Ich werde es ſein, welche die Erpreſſungen zu Agen verübt hat — ich werde den Giftmord befohlen haben. Immerhin! Ich, die Königin, werde mich nicht fürchten, und ſie ſollen es daraus ſehen, daß ich mich nicht rechtfertige.

Es fiel Margarethen, ſeit Aubiac ſie ver-

laſſen hatte, durchaus nicht mehr ein, ſich zu tödten. Graute ihr davor, allein den unbekannten Pfad zu gehen, oder war ihr das Leben plötzlich ſo erbärmlich geworden, daß ſie es ſogar nicht mehr der Mühe werth hielt, ſich davon zu befreien? Ich weiß es nicht; gewiß iſt es, daß ſie ihre Abſicht ganz vergeſſen hatte. Ebenſo wenig dachte ſie an Aubiac, ob er gerettet, oder entdeckt worden, und was überhaupt ſein Schickſal ſein würde. Er war ihr auf einen Schlag ganz und gar gleichgültig geworden. Wenn eine Frau einem Manne anbietet, mit ihm zu ſterben, ſo muß der Mann es annehmen, oder es ſich gefallen laſſen, wenn die Frau von dem Augenblick an nicht mehr an ihn denkt. Aubiac hatte ſein Glück in jedem Falle unwiederbringlich verloren, und ſelbſt wenn es ihm noch hätte gelingen ſollen, zu entkommen und dann Margarethe zu befreien, ſo hätte er ſie doch nicht mehr für ſich

befreit. Ihr war es jetzt ſchon, als habe ſie ihn kaum gekannt.

Sie ſtützte den Arm auf den Tiſch, an dem ſie ſaß, und während das ganze Schloß lebendig vor Aufregung war, kam die Stille des Nachſinnens über ſie.

Sonderbar, ſprach ſie abgebrochen, hierzu haben alle meine Wege mich geführt. So mannigfach verſchlungen, oft ſo ſichtlich bewacht von Gott — man hätte denken ſollen, ſie müßten zu einem hohen und glänzenden Geſchick hinaufgehen, und ſtatt deſſen enden ſie im Kerker. Und wer weiß, ob noch da? Wer weiß, ob der König nicht einen gewaltſamen Tod für mich beſtimmt hat?

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie raſcher mit einem höhniſchen Lachen: Der König — er hat den Namen Valois nicht entehrt, und meine Mutter auch — ſie hat nie Liebhaber gehabt — o nein, ich bin allein ſo verwor-

ſen — die mich richten, ſind rein — würdige Richter, wahrhaftig!

Feierlich erhob ſie ſich, auf einen Augenblick die frühere Margarethe.

Sei es ſo, ſprach ſie ſtark. Mögen ſie mich verurtheilen, wenn ſie ſich nicht ſchämen. Was ſich mit ſolcher Ruhe erwarten läßt, das läßt ſich auch mit Stärke ertragen. Du wirſt mir beiſtehen, Herr, fuhr ſie fort und kniete vor dem Seſſel nieder, von dem ſie eben aufgeſtanden, ich will zu dir flehen — ich habe es noch nie umſonſt gethan. Und die Arme ausgebreitet auf den Sitz legend, verbarg ſie ihr Haupt an dieſem und ſtürzte ſich in die Gewalten des Gebetes.

Da ging die Thür mit ſehr feierlicher Langſamkeit auf, und herein trat mit einem Anſtande, den er für würdevoll hielt, der kleine Marquis von Canillac.

Der gute Marquis war ſehr klein; er hätte

eigentlich immer nur auf einem Klepper reiten ſollen — auf einem großen Pferde ſah er nicht beſſer aus als ein Knabe. Dennoch beſtieg er niemals andere als die allergrößten Pferde, hatte eine Leidenſchaft dafür, die längſten Leute in ſeinen Dienſten zu haben, und war endlich, um in keiner Art ſeiner Geſtalt angemeſſen verſehen zu ſein, der Mann von einer Frau, welcher er knapp bis an die Achſel ging. Auf dieſe Art war es ihm gelungen, ſeine Kleinheit ſo in die Augen fallen zu machen und ſo mit dem günſtigſten Erfolg hervorzuheben, daß er in ganz Frankreich nur der kleine Marquis von Canillac hieß.

Außer dieſer lächerlichen Eigenſchaft beſaß er, ebenfalls im höchſten Grade, auch eine unangenehme, er war nämlich der ſchmutzigſte Edelmann in ganz Frankreich. Nie zog er die Woche mehr als ein Hemde an, nie konnte man mit Beſtimmtheit ſagen, daß er ſich ge-

waſchen habe. Sein Kammerdiener ſelbſt hatte bisher über dieſen Umſtand in peinlicher Ungewißheit gelebt; der höchſte Grad von Glauben, zu dem ſein Gewiſſen ihm zu gehen erlaubte, war die Aeußerung: Ich würde heute geneigt ſein, anzunehmen, daß Monſieur der Marquis ſich des Handtuches bedient habe. Das Haar des kleinen Edelmannes rechtfertigte vollkommen den Einfall, den ein Spaßvogel darüber hatte — man hätte wirklich glauben können, er ließe es nur wachſen, damit Schwalben darinnen niſten könnten, und ſein Bart — eine Brombeerhecke war gar nichts gegen den Bart des Marquis von Canillac.

Um das Gemälde zu vollenden, muß ich noch verrathen, daß der kleine Edelmann etwas von ungewöhnlicher Größe hatte. Das war nun nicht etwa ſein Verſtand, obgleich er nicht dumm war, auch nicht ſein Muth, obgleich er tapfer genug war, es war auch nicht ſeine

Güte, obgleich er Niemand gerade etwas zu Leide that — es war, kurz in fünf Worten gesagt: seine Meinung von sich selbst.

Ja, wer glücklich auf dieser Erde leben will, der suche eine Meinung von sich selbst zu bekommen, wie der Marquis von Canillac sie hatte.

Er war der klügste Edelmann in ganz Frankreich. Es konnte keiner so reiten wie er; es konnte keiner so fechten wie er; es verstand keiner die Kriegskunst so wie er; es hätte keiner dem Könige solchen Rath ertheilen können wie er. Ganz natürlich, daß es in Frankreich darunter und darüber ging; warum machte der König ihn nicht zum Kanzler? Ganz natürlich, daß der König sich oft so langweilte; warum machte er den Marquis nicht zu seinem täglichen Gesellschafter? Die Ligue wäre nie entstanden, wäre der Marquis im Kabinette des Königs gewesen. Die ganze Religion wäre

im Keime erſtickt worden, wäre der Marquis bei Franz I. geweſen. Und wäre er, als Gott die Welt ſchuf, Gottes Geheimrath geweſen, ſo wäre die Welt ohne Zweifel vollkommen geſchaffen worden.

Beſonders ſeit er vom Könige den Befehl bekommen hatte, die Königin Margarethe gefangen zu nehmen, gab es kaum mehr ein Auskommen mit ihm. Er geberdete ſich nicht anders als ein Atlas, dem man den Staatshimmel Frankreichs auf die Schultern gelegt hätte. Einen ſolchen ſchwierigen Auftrag hatte es noch gar nicht gegeben. Eine ſolche Verantwortlichkeit hatte noch kein Edelmann auf ſich genommen. Ein ſolcher Dienſt, wie er der Krone Frankreichs durch die Gefangennehmung der Königin von Navarra leiſten wollte, war der Krone Frankreichs noch nie geleiſtet worden, und konnte ihr auch nie mehr geleiſtet werden. Genug, der Marquis kam ſeit dem Empfange

der königlichen Depesche sogar im Schlafe nicht mehr aus dem Ausblähen heraus, und es war wirklich unbegreiflich, wie seine kleine Maschine diesen unnatürlichen Zustand unaufhörlicher Ausdehnung auszuhalten vermochte.

Dieser kleine Edelmann war es, der mit großartiger Miene und gewichtigen Schritten bei Margarethen eintrat.

Aber so sehr er sich auch anstrengte, seine kleinen Füße majestätisch auftreten zu lassen, der Steinboden wollte unter seinen Tritten nicht hallen, und Margarethe, noch immer in Gebet versunken, hörte den kleinen Marquis so wenig, als wäre er ein Schooshündchen gewesen.

Das fiel nun dem guten Marquis durchaus nicht ein. Wäre es ihm eingefallen, so wäre er über dieses wenige Gewicht, das seine mächtige Person gehabt, äußerst entrüstet gewesen; aber wie hätte ein solcher Gedanke wol in sei-

nem Gehirn entstehen können, das bisher noch Nichts erzeugt hatte als Complimente an den Marquis von Canillac?

Nein, er sagte mit herablassendem Mitleid: Die Unglückliche betet. Ich werde erwarten, daß sie geendet habe. Und damit stützte der kleine Marquis sich in einer Heldenstellung auf sein langes Schwert und geruhte, die Unglückliche seiner Betrachtung zu würdigen.

Da hatte er denn einen Anblick, wie er ihn noch nie gehabt hatte.

Margarethe kniete so, daß da, wo der Marquis stand, von ihrer Gestalt deutlich nur ihr rechter Arm zu sehen war. Aber dieser Arm — wie weich gerundet, wie glänzend weiß, wie schimmernd frisch lag er, ihren gesenkten Kopf umschließend, auf dem dunklen Lederpolster des Sessels!

Der Marquis hatte sich bisher noch nie verliebt. Das ganze weibliche Geschlecht war

dem männlichen ſo tief untergeordnet, und nun gar erſt ihm, dem Marquis von Canillac, dem Manne der Männer! Nein, bisher hatte der Marquis für die kleinlichen Geſchöpfe, die Frauen, ungefähr ſo viel empfunden, wie für Katzen, oder Hühner, oder höchſtens ſo viel Wohlwollen, wie hübſche Singvögel einflößen können. Aber dieſer blendende, vollkommenſchöne Arm verurſachte ihm eine ganz neue Empfindung.

Ich habe, was man mir von der Schönheit der Königin von Navarra erzählte, immer als eitles Geſchwätz geringgeſchätzt, ſprach er mit aller der erforderlichen Würde eines Monologes zu ſich ſelbſt, ich weiß ja, was die Entzückungen der jungen Fante, die weder die Wiſſenſchaften, noch die wahre Vortrefflichkeit kennen, zu bedeuten haben. Nichts, gar Nichts in der ganzen Welt. Aber hier ſcheint ausnahmsweiſe ein Mal Wahrheit in ihren Reden geweſen zu

ſein, und ich wünſchte, die Königin möchte ſich erheben, damit ich entſcheiden könne, ob ihre übrige Geſtalt mit dieſem Arme übereinſtimme.

Dieſer unphiloſophiſche Wunſch wurde allmälig ſo ſtark bei dem kleinen Marquis, daß er, unfähig, ſich länger in ſeiner Stellung zu erhalten, ſein großes Schwert mit bedeutendem Geräuſche auf dem Fußboden raſſeln ließ.

Das wirkte. Margarethe fuhr zuſammen, erhob den Kopf, wandte ihn um, ſtrich ſich mit den Händen die herabgefallenen Locken aus der Stirn, heftete einen Augenblick lang die großen, feuchten Augen auf den kleinen Edelmann und ſtand dann, ihre ganze prachtvolle Geſtalt entfaltend, mit majeſtätiſchen Bewegungen auf.

Der arme Marquis! Er hatte noch keine Frau geſehen.

Margarethe war bereits fünfunddreißig Jahre, aber noch immer hätten unparteiiſche

Augen ſie für die größte Schönheit von Frankreich erkennen müſſen. Was damals zu Nerac der Gram um Chanvalon ihr an Friſche geraubt hatte, das hatte das letzte Jahr vollkommen wieder erſetzt, und es fehlte ihr kein Hauch von Farbe, kein Atom von Glanz. Nur ganz ausgebildet waren ihre Formen, nur vollſtändig gezeichnet ihre Züge; ſonſt hätte ſelbſt der ſchärfſte Beobachter, der Margarethe im Morgen ihrer Schönheit gekannt und jetzt wiedergeſehen hätte, keinen Unterſchied zwiſchen der Königin von fünfunddreißig Jahren und der Prinzeſſin von zwanzig finden können.

Es muß daher, ſo ſchmerzlich es auch für jedes edle Gemüth ſein mag, einen ſolchen moraliſchen Herkules in einer ſo unwürdigen Falle gefangen zu ſehen, geſagt und eingeſtanden werden, daß der Marquis es nicht vermochte, dieſer verführeriſchen Königin gegenüber ſeine ſo lange ſiegreich geweſene Kraft zu behaupten.

Dieſe verſtrickende Folge von einfachen und doch ſo vollendet kunſtreichen Bewegungen, der Geſammteindruck, welchen dieſe fürſtliche Geſtalt, dieſes unvergleichliche Antlitz, dieſes Auge und dieſe Miene, in welcher die Lockungen von Himmel und Erde ineinander verſchmolzen, auf ſeine überraſchten Augen machten — das war zu viel für ihn, und ſtatt der Königin die ernſte Anrede zu halten, die er für ſie, ſeine Gefangene, bereits bei ſeinem Ausrücken aus Uſſon entworfen hatte, machte er den Mund, der in ſeinem kleinen Geſichte bedeutend zu groß war, mit der entſchiedenen Abſicht, zu ſprechen, langſam auf, und machte ihn nach einigen Augenblicken mit der entſchiedenen Unfähigkeit, auch nur ein Wort herauszubringen, ebenſo langſam wieder zu.

Margarethe hätte nicht ein Mal Margarethe, ſie hätte nur die gewöhnlichſte Frau zu ſein brauchen, um den Eindruck, den ſie hervor-

gebracht hatte, über allen Zweifel hinaus einzusehen. Aber um auf dieses Gewahrwerden im Augenblick einen Plan zu gründen, um nach der ersten Ueberraschung zu sich selbst sagen zu können: Der soll der Gefangene seiner Gefangenen werden, dazu mußte sie Margarethe von Valois, die Tochter Katharinens von Medicis, sein.

Da sie es jedoch war, entwarf sie nicht nur mit dem Instinkt des Genies im ersten Augenblicke ihren Plan, sie hatte auch die Besonnenheit, schon im nächsten danach zu handeln.

Monsieur Marquis, sagte sie in einem Tone, der aus Demuth und Würde gemischt war, denn ich irre mich in diesem Anstande nicht — Ihr seid der Marquis von Canillac, nicht wahr, Monsieur?

Der Marquis holte Athem, als wollte er eine lange Antwort machen, und sprach dann deutlich und im reinsten Französisch: Ja, Madame.

Euch iſt ein ſchwerer Auftrag geworden, Monſieur Marquis, fuhr Margarethe auf dieſe befriedigende Antwort fort. Ihr ſollt eine Tochter von Frankreich und eine ſehr unglückliche Frau gefangennehmen. Wie ſchmerzlich muß das dem Herzen eines franzöſiſchen Edelmannes ſein, in welches Gott ſelbſt die ritterliche Ehrfurcht vor den Damen und die heilige Loyalität gegen das königliche Blut gepflanzt hat. Ich bedauere Euch von Herzen, Monſieur Marquis.

Der Marquis war ganz betäubt. Er, der ſeinen Auftrag mit ſo unermeßlichem Stolze empfangen hatte, hörte ſich dieſes Auftrages wegen bedauern, und mit welcher Stimme und mit welchem Ausdrucke bedauern! Der arme Mann wußte buchſtäblich nicht, was er antworten ſollte.

Margarethe lächelte innerlich, äußerlich jedoch nahm ſie einen höchſt ſchwermüthigen Blick

an, den ſie mit einer ſtummen, beredten Frage auf den Marquis heftete. Der Marquis aber fand noch immer keine Antwort.

Da ſagte ſie nach einer Pauſe: Ihr ſchweigt, Monſieur von Canillac? Habt Ihr etwa keinen Muth, mir mein Todesurtheil anzukündigen?

Der Schrecken gab endlich dem kleinen Edelmann die Macht über ſeine Zunge wieder, und mit einer ungewöhnlich unangenehmen Stimme rief er: Das wolle Gott nicht, Madame, daß eine ſolche Schönheit — ja, hm, hm — ich wollte ſagen, eine ſo große Schönheit — der arme Edelmann verwickelte ſich in der erſten Schmeichelei, die er in ſeinem Leben ſagen wollte, dermaßen, daß er es aufgab, ſie zu Stande zu bringen, und ſich begnügte, der Königin in einer ihm mehr vertrauten Sprache zu erklären, daß ſein Auftrag ſich zu ſeinem Troſte darauf beſchränke, ſie nach Schloß Uſſon zu bringen.

Alſo ein ewiges Gefängniß! ſprach Marga-

rethe, die herrlichen Augen gen Himmel aufſchlagend. In dieſer Stellung war ſie ſo ſchön, daß ſie, nach dem altfranzöſiſchen Ausdruck, einen Heiligen hätte toll machen können.

Der Marquis fing an, ſich für den unglücklichſten und glücklichſten Mann zugleich zu halten: für den glücklichſten, weil es ihm nicht nur geſtattet, ſondern ſogar befohlen war, dieſe Schönheit ohne Gleichen fortan fern von aller andern Männer Augen in ſeinem Schloſſe einzuſchließen — für den unglücklichſten, weil er gezwungen war, als ihr Gefangenwärter vor ihr zu erſcheinen. Dieſes Amt war nicht ſehr dazu geeignet, Liebe einzuflößen, indeſſen konnte irgend eine Perſönlichkeit den ungünſtigen Einfluß deſſelben vermindern, oder gänzlich aufheben, ſo mußte, das fühlte der Marquis, es die ſeinige ſein. Und dieſe Ueberzeugung wurde ſchon nach dem erſten Augenblick der Ueberlegung ſo mächtig in ihm, daß er über die Art,

wie er der Königin gegenüberstand, vollkommen getröstet war, und sogar sein ganzes Selbstvertrauen zurückkehren fühlte.

Madame, sprach er daher mit der Miene der Großmuth, blickt nicht so trostlos empor. Nicht alle Eure Hoffnungen sind gen Himmel gezogen — es bleiben Euch auch auf Erden noch welche. Es ist wahr, daß für jetzt des Königs Ausspruch auf ewiges Gefängniß lautet; aber Gott lenkt die Herzen der Könige. Und sollte selbst der König sich unerbittlich beweisen — Madame, auch in der Wüste sprudeln Quellen — auch im Gefängnisse könnt Ihr Freunde finden.

Ich wage kaum zu hoffen, daß ich bereits einen gefunden, lispelte Margarethe und sah unter ihren langen Wimpern hervor den kleinen Marquis mit schüchternem Zutrauen an.

Ihr dürft es nicht allein hoffen, Ihr könnt es als gewiß annehmen, erwiederte der Mar-

quis, der jetzt auf sein Paradepferd gestiegen war. Ja, Madame, der Marquis von Canillac verspricht Euch, Euer Freund zu sein, und nie, fragt ganz Frankreich, nie hat der Marquis von Canillac sein Wort gebrochen. Ihr habt ganz Recht, Madame, wenn Ihr sagt, daß jeder französische Edelmann durch Gottes Gnade loyal und ritterlich geboren wird, und, Madame, derjenige, der jetzt vor Euch steht und Euch seiner Ergebenheit versichert, hat die Ehre einer der ältesten Edelleute Frankreichs zu sein. Demnach, Madame, könnt Ihr getrost die Erwartung hegen, daß Euch in Euerm Gefängnisse mit so vieler Ehrfurcht begegnet werden wird, als wäret Ihr in einem königlichen Schlosse von Frankreich. Es gibt Edelleute, die Eure Erniedrigung misbrauchen würden, Madame, die einen Stolz darin finden würden, eine Königin in ihrer unbeschränkten Gewalt zu haben, denn meine Gewalt über

Euch, Madame, ist unbeschränkt; der König hat Eure Behandlung ganz in meine Willkühr gelegt. Aber zittert nicht, Madame, fürchtet Euch nicht; vertraut der Ritterlichkeit und der Großmuth des Marquis von Canillac. Madame, der Marquis von Canillac wird Euer Zutrauen nicht täuschen; er gehört nicht zu denjenigen, die ein solcher Auftrag stolz macht. Seid Ihr getröstet, Madame?

Margarethe hatte während dieser langen Rede, in welcher der Marquis sich für sein voriges, unfreiwilliges Stillschweigen entschädigt, leicht eingesehen, daß für den Augenblick die Selbstgefälligkeit des Marquis die Oberhand über seine Bewunderung für sie gewonnen hatte; aber das beunruhigte sie keinesweges. Sie wußte, daß sie diesen stolzen Pfau bald ganz und gar gezähmt haben würde.

Siebzehntes Kapitel.

Also war es auch. Der kleine Marquis ließ es sich wahrlich nicht träumen, welchen betrügerischen Dämon er mit seiner Gefangenen in sein Schloß führte. Der erste Anblick, so mächtig er auch gewirkt, hatte ihm so gut wie Nichts über die Schönheitsmagie dieser Frau gelehrt. Er fing damit an, sie einzuschließen, und es dauerte nicht lange, so hätte sie, wenn sie gewollt hätte, die eigentliche Herrin im Schlosse sein können.

Aber dazu war Margarethe zu klug. Keine Aeußerung verrieth je, daß sie von der ge-

tauſchten Stellung eine Ahnung habe. Nie erſchien ſie anders als mit der ſtillen Traurigkeit einer Gefangenen. Immer ſprach ſie melancholiſch, immer ergebungsvoll. Sie ſchien vom Leben Nichts mehr zu hoffen, noch zu wünſchen, ſondern begnügte ſich damit, den armen Marquis ſo raſend verliebt zu machen, daß er einſt in einem wahren Wuthanfall von Eiferſucht nach Aigueperſe ſchickte, und den unglücklichen Aubiac im Namen des Königs hängen ließ.

Aubiac hatte die Weiſſagungen ſeiner königlichen Geliebten nicht Lügen ſtrafen können. Der Marquis war nicht nach Yvoy gekommen, ohne durch eine große Anzahl der Beſatzung von Carlat verſtärkt worden zu ſein, und dieſe hatte es ihr erſtes und eifrigſtes Geſchäft ſein laſſen, nach Aubiac zu ſuchen. Da er bei dergleichen Nachforſchungen hätte gefunden werden müſſen, und wenn er ſich unter der Erde ver-

ſteckt gehabt hätte, ſo wurde er in ſeinem Schutthaufen ſchon nach der erſten Viertelſtunde entdeckt, hervorgezogen, ſeiner Perſönlichkeit überführt und ſogleich nach Aigueperſe in das ſtrengſte Gefängniß gebracht.

Deſſenungeachtet hoffte Aubiac noch auf das Leben; denn er bewies ſich ſelbſt ſehr richtig, daß, ſo ſehr ſein Beſitz der Königin von Navarra auch den König erzürnt haben müſſe, doch kein Gerichtshof in der Welt ein rechtskräftiges Todesurtheil darauf gründen könne.

Aubiac vergaß nur einen Umſtand: daß ihm nämlich ein Gerichtshof fehlte, den er ebenſo von dieſer Wahrheit überzeugen könne, wie er ſelbſt davon überzeugt war.

Als ſein Todesurtheil ihm angekündigt wurde, fragte der Unglückliche umſonſt nach ſeinem Verbrechen. Man antwortete ihm: er ſei verurtheilt. Das Gericht, das über ihn ge=

halten worden war, konnte als Seitenſtück zu dem Kriegsrathe von Villeneuve gelten. Mit Verzweiflung forderte er einen Anwalt; man ſchickte ihm einen Prieſter.

Aber auf den hörte er nicht. Seit er gewiß war, ſterben zu müſſen, ſprach er Nichts mehr als die für ſeine Umgebungen räthſelhaften Worte: Warum nicht damals mit ihr! Auf alle weitern Anreden und Aufforderungen gab er keine Antwort mehr. Er dachte nicht an Gott; ſein einziger Gedanke war Margarethe, und er ſtarb, indem er mit der letzten Beſinnung einen blauſammtnen Muff an ſeine Lippen drückte, den die Königin ihm einſt geſchenkt hatte.

Der Marquis war etwas in Verlegenheit, wie er der Königin dieſen Tod mittheilen ſollte, denn daß er es thun mußte, war ihm von der gewöhnlichſten Höflichkeit geboten, da Aubiac von Margarethen, wenn auch nicht im

geheimen; ſo doch im öffentlichen Sinne die letzten anderthalb Jahre hindurch als ihr Diener anerkannt worden war. Mehrere Tage kam der kleine Edelmann mit dem Vorſatze, zu ſprechen, zu ſeiner königlichen Gefangenen, und jeden Tag empfahl er ſich wieder, ohne geſprochen zu haben. Endlich gab die Beſorgniß, die Königin könne die Hinrichtung auf einem andern Wege erfahren, ihm den Muth der Furcht, und er erzählte Margarethen, was nöthig war, nämlich die Thatſache; aber er ſagte ihr nicht: Ich habe dieſen Aubiac hängen laſſen, weil ich den Gedanken nicht aushalten konnte, daß dieſer Menſch Euch beſeſſen haben und noch leben ſollte. Er ſagte im Gegentheil: Es war mit großem Widerſtreben, daß ich mich entſchloß, ein ſolches Urtheil an einem Eurer Diener zu vollziehen, aber die Befehle des Königs lauteten ſo beſtimmt, daß für mich kein Ausweichen möglich blieb.

Möge Gott dem Unglücklichen gnädig sein, sprach Margarethe ruhig und einfach.

Das ist Alles, was Ihr über seinen Tod sagt? fragte der Marquis mit einer anmaßend-bedeutungsvollen Miene.

Ist es nicht genug? fragte sie. Was kann man am Grabe eines solchen armen Geschöpfes, wie der Mensch ist, Besseres sagen? Ich wenigstens begehre, wenn ich gestorben sein werde, keine bessere Leichenrede als die wenigen traurigen Worte: Möge Gott der armen Königin von Navarra gnädig sein.

Aber, Madame, man sagte — Ihr versteht — bemerkte der Marquis mit unverschämtem Nachdruck. Der kleine Edelmann war entschieden zu dem weisen Beschlusse gelangt, der Angelegenheit zwischen Aubiac und der Königin endlich auf den Grund zu kommen.

Was meint Ihr, Monsieur Marquis?

fragte Margarethe unschuldig. Ich verstehe Euch durchaus nicht.

Man glaubte — hm — man meinte — hm — kurz, man erlaubte sich die Möglichkeit, Madame, zu glauben, daß dieser Aubiac sehr glücklich gewesen sei.

Jetzt konnte, der Meinung des Marquis nach, die Königin, die Frau des Hofes, ihn unmöglich länger misverstehen; aber es mußte doch der Fall sein, denn sie antwortete nach einigem Nachsinnen mit vollkommener Unbefangenheit: Ich sollte nicht meinen, daß er so ungewöhnlich glücklich hätte leben können, da er nur ein armer Stallmeister war. Indessen ist es doch sehr möglich. Erstens kommt es darauf an, was man Glück nennt, und das unumstößlich festzustellen, dürfte auf Erden schwer sein, da ein Jeder sich nach seinem Charakter und seinen Neigungen unter dem Worte „Glück" einen besonders für ihn sich schickenden Zustand denkt.

Man kann alſo auf einem ganz niederen Standpunkt, wenn er gerade dem Auge zuſagt, Alles in beſſerem Lichte ſehen, oder ohne Bild zu ſprechen, glücklicher ſein, als auf dem allerhöchſten — warum denn nicht auch als Stallmeiſter? Und zweitens gibt es Naturen, die ſo gefügig ſind, daß ſie ſich in jede Lage behaglich hineinſchmiegen können, und vielleicht war Aubiac eine von ihnen. Doch kann es Euch, Monſieur Marquis, nicht vollkommen gleichgültig ſein, ob dieſer arme Gerichtete glücklich geweſen ſei, oder nicht?

Mir vollkommen, Madame, erwiederte der Marquis hochmüthig. Doch Euch, Madame, auch — und er machte wichtige Augen.

Nun wol, mir?

Iſt es Euch gleichgültig?

O, das iſt etwas Anderes, antwortete ſie mit erhabener Melancholie. Ich kenne das Unglück — ich leide ſelbſt zu ſehr, um nicht Mit-

leid mit allem Leide zu haben, ſogar mit dem, das endlich im Grabe eingeſchlafen iſt. Doch Ihr, Monſieur Marquis, wie ſolltet Ihr zu dieſem Mitleide kommen?

Madame, wäre es denn möglich, daß man Euch ſchändlicher Weiſe verläumdet hätte? fragte er mit großartiger Bewegung. Wäre es möglich, daß ganz Frankreich gewagt hätte, Euern Namen wetteifernd zu beſchmutzen? Madame, wenn das wäre, dann ſtände hier ein Edelmann, Madame, der ganz Frankreich für lügenhaft erklären würde.

Margarethe blickte den pomphaften, kleinen Edelmann ſcheinbar mit dem größten Erſtaunen an. Er fuhr, ſich ſteigernd, mit immer dünnerer Stimme fort: Sagt mir, Madame, ob ich es darf? Gebt mir das Recht dazu, Madame. Verſichert mir, Madame, daß man Euch verläumdet hat. Und dann — o dann! Sprecht, Madame.

Monsieur Marquis, sprach Margarethe mit Würde, ich muß Euch bitten, verständlich mit mir zu sprechen. Ich fürchte, daß in Euern Worten eine Beleidigung für mich verborgen liegt. Ist es so, dann ist Eure Redeweise so gut, als griffet Ihr einen andern Edelmann im Dunkeln an, wo er nicht sehen kann, woher die Streiche kommen, und sich daher nicht zu vertheidigen vermag. Ist das ritterlich, Monsieur Marquis?

Madame, dieser Vorwurf ist dem Marquis von Canillac noch nie gemacht worden.

Dann hat bisher der Marquis von Canillac ihn noch nicht verdient. Aber jetzt — sie vollendete nicht, doch ihr Blick sagte dem Marquis, welcher Schluß hatte folgen sollen. Die kluge Königin berechnete mit der Kühle einer Meisterin, wann sie diese Eigenliebe zu liebkosen und wann sie dieselbe zu verletzen hatte.

Der Marquis richtete sich hoch auf; leider

ging es nicht sehr hoch. Aber er sprach mit eben solcher Erhabenheit, als berührte er mit dem Scheitelhaare wenigstens den Mond.

Madame, sagte er mit einem heisern Brustton, den er für tief hielt, wenn ein Edelmann, statt seine Rede vollkommen auszusprechen, mitten in derselben innegehalten und das Fehlende durch einen solchen Blick ergänzt hätte, wie eben jetzt Eure schönen Augen mir ihn zugesandt haben, so brauche ich Euch wol nicht erst zu sagen, daß dieser Degen nicht länger in seiner Scheide wäre. Denn offenbar wolltet Ihr mit diesem Blicke sagen, daß der Vorwurf einer unritterlichen Handlungsweise den Marquis von Canillac heute zum ersten Male treffe, weil der Marquis von Canillac ihn heute zum ersten Male verdiene.

Bei diesem schwierigen Schlusse, bei diesem glänzenden Ergebniß eines wissenschaftlichen Denkverfahrens hielt der Marquis einen Augen-

blick inne. Vermuthlich wollte er der Königin Zeit laſſen, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ihre Art, ſich auszudrücken, keine andere Auslegung erlaubt habe als die, welche der geiſtvolle Edelmann ihr eben ſo einleuchtend vor die Augen gebracht.

Die Königin ließ nicht errathen, ob ſie die ihr geſtattete Friſt benutzt habe und zu demſelben Schluſſe gelangt ſei wie der Marquis. Sie hatte die Augen geſenkt, ſah ſehr ſchön aus und erwartete, was der Marquis weiter ſagen werde. Die Wahrheit zu geſtehen, zerſtreute der Anblick, den ſie darbot, ihn einige Sekunden lang, bald aber war er wieder Herr ſeines unvergleichlichen Selbſt und fuhr fort, der Königin zu erklären, was er gethan haben würde, wenn ſie in dem vorliegenden Falle als Edelmann und nicht als Frau gehandelt, d. h. wenn ſie nicht Margarethe von Valois, ſondern irgend ein Pair von Frankreich geweſen wäre.

Auch wenn Ihr nur eine Königin wäret, Madame, würde ich mich nicht ohne Genugthuung zufriedengeben, ſprach er dann weiter. Aber Ihr ſeid eine unglückliche Frau, und dieſer Titel, Madame, gibt Euch in meinen Augen tauſend Mal mehr Majeſtät, als Ihr von allen Kronen der Welt empfangen könntet, wenn ſie eine über der andern auf Eurer Stirn ruhten. Ihr ſeht, Madame, daß der Marquis von Canillac, was die Ritterlichkeit betrifft, noch immer den Ehrennamen eines franzöſiſchen Edelmannes verdient, denn Ehrfurcht vor dem Unglück, Madame, iſt eine der erſten von den Eigenſchaften, welche eine ritterliche Geſinnung ausmachen. Und alſo weil ich dieſe Eigenſchaft beſitze, und weil Ihr, Madame, Euch in einer Lage befindet, welche dieſe Eigenſchaft auffordert, ſich zu äußern, darum und aus dieſen Gründen, Madame, fordere ich nicht, daß Ihr mir Euer Beileid über die Beleidigung, die

Ihr mir angethan habt, zu erkennen geben ſollt. Nein, Madame, der Marquis von Canillac weiß, was er einer Frau ſchuldig iſt, und noch mehr, einer Frau, die das Glück hat, unglücklich zu ſein.

Ich danke Euch, Monſieur Marquis, antwortete Margarethe, ihren Ernſt nicht ohne Anſtrengung aufrechthaltend, Aber wolltet Ihr nicht vielleicht die Güte haben, mir mit einigen einfachen Worten klar und deutlich zu ſagen, was Ihr vorhin mit Euern räthſelhaften Reden gewollt habt?

Ich würde keinesweges mich in ſolchen Redensarten ausgedrückt haben, Madame, wenn ich hätte ahnen können, daß Ihr ſie räthſelhaft finden würdet.

Wie hätte ich ſie anders finden können, Monſieur Marquis? und noch jetzt — ich geſtehe Euch, daß ich die Auflöſungen Eurer Räthſel nicht finden kann und auch nie finden

können werde, wenn Ihr nicht wenigſtens die Güte haben wollt, mir einen Schlüſſel anzudeuten.

Madame, ich ſprach von Verläumdungen gegen Euch und von dem unglücklichen Aubiac.

Noch immer begriff Margarethe Nichts, ſondern ſagte nach einem kurzen Schweigen faſt beſchämt zu dem Marquis hinüberblickend: Ich fürchte, Ihr werdet mich ſehr einfältig finden, Monſieur von Canillac, doch ich muß Euch wirklich bitten, mich um das, was Ihr von mir wiſſen wollt, einfach und offen zu befragen.

Eine Frage iſt nicht mehr nöthig, Madame. Eure Unfähigkeit, meine ſo deutlichen Andeutungen bis zur Wahrheit zu verfolgen, beweiſt mir Eure Unſchuld. Nein, Madame, ich werde Euch nicht mehr befragen.

Wohl, ſo ſagt mir, von welcher Verläumdung Ihr ſprachet?

Madame, ſagte der Marquis ernſt, man ſagte, daß dieſer Aubiac Euer Geliebter wäre.

Margarethe ſtarrte ihn an.

Verzeihung, Madame, ſtotterte er, wieder ein Mal außer Faſſung gebracht; ich bin nicht derjenige geweſen, der es geſagt hat.

Aber Ihr habt es geglaubt, ſprach ſie vorwurfsvoll.

Das war nun, leider, wahr.

O, ich hätte es nicht gedacht, ſprach ſie mit Schmerz und erhob die Augen.

Madame — ſtammelte der kleine Edelmann.

Von der ganzen Welt eher als von Euch.

Madame, ich hatte noch nicht das Glück und die Ehre, Euch Eurer innerlichen Größe und geiſtigen Schönheit nach zu kennen. Jetzt —

Es wäre mir ja auch von der ganzen Welt gleichgültig geweſen, ſprach ſie, ohne auf ihn zu achten, vor ſich hin, wenn nur —

Sie brach ab; aber der Marquis war, wie natürlich, bereits entzückt.

Madame — fing er an.

Befehlt Ihr, daß ich mich rechtfertigen ſoll? fragte ſie, ſich mit kaltem Auge zu ihm wendend.

Madame, beſtraft mich nicht alſo!

O, ſprach ſie mit Bitterkeit, Ihr wißt nicht, was es für eine Frau iſt, ſchändlich und ungerecht angeklagt zu werden.

Madame, glaubt Ihr, daß es für einen Mann Nichts ſei?

Seid Ihr denn angeklagt? fragte ſie von oben herab. Und geſchähe es heute noch, was iſt das für Euch? Wie Ihr ſagtet: Ihr zieht den Degen aus der Scheide, und ſeine ſchneidende Zunge vertheidigt Eure Ehre. Aber eine Frau, die eine ſchwache Hand hat und für die keine männliche Hand ein Schwert zieht, eine Frau, die verlaſſen iſt, wie ich, und Nichts für

ſich hat als den Glauben, den man ihr ſchenkt — o, das iſt furchtbar.

Sie machte eine Mundbewegung, als müßte ſie ſich Gewalt anthun, um die aufſteigenden Thränen zu verſchlucken. Der Marquis ſpeiſte mit ſeinen kleinen Augen gierig an ihrer ſtarkbewegten Schönheit. Welcher Biſſen! dachte er. Ja, ſie iſt meiner werth.

Und wenn denn die Welt es ſagen wollte und ſagen mußte, gut; ſo nahm Margarethe ihren vorigen Gedanken wieder auf. Aber daß Ihr es geglaubt habt!

Madame, fragte der Marquis mit unendlicher Feinheit, befindet denn der Marquis von Canillac ſich für Euch außerhalb der Welt?

O mein Gott, was habe ich geſagt! rief die Königin.

Etwas ſo Schönes, Madame, wie Ihr bei allem Euerm Geiſt ſchwerlich jemals ſchon ge-

ſagt habt, antwortete der kleine große Geck mit unbeſchreiblicher Lächerlichkeit.

Vergeßt es, Monſieur von Canillac.

Ihr ſeid ſehr mächtig durch Eure Schönheit, Madame, aber allmächtig ſeid Ihr nicht. Ihr könnt mir nicht befehlen, dieſe Worte zu vergeſſen.

Auch bitte ich Euch nur darum.

Glaubt Ihr denn, daß es in meiner Macht ſtehe?

O, dann thut wenigſtens, als hättet Ihr ſie vergeſſen, flüſterte Margarethe.

Von dieſem Augenblicke an glaubte der Marquis es vor ſeiner Würde entſchuldigen zu können, wenn er der ſchönen Königin von Navarra zu gefallen ſuchte. Wäre nur noch der Schatten einer Möglichkeit vorhanden geweſen, daß ſeine Bewerbung um ihre Gunſt nicht glücklich ſein könne, ſo würde der kleine Edelmann, ſeine verliebten Regungen hätten noch

ſo heftig ſein mögen, ſich von ihnen doch nie zu Schritten haben hinziehen laſſen, die mit dem Anſtand, den er ſich ſelbſt ſchuldig war, nicht übereingeſtimmt hätten. Aber dieſe Gefahr hatte er nicht länger zu fürchten; die Königin hatte ihm das Bekenntniß, daß er ihr Herz gerührt, bereits ſo gut wie gethan — es blieb ihm nur noch übrig, ihre Tugend zu beſiegen.

Man lache nicht. Margarethe von Valois war dem kleinen Marquis von Canillac gegenüber die Tugend ſelbſt, eine verläumdete, verfolgte, ungewürdigte Tugend, die er, der edle, der gefühlvolle Marquis allein kannte, und die auch nur von ihm Anerkennung begehrte. Nie war eine unſchuldige Prinzeſſin falſcher angeklagt worden als Margarethe; nie war eine Frau keuſcher geweſen. Sie machte ſich kein Verdienſt daraus — es war in ihrer Natur. Die Leidenſchaft der Liebe war für ſie eine

unbekannte Empfindung; ihr war es ganz gleich, ob, wo und wann ſie einen Mann ſehe; ein Mann war für ſie ſo gut wie eine Frau; ſie hatte ſogar mit dem Könige von Navarra immer nur geſchwiſterlich gelebt. Es grenzte an das Wunderbare, oder an die Einfalt, was die ſchöne Königin unſchuldig und naiv war.

Und der Marquis glaubte das Alles. Margarethe hatte oft die größte Faſſung nöthig, um ihm nicht ins Geſicht zu lachen. Er hätte für den klaren, baren Unſinn, der ihm ſchmeichelte, mit eben der Heftigkeit und eben der Berechtigung gekämpft, wie irgend ein mährchenhafter Ritter für die Schönheit einer Dame, die er nie geſehen hatte.

Zugleich mit ſeinem Glauben an die makelloſe Reinheit der Königin wuchs jedoch auch ſein Verlangen, dieſe Reinheit zu entheiligen, und jetzt begann der Abſchnitt ſeines Lebens, in welchem er dazu verurtheilt war

in der möglichſtgrößten Lächerlichkeit zu erſcheinen.

Bisher hatten die Beweiſe ſeiner Gefühle ſich auf die Freiheiten beſchränkt, die er ſeiner ſchönen Gefangenen mit jedem Tage großmüthiger geſtattet hatte. In der That war Margarethe jetzt nur noch dem Namen nach gefangen und hätte ſehr leicht eine Flucht ausführen können. Aber ihre Abſichten gingen weiter als auf eine augenblickliche Befreiung, die ohne einen ſichern Zufluchtsort doch immer mit einer neuen Gefangennehmung enden mußte. Der Beſitz des Schloſſes war das Ziel, nach welchem ſie mit allen ihren mannigfaltigen Künſten ſtrebte. Uſſon, auf einem hohen, ſteilen Felſen gelegen, galt ſo ziemlich für uneinnehmbar, ein Ruf, der dadurch entſtanden war, daß der ſchlaueſte aller Könige, Ludwig XI., ſeine wichtigſten Gefangenen hierherzuſchicken pflegte. Das war es nun gerade, was Margarethe

brauchte, und ſo benutzte ſie die Freiheit, welche die verliebte Bethörung ihres edlen Hüters ihr ließ, einſtweilen nur, um ihre Verbindung mit den Guiſen wieder anzuknüpfen, und ſich ihres Beiſtandes für den Augenblick zu verſichern, wo ſie ſeiner bedürfen würde.

Der ſollte nicht mehr ſo fern ſein. Der Marquis wurde, wie ich bereits geſagt, immer verliebter und immer alberner. Die Schwäche, durch welche er ſeine Neigung bisher zu erkennen gegeben, genügte ihm nicht mehr; er wollte ſeiner zukünftigen Geliebten, die er in ſeiner Einbildung bereits beſaß, auch durch ſeine Perſönlichkeit huldigen. Der Gedanke, daß Margarethe doch vielleicht einen gewaſchenen Liebhaber einem ungewaſchenen vorziehen könnte, war ihm gekommen, und ſeitdem wuſch er ſich alle Tage, und zwar waltete jetzt gar kein Zweifel mehr darüber ob; der Kammerdiener konnte mit Beſtimmtheit ſagen: Monſieur der

Marquis bedient ſich des Handtuches. Dieſe ungewöhnliche Reinlichkeit zog dem verliebten Edelmanne anfangs einen tüchtigen Schnupfen zu, indeſſen im Feuer ſeiner Leidenſchaft achtete er Alles gering, was nicht ſeine tugendhafte Geliebte betraf. Das Waſchen blieb nicht die einzige neue Gewohnheit; es folgte die, täglich ein friſches Hemd anzuziehen. Die Königin von Navarra lächelte eines Tages, und am nächſten kamen ſchon ausgeſandte Reiter mit Stoffen und Schneidern zurück. Als der kleine Edelmann in ſeinen neuen, modiſchen Kleidern vor der Königin erſchien, erröthete ſie; am andern Tage duftete er von Wohlgerüchen. Ein geſchickter Kammerdiener traf ebenfalls ein, und der Marquis ließ ſich Haar und Bart locken. Ja, hätte die Natur ihn nicht überflüſſig mit Wangenröthe beſchenkt gehabt, ſo würde er auch noch bis zur Schminke gekommen ſein.

Margarethe nahm jede neue Verſchönerung ihres ausgezeichneten Anbeters ganz ſo auf, wie ſelbſt ſeine Eitelkeit es nur begehren konnte, und ſchon hatte er einige Erklärungen gewagt, die deutlicher ſeine Hoffnungen ausſprachen, als plötzlich ſeinem ſcheinbar ſo nahen Glücke von einer Seite, nach welcher hin es bisher gar keiner Aufmerkſamkeit erfordert hatte, Gefahr zu drohen ſchien.

Die erſtaunlichen Veränderungen nämlich, durch welche der Marquis ſich gleichſam in einen neuen Menſchen verwandelte, konnten natürlich nicht vor ſich gehen, ohne die Aufmerkſamkeit der Marquiſe von Canillac zu erregen. Im Gegentheile war ſie denſelben mit lebhaftem Antheil gefolgt, und wenn ſie früher, wo ihr Mann ſchmutzig und zerriſſen gegangen war, eine große Gleichgültigkeit gegen ihn durchaus nicht verheimlicht hatte, ſo fand ſie ihn jetzt, wo er gewaſchen, geputzt und gekämmt

erſchien, mit einem Male ſo verführeriſch, daß der Gedanke, dieſe ganze Liebenswürdigkeit ſei der Königin von Navarra wegen entſtanden, und werde auch dieſer allein zu gute kommen, ſie mit der größten Eiferſucht erfüllte.

Nun ſchwor zwar der Marquis der Königin hoch und theuer zu, daß ſeine Frau eine Null ſei — Margarethe hatte an Madame von Marſe erfahren, wie geſcheidt und gefährlich der Haß eine ſonſt dumme Frau machen kann, und ſie verſprach es ſich ſelbſt, nicht noch ein Mal dieſe Gefahr zu laufen.

Demzufolge wurde ſie plötzlich karg an Lächeln gegen den Marquis und verſchwenderiſch mit Schmeicheleien gegen ſeine Frau. Der kleine Marquis war bereits gefangen, ſeine große Frau mußte erſt beſtrickt werden; Margarethe wagte Nichts, indem ſie ihre Künſte für einige Zeit von ihm weg und auf die Marquiſe wandte.

Es war nicht ſo leicht, die Dame zu gewinnen, wie es geweſen war, den Edelmann toll und lächerlich zu machen. Erſtens ſind die Frauen von Natur ſchlauer und mistrauiſcher, zweitens war die Marquiſe noch beſonders zum Argwohn gegen eine Schönheit geſtimmt, die ihren Mann gleichſam im Triumph wegführen zu wollen ſchien. Indeſſen Margarethe gebrauchte auch hier die Tugend wieder als ihre Bundesgenoſſin. Sie ſuchte nicht, die Marquiſe zu täuſchen; offen erwähnte ſie gegen die Frau der Gefühle, die ſie beim Manne bemerkte und beklagte. Unendlich ſchmerzlich waren ihr dieſe Gefühle, die ſie unglücklicherweiſe nicht von ſich abwenden konnte, da ſie Gefangene und daher gezwungen war, in der Gewalt des Marquis zu bleiben. Ja, jetzt wünſchte ſie die Freiheit, um der edlen Frau, die ſo gütig gegen ſie geweſen, durch ihre Entfernung nicht länger Veranlaſſung zur Eifer-

ſucht und zum Gram zu geben. Es war dieſe Prüfung ihre ſchwerſte, denn Dankbarkeit war bei ihr ein ſo inſtinktmäßiges Bedürfniß, daß die kleinſte Handlung, zu der ſie gegen die Dankbarkeit gezwungen war, ihr mehr Schmerzen machte als alle übrigen Heimſuchungen zuſammengenommen. Ihr tägliches Gebet war, daß Gott ſie zu ſich nehmen möge, damit ſie nicht länger als ein Stein des Anſtoßes auf dem Erdenpfade der edlen Marquiſe liege.

Mit einem Worte: Margarethe wußte ſich ſo rührend als Opfer einer herriſchen Leidenſchaft darzuſtellen, daß Madame von Canillac, anſtatt ſie länger anzuklagen, ſie bemitleidete, bewunderte, auf alle Art zu beruhigen ſuchte und endlich ſo ganz von der vollendeten Schauſpielerin eingenommen wurde, daß ſie die Verirrung ihres Mannes zwar noch empfand, aber doch als natürlich anerkannte und zuletzt ſogar entſchuldigte.

Jetzt war Margarethe, wo sie sein wollte. Es galt nun nur noch, den Marquis auf eine gute Art aus dem Schlosse zu bringen; dann blieb ihr, allein mit der vollkommen verblendeten Frau, bei der Ausführung ihres lange überlegten Streiches kaum noch eine Schwierigkeit übrig.

Aber wie den Marquis fortbringen? fragte Madame von Duras, die auch in dieser Angelegenheit die Vertraute der Königin war.

Die Gelegenheit wird sich finden, antwortete Margarethe, und seid gewiß, ich werde sie beim Stirnhaare zu ergreifen wissen, denn ich habe es übersatt, der albernen Marquise den Hof zu machen.

Am Nachmittage kam die alberne Marquise, wie gewöhnlich, die Königin zu besuchen; jetzt jedoch hieß sie die edle Marquise.

Die Tugend ist ein schöner Gesprächsstoff, indessen kann sie nicht für alle Gespräche aus-

reichen. Die Damen unterhielten ſich daher heute zur Abwechſelung ein Mal von Putz.

Ich hätte Euch wol an einem Hoffeſte ſehen mögen, Madame, äußerte nach einigen Schilderungen, die Margarethe entworfen hatte, die Marquiſe; Ihr müßt wunderſchön ausgeſehen haben.

Margarethe ſchüttelte lächelnd den Kopf. Der Marquiſe gegenüber war ſie ſowol beſcheiden wie tugendhaft.

Läugnet es nur nicht, Madame, antwortete Madame von Canillac auf dieſe Bewegung. Ich habe Recht, es zu wünſchen — nicht wahr, Madame von Duras?

Die Hofdame beſtätigte natürlich.

Wie Schade, daß Ihr Eure ſchönen Anzüge alle zu Agen im Stich laſſen mußtet, fuhr die Marquiſe fort.

Ja, da war keine Zeit, um an Putz zu denken, erwiederte Margarethe. Ich dankte

noch Gott, daß ich durch den braven Monſieur von Marſe wenigſtens meinen Schmuck wiedererhielt. Aber da fällt mir ein — habt Ihr denn ſchon meinen Schmuck geſehen?

Wie ſollte ich Euern Schmuck geſehen haben, Madame? Ihr habt ja noch nie welchen getragen?

Ich werde ſchwerlich jemals wieder welchen tragen, bemerkte die Königin mit ergebungsvollem Lächeln. Doch Euch macht es vielleicht Freude, ihn zu ſehen? Dann ſähet Ihr wenigſtens etwas aus der Zeit meiner Eitelkeit.

Madame von Canillac war ganz Begierde, und Madame von Duras brachte den Schmuck herbei.

Der kleine Marquis war bei den Ausgaben, die er ſeiner Frau für ihren Putz geſtattet hatte, immer nach den Grundſätzen verfahren, die er in Betreff ſeiner eigenen Kleidung ausübte. Das heißt ſo viel ſagen, wie daß die

Marquiſe ſtets nur gerade genug gehabt hatte, um ſich nothdürftig ſtandesgemäß zu kleiden, und daß von Schmuck nie geträumt, noch viel weniger je geredet worden war.

Ihr Entzücken bei dem Anblick der prachtvollen Schmuckſachen war daher vollkommen ſo groß, ſo laut und, um es zu ſagen, ſo kindiſch, wie ein Landfräulein von ſechzehn Jahren es nur hätte äußern können.

Herr mein Gott! rief ſie ein Mal über das andere, iſt es denn möglich, daß es ſolche Steine gibt? Iſt denn ſolche Pracht auf Erden? Ich dachte, um ſo etwas zu ſehen, müßte man erſt ins Paradies kommen. Heilige Jungfrau, wie das blitzt! Heilige Mutter Gottes, wie das brennt! Das iſt ja wie rothes Feuer! Das iſt ja wie Blau vom hohen Himmel! Das iſt ja wie Glanz aus dem Regenbogen! Und das Gold! Kann das Gold ſo gearbeitet werden? Ach Gott, ich könnte närriſch vor Freude werden.

Madame von Duras biß ſich in die Lippen, um nicht zu lachen. Margarethe ſagte ſanft: Es freut mich, daß dieſe glänzenden Spielereien Euch Vergnügen machen. Für mich haben ſie keinen andern Werth mehr als den der Erinnerung. Wenn man ſich Gott gegeben hat, dann bedarf man des irdiſchen Schmuckes nicht mehr.

Die Marquiſe hörte nicht auf dieſe Redensarten; ſie wühlte in den Geſchmeiden. Ein Gedanke traf Margarethe. Ihr Auge glänzte. Sie blickte einige Augenblicke ſtarr vor ſich hin. Dann erleuchtete ein triumphirender Ausdruck für eine Sekunde ihr ſcheinheiliges Antlitz. Der Gedanke war zum Entſchluß geworden.

Laßt mich Euch ein Mal mit dieſen Rubinen ſchmücken, meine Liebſte, ſagte ſie zur Marquiſe.

Dieſe betrachtete, zwiſchen Scheu und Luſt

ſchwankend, das prachtvolle Diadem, welches die Königin in die Hand genommen hatte; dann wich ſie zurück und ſagte: Nein, nein; das iſt zu ſchön für mich.

Ihr habt wol noch nie darüber nachgedacht, wie ſchön Ihr ſeid? fragte Margarethe mit bezauberndem Lächeln.

Ich, ſchön? fragte lachend die Marquiſe. Ach, du lieber Gott!

Ich ſage Euch, daß Ihr es ſeid, erwiederte die Königin. Wäret Ihr nicht immer allein geweſen, hättet Ihr Gelegenheit zu Vergleichungen gehabt, ſo würdet Ihr Euch Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Jetzt kennt Ihr Eure Gaben nicht, und wenn auch die Demuth die herrlichſte Krone iſt, welche die Schönheit tragen kann, ſo macht es einer Frau doch Freude, ſich ſchön zu wiſſen. Ich wenigſtens habe in den Jahren meiner Jugend mich immer gern ſchön nennen hören.

Ja, Ihr, Madame! Ihr ſeid es auch.

Sage ich Euch nicht, daß Ihr es auch ſeid?

Ich kann es nicht glauben.

Glaubt Ihr denn, daß ich Euch Lügen ſagen werde?

Nein, aber daß Ihr mich mit den Augen der Freundſchaft ſeht.

Meine Liebe, die Freundſchaft verwandelt nicht die Geſichter. Das thut nur die Liebe. Glaubt mir daher auf mein Wort, daß Ihr ſchön genug ſeid, um dieſes Rubinendiadem für einige Minuten tragen zu können.

Die Marquiſe gab verſchämt nach. Das Diadem wurde angepaßt, und ſowol Margarethe, wie Madame von Duras erſchöpften Beide ſich in Ausrufungen, wie wunderſchön es der Marquiſe ſtehe.

Nur im blonden Haare darf man Rubinen tragen, ſagte die Königin mit geſetzgebender Beſtimmtheit.

Plötzlich! Und wie das Herz der Gräfin die etwas kalte Hand von Madame der Marquise fühlt! Ernestine Madame von Durad.

Ich muß Euch noch weiter schmücken, rief Margarethe.

Die Aermste, die arme Marquise auf eine unglückliche Art. Die Karten und Haldänder umfingen ihre Brust wie mit einem Harnisch. Da arme Frau hatte noch nie so abgeschmackt ausgesehen. Wie so war sie. Obwohl sie sich sie in diesem Augenblick so entsetzlich häßlich, daß die Marquise sie sehen mege.

Die Königin erstieg indes andern Mantel. Madame von Durad, sagte sie, lasse Madame die Marquise einladen. Zum Mann muß Euch schon, daß sie der ernsthaften Mar- quise an.

Er sind sagen, daß sich prächtigen Dinge sich nicht sie nicht schicken, meinte Madame von Caroline.

Dann hat er es mit mir zu thun, ſprach Margarethe.

In der That machte ſie dem Marquis bittere Vorwürfe, als er wirklich den Ausſpruch von ſich gab, den ſeine Frau erwartet hatte.

Ihr wißt gar nicht, welchen Schatz Ihr habt, ſchloß ſie. Ich kann Eure Ungerechtigkeit nicht gut machen, aber wenigſtens will ich zeigen, daß ich ſie nicht theile. Madame von Canillac, fuhr ſie fort, behaltet den Schmuck, den Ihr tragt. Ich wüßte keine ehrenvollere Beſtimmung für ihn. Behaltet ihn zum Andenken an die unglückliche Königin von Navarra, und wenn ich längſt geſtorben bin, dann erinnert Euch, wenn Ihr ihn anlegt, noch an meine zärtliche Freundſchaft für Euch.

Die Marquiſe brach nach der erſten Betäubung in unſinnige Dankbezeigungen aus; der Marquis aber hatte ſeine kleine Stirn ge-

waltig zuſammengezogen. Da wandte Margarethe ſich an ihn.

Ihr ſehet finſter aus, Monſieur Marquis? Ihr ſeid auf die Beweiſe von Zuneigung eiferſüchtig, die ich Eurer Frau gebe? Glaubt Ihr, daß ich Eurer vergeſſen werde? Nein, wenn ich Euch auch darin tadle, daß Ihr die Perle, die Gott Euch geſchenkt, nicht ganz zu würdigen verſteht, ſo bin ich Euch doch, was mich perſönlich betrifft, zu vielen Dank ſchuldig, um nicht zu wünſchen, daß es mir möglich wäre, meine Verpflichtungen gegen Euch wenigſtens theilweiſe abzutragen. Lange habe ich bei mir die Mittel dazu erwogen, und bin dieſen Morgen endlich zu einem Beſchluß gelangt, den ich Euch mitzutheilen jetzt mit Freuden die Gelegenheit ergreife. Erlaubt mir, Euch mein Hôtel in Paris und mein Landgut bei Senlis zum Geſchenk zu machen.

Der Marquis hatte eine bedeutende Leiden-

ſchaft für das Bekommen. Das überraſchende und beträchtliche Geſchenk betäubte ihn ganz, und was Margarethe erſt durch Schlauheit zu erreichen gehofft hatte, darauf kam er ſelbſt.

Ich werde ſelbſt mit Euern Schenkungen nach Paris reiſen, ſagte er. Soll ich erſt einen Anwalt nehmen, ſo koſtet das Geſchäft mir viel Geld und wird trotzdem nachläſſig betrieben. Beſſer, ich mache es ſchnell in eigener Perſon ab.

Es könnte ihr wieder leid werden, wenn Zögerungen einträten, äußerte er heimlich gegen ſeine Frau. Man muß feſthalten, was man in die Hände bekommen hat.

Margarethe ſchrieb ihre Schenkungen, und der Marquis reiſte ab. Aber ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, ſo kamen Briefe von Margarethen doch noch vor ihm an, und in denen erſuchte die Königin alle Magiſtratsperſonen, an welche der Marquis ſich wenden ſollte, keine von ihr ausgeſtellte Urkunde als ächt anzuerkennen.

Demnach brachte der Marquis umsonst seine Schenkungen vor. Die Behörden bedauerten und konnten sie nicht annehmen. Die Königin hatte sie zum Stillschweigen verpflichtet; folglich gelang es dem Marquis ebenso wenig, eine Erklärung zu erhalten, wie in Besitz gesetzt zu werden. Wüthend auf alle Präsidenten und Parlamentsräthe beschloß er endlich, nach Usson zurückzukehren und von Margarethen Papiere zu begehren, die mehr in Form Rechtens ausgestellt wären, da traf ihn ein Brief seiner Frau wie ein Donnerkeil. Die Königin von Navarra hatte mit Hülfe zahlreicher Mannschaft, die ihr aus Orleans gesandt worden war, sich zur Herrin von Usson gemacht und die arme Marquise aus dem Schlosse verjagt.

Achtzehntes Kapitel.

Im Jahre 1590 ſaßen zwei Perſonen an einem Fenſter des Schloſſes Uſſon einander gegenüber. Es waren die Königin Margarethe von Valois und der Abbé von Brantôme, der als ihr unveränderter Anhänger zum Beſuche zu ihr gekommen war.

Unten im Lande war es Frühling und Abend, und die Königin hatte lange ſinnend hinabgeblickt, während Brantôme ſeine Augen auf ihr ruhen ließ.

Als ſie ſich nach dieſem Schweigen wieder zu ihrem alten Freunde wandte und ſeinem

innigen Blicke begegnete, deutete ſie mit wehmüthigem Lächeln hinaus.

Dort wieder Auferſtehung, ſagte ſie leiſe. Die Natur iſt ewig jung. Und wir?

Ich habe Euch nicht verändert gefunden, Madame, ſprach Brantôme. Meinem Auge erſcheint Ihr noch ganz ſo ſchön wie damals, wo der König Karl noch lebte.

Margarethe machte eine graziöſe, aber zerſtreute Bewegung des Verneinens; dann ſprach ſie: Mein Gott, welche Veränderungen, welcher Unterſchied zwiſchen damals und jetzt! Damals war ich die Schweſter des Königs, und jetzt bin ich die letzte Valois.

Brantôme hatte Thränen im Auge, als er leiſe erwiederte: Ja, ich habe das Haus meiner Könige ausſterben ſehen.

Und ſo ſchnell, ſprach ſie lebhaft. Mein Gott, in Jahrhunderten kann ein Königsgeſchlecht wol ausſterben — dann geſchieht es

langſam, naturgemäß — dann erſchreckt es nicht ſo. Aber in funfzehn Jahren!

In funfzehn Jahren? wiederholte Brantôme rechnend. Ja wol, ſagte er dann, im Jahre vierundſiebenzig der König Karl, im Jahre vierundachtzig Monſieur, und voriges Jahr der König. Ihr habt Recht, Madame; binnen funfzehn Jahren habt Ihr alle Eure Brüder verloren.

Und nicht ſie allein. Meine Schweſter von Schottland — meine Mutter, meine Schweſtern von Oeſterreich und von Lothringen. Mein Gott, der Tod hat eine reiche fürſtliche Ernte gehalten, und ich ſtehe wie ein einzelner Halm auf einem abgemähten Felde.

Und auf welche Art die meiſten der Meinen geſtorben ſind, fuhr ſie fort, indem ein Fröſteln ſie überrieſelte. Daran zu denken, macht Schauer.

Die ſchöne Königin von Schottland — die

arme, ſchöne Königin, ſprach Brantôme ſchmerzlich. Ihr, Madame, und ſie, ihr Beide erſchient mir immer als ein Zwillingsgeſtirn von Schönheit.

Von dem der ſchönſte in Blut untergegangen iſt.

Nicht der ſchönſte. So herrlich die Königin Maria Stuart an Gaben auch bedacht war, Euch kam ſie nicht gleich. Auf der ganzen Erde kenne ich nichts Schöneres als Euch.

Margarethe reichte dem armen Brantôme gerührt die Hand. Und ich hatte nie einen treueren Freund als Euch.

Ihr ſagt, was auch Monſieur von Guiſe immer ſagte, wenn wir von Euch ſprachen, erwiederte Brantôme, indem er die ſchöne weiße Hand ehrfurchtsvoll küßte. Dann ſetzte er hinzu: Das iſt einer mehr, der ein entſetzliches Ende gehabt hat.

Ein Ende, das ich nicht erwartet hätte.

Ihr glaubtet den König nicht muthig genug zu einem solchen Befehle?

Nein, darin kannte ich ihn, daß er mitten in seiner Schlaffheit auf das Unerwartetste der gewaltsamsten Entschlüsse fähig war. In der Weichlichkeit lag bei ihm immer der Tyrann verborgen, wie der Tiger zwischen Blumen. Aber ich hielt den Herzog für zu mächtig, und hätte weit eher erwartet, den König im Kloster zu sehen, wie es ja auch die entschiedene Absicht der Ligue war. Man hat mir erzählt, Madame von Montpensier habe ganz öffentlich ihre goldene Schere gezeigt und geäußert, damit wolle sie dem Könige die Tonsur scheren.

Ja wol, sie legte sich durchaus keinen Zwang auf. Es ist eine muthige Dame, die ihr Wort sagt. Indessen wurde sie doch erst nach dem offenbaren Bruche so offenherzig; vorher, ehe Monsieur von Guise nach Paris kam, war sie klug und verschwiegen genug, so daß sie sogar

die Königin-Mutter getäuſcht hat, und Ihr wißt, was das für eine Frau war.

Ich habe die Begebenheiten in Paris niemals ſo recht im Zuſammenhange gehört, meinte Margarethe.

Erlaubt Ihr, daß ich ſie Euch erzählen darf? fragte Brantôme eifrig.

Ihr werdet mir ein großes Vergnügen machen, erwiederte ſie freundlich.

Der gute Abbé wünſchte gar nicht mehr. Ihr wißt, Madame, daß nach der Schlacht von Coutras, wo der König von Navarra den ſchönen Sieg erfocht, der Herzog d'Epernon zu ſeinen übrigen Würden auch noch die des Großadmirals erhielt, die der arme Herzog von Joyeuſe beſeſſen hatte. Ah, Madame, wißt Ihr aber auch, welchen ſchönen Tod Monſieur von Joyeuſe gehabt hat? Es war ein ſo braver Edelmann wie nur einer, und ich wundere mich nicht über den Schmerz, mit welchem der

König ihn beweint hat. Iſt doch ſelbſt der König von Navarra über ſeinen Tod gerührt geweſen. Man kann aber auch keinen ſchönern Tod haben. Monſieur von Saint-Luc ſagte zu ihm: Die Schlacht iſt verloren; was bleibt uns nun noch? — Zu ſterben, antwortete Monſieur von Joyeuſe, und er ſtürzte ſich in das Gedränge und fiel. Das iſt ſehr ſchön. Aber auch der König von Navarra hat an dieſem Tage Thaten gethan, die des großen Connetable von Bourbon würdig ſind. Vor dem Beginne der Schlacht ſprach er zu den Prinzen, die bei ihm waren: Ich ſage euch Nichts, als daß ihr von bourboniſchem Geblüte ſeid, und, bei Gott, ich werde euch zeigen, daß ich euer Aelteſter bin. Darauf erwiederte der Prinz von Condé ſogleich: Und wir werden Euch zeigen, daß Ihr gute Cadets habt. Und beide Prinzen hielten Wort; man ſagt allgemein, daß in Frankreich lange kein ſo

ſchöner Sieg erfochten worden wie der bei Coutras.

Leider von Franzoſen gegen Franzoſen, bemerkte Margarethe. Aber Ihr wolltet mir von der Art erzählen, auf welche die neue Spannung zwiſchen dem Könige und Monſieur von Guiſe entſtand.

Ach ja, erwiederte Brantôme, ſich beſinnend. Nun ſeht, Madame, Monſieur von Guiſe war neidiſch auf Monſieur d'Epernon. Zwei gleich hochſtrebende Geiſter bleiben ſelten in Einigkeit — einer will immer höher als der andere. Stoßen nun Beide in den hohen Räumen, wohin die Flügel ihres Ehrgeizes ſie getragen, unverſehens aneinander, ſo gibt es Kampf.

Den hat es zwiſchen Meſſieurs von Guiſe und d'Epernon mehr als ein Mal gegeben, und ich weiß auch davon zu erzählen. Wäre bei meiner letzten Anweſenheit in Paris d'Epernon nicht meiner Freundſchaft mit dem Hauſe

von Guiſe wegen mein ſo erbitterter Feind geworden, ich hätte nicht die Schmach erlebt, die mich damals getroffen hat.

Aber als Monſieur d'Epernon ſpäter nach Nerac kam, habt Ihr ihn doch empfangen, Madame?

Weil der König von Navarra ganz beſonders zu mir kam, um mich darum zu bitten. Mit welchem Herzen ich es gethan, das mag ich Euch nicht ſchildern. Ueberhaupt, wie bin ich mit Demüthigungen genährt und mit Bitterkeit getränkt worden!

Brantôme betrachtete die ſchöne Klagende mit tiefem Mitleid. Sie gewahrte es, ſtrich ſich den Schatten der Erinnerung von der Stirn fort, lächelte dem treuen Freunde zu und ſprach: Denken wir nicht daran. Erzählt mir lieber. Wir kommen gar nicht weiter in unſerer Geſchichte.

Es locken uns gar zu viele Erinnerungen

davon ab, gerade wie einladende Nebenpfade von der Straße, die man reiſen will, bemerkte Brantôme.

Sie ſchüttelte den Kopf. Meine Erinnerungen ſind nicht einladend.

Ihr müßt doch ſchöne, ſehr ſchöne haben, Madame, ſprach Brantôme feurig. Denkt daran, wie Ihr bewundert und angebetet worden ſeid.

Aber bin ich glücklich geweſen?

Wart Ihr es nie?

Nein, nie, nie in der Vergangenheit. Seit ich unabhängig hier wohne, ja. Mir iſt es, als hätte Gott mir eine Arche des Heils gewährt, in welcher die Stürme, die draußen brauſen, mich nicht treffen können.

Ja, große Stürme ſind in Frankreich geweſen, ſprach Brantôme gedankenvoll.

Und Ihr wolltet mir den Weg ſchildern, den ſie genommen, um zu verwüſten, ſagte

Margarethe, mit einem Lächeln die abermalige Mahnung begleitend.

Brantôme lächelte auch und begann seine Erzählung auf das Neue.

Nicht nur Monsieur von Guise war neidisch auf Monsieur d'Epernon, sprach er, der König war es auch, und zwar auf Monsieur von Guise. Dieser hatte, wie Ihr wißt, die Truppen geschlagen, die unter dem Baron von Dohna aus Deutschland denen von der Religion zu Hülfe kommen wollten, und über diesen Sieg waren die Pariser so außer sich, daß es schien, als gäbe es in der Welt weiter keinen Helden als Monsieur von Guise. Gewiß, es war auch ein schöner Sieg; aber ebenso natürlich war es auch, daß dem König die große Begeisterung seiner Pariser für den Sieger unangenehm war.

Dieser Unannehmlichkeit hätte er leicht entgehen können, wenn er sich die Mühe

gegeben hätte, dieſen Sieg ſelbſt zu erfechten.

Was wollt Ihr, Madame? Monſieur von Guiſe hatte das Glück gehabt, und der König war, wie Ihr wißt, in den letzten Jahren etwas träge. Gleichwol hat er auch zwei ſchöne Siege erfochten.

Ja, bei Jarnac und Moncontour; aber Siege ſind wie Gerichte: die friſchen werden vorgezogen.

Das iſt ſehr wahr, Madame, indeſſen was wollt Ihr? Dem Könige war die Begeiſterung ſeiner Pariſer unangenehm, und er ließ dem Herzog von Guiſe wiſſen, es würde ihm lieber ſein, wenn er, Monſieur von Guiſe nämlich, fürs Erſte nicht nach Paris käme.

Das rechte Mittel, die Pariſer abzukühlen.

Auch flammte die Liebe für Monſieur von Guiſe und der Haß gegen Monſieur d'Epernon

immer höher auf. Endlich erſchien Monſieur von Guiſe plötzlich in der Stadt, wie er ſagte, um ſich beim Könige wegen der Verläumdungen zu rechtfertigen, die über ihn umliefen. Auch kam er in einem ganz beſcheidenen Aufzuge an; nur ſieben Perſonen waren mit ihm.

O, er war klug!

Ja wol, Madame; er kannte ſeine Leute, denn in wenigen Minuten hatte er ein Gefolge von Tauſenden, und das Volk ſang Lieder und ſtreute Blumen.

Er verſtand es, Herzen zu gewinnen.

Er ſtieg bei der Königin-Mutter ab, um ſich ihre Vermittelung zwiſchen dem Könige und ihm auszubitten. Da ſagen nun Einige: die Königin-Mutter ſei ſehr erſchrocken geweſen, indem noch am Tage vorher Madame von Montpenſier ihr verſichert habe, daß Monſieur von Guiſe gewiß nicht nach Paris kommen werde. Andere ſagen, ſie ſelbſt habe ihn hin-

berufen, um wieder ein Mal Gelegenheit zu haben, dem Könige zu zeigen, wie nöthig ſie ihm ſei. Ich weiß nicht, was wahr iſt.

Aber ich weiß es, ſprach Margarethe mit Bitterkeit.

Und was glaubt Ihr, Madame?

Daß ſie den Herzog aufgefordert hat.

Das Eure Meinung?

Ihr habt meine Mutter gekannt, und könnt eine andere haben? Doch fahrt fort. Man hat mir geſagt, die Königin habe ſich ſogleich in den Louvre tragen laſſen, und der Herzog ſei entblößten Hauptes neben ihrem Tragſeſſel hergegangen?

So war es; Niemand konnte ehrfurchtsvoller ſcheinen als Monſieur von Guiſe. Derweile ſchrie das Volk: Es lebe der Herzog von Guiſe! Es lebe der Pfeiler der Kirche!

Und Mademoiſelle von Vitry ſtieg auf eine Bude, riß ihre Maske ab und rief

ihm zu: Guter Prinz, nun du da biſt, ſind wir Alle gerettet. Iſt das auch wahr?

Buchſtäblich.

Und was antwortete der Herzog dem Fräulein?

Er machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging weiter neben der Königin-Mutter her.

Und der König?

Der war, als er die Nachricht empfing, in ſeinem Kabinette, und der Hauptmann Alfonſo Ornano war bei ihm.

Ah, der Corſe mit den kohlſchwarzen Augen?

Ja, ſeine Augen ſind ſo ſchwarz und auch ſo glühend wie Kohlen, und es war nicht ohne Gefahr für Monſieur von Guiſe, daß er ſich gerade bei dem Könige befand.

Er gab corſiſche Rathſchläge?

Nicht anders. Der König fragte ihn: Wenn Ihr an meiner Stelle wäret, was würdet Ihr thun? Sire, ſprach er, ſagt mir erſt

ein Wort: haltet Ihr den Herzog für Euern Feind, oder Euern Freund? Hierauf machte der König eine Bewegung — Ihr wißt, sein Geberdenspiel war ausdrucksvoll?

O ja, sein Lächeln konnte schneiden wie ein Messer.

Alfonso verstand ihn also und sagte: Mir dünkt, ich sehe, welches Urtheil Ew. Majestät gefällt hat. Ist dem so, dann will ich, gefällt es Euch, mich mit diesem Auftrage zu beehren, Euch noch heute den Kopf des Herzogs zu Füßen legen.

Brav gesprochen, und hätte der König da den Herzog gefangennehmen und, waren Gründe da, ihm den Prozeß machen lassen, so hätte man Nichts dagegen sagen können. Aber freilich, das wäre zu königlich gewesen!

Ja, an Lust hatte es dem Könige wol nicht gefehlt; aber er hatte zu viel Furcht. Ich begreife das — Monsieur von Guise hatte

eine Art, die es nicht leicht machte, ſich an ihn zu wagen. So ging denn die Unterredung ganz friedlich ab, und Monſieur von Guiſe ſagte zum Könige daſſelbe, was er zur Königin-Mutter geſagt: daß er nämlich gekommen ſei, Se. Majeſtät zu bitten, daß ſie den Verläumdungen wider ihn keinen Glauben ſchenken möchte. Auch in den nächſten Tagen benahm Monſieur von Guiſe ſich ganz als ein loyaler Unterthan, und als das Volk an dem berühmten zwölften Mai wider die Truppen anſtürmte, die der König hatte einrücken laſſen, und die es nicht haben wollte, da kam der Herzog nicht nur aus ſeinem Hôtel, um dem Volke Einhalt zu thun, er ermahnte es auch, nicht ihn, ſondern den König leben zu laſſen.

Ja, er wußte wohl, daß er aus einem Abgott ein Aufrührer werden würde, ſobald er das Schwert gegen ſeinen König zöge,

erwiederte die Königin gedankenvoll. Er war von Jugend auf ein Meiſter im Rechnen.

So meint Ihr, daß er doch die Abſicht gehabt, den König zu entthronen?

Nicht ſo; er wollte den König nicht entthronen, er wollte es nur benutzen, wenn das Volk ihn entthront haben würde. Aber daß er das Volk im Geheimen mit ſicherer Hand zu dieſer Gewaltthat hinleiten wollte, iſt wol klar, und es wäre ihm auch gelungen.

Der König mußte wol noch mehr von ihm fürchten, da er auf ein Mal Hals über Kopf Paris verließ.

Ungefähr ſo, wie ich Agen verließ, bemerkte Margarethe ſpöttiſch.

Wenigſtens mit verkehrten Sporen. Aber er ſagte: Das iſt Alles eins; ich reite jetzt nicht, um meine Geliebte zu beſuchen. Und damit ritt er fort nach Chartres.

Und Paris ſchrie nach der Majeſtät, wie

ein ungezogenes Kind nach ſeiner Wärterin ſchreit, die es liegen ließ, weil es ungezogen war?

Ja wol, es gab Geſandtſchaften ohne Ende an den König. Alle Körperſchaften, die Königin-Mutter, Monſieur von Guiſe ſelbſt — Alles kam und bat — umſonſt. Ich werde Euch davon noch viele komiſche Geſchichten erzählen, wenn Ihr mir geſtattet, einige Tage bei Euch bleiben zu dürfen.

Mein Freund, ſprach Margarethe herzlich, mir könnte Nichts angenehmer ſein. Freilich müßt Ihr bei einer armen Königin keinen Glanz erwarten — ich bin arm; aber Ihr werdet an Nichts denken als an das Vergnügen, mich wiederzuſehen, denn ich weiß, Ihr habt alle die Zuneigung, die Ihr für unſer Haus gefühlt, auf die einzelnen Trümmer übergetragen, die bei dem Untergang deſſelben noch übrig geblieben ſind.

Brantôme erwiederte hierauf mit gleicher Wärme; dann kamen Beide wieder auf den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung zurück, und Margarethe fragte Brantôme: ob er die Ungnade d'Epernon's, die auf die einstimmigen Vorstellungen hin erfolgt sei, für wahr gehalten habe?

Brantôme meinte, der König sei bekanntlich so veränderlich gewesen, daß man wol annehmen könne, er selbst habe seinen Günstling satt gehabt.

Nein, antwortete Margarethe, in diesem Falle glaube ich nicht an veränderte Gesinnung bei ihm, sondern vielmehr, daß die Entfernung d'Epernon's ein Mittel sein sollte, Monsieur von Guise sicher zu machen. Oder glaubt Ihr, der Herzog hätte sich so unbefangen am Hofe gefühlt, wenn er seinen stolzen Nebenbuhler immer neben sich gesehen hätte?

Das kann wol sein, Madame; ich glaube

ſogar, daß es iſt, denn wie ſollte Euer Geiſt nicht das Richtige treffen? erwiederte der bewundernde Brantôme, der Margarethen jetzt nicht weniger ſchmeichelte, als da ſie einſt im vollen Glanz ihrer Geburt im Louvre wohnte.

Margarethe antwortete nicht auf die Schmeichelei, ſondern ſprach gedankenvoll: Dennoch begreife ich nicht, wie der Herzog dem Könige ſo ganz vertrauen konnte.

Ich glaube nicht, daß es ſowol Vertrauen auf den König, wie Vertrauen auf ſein Glück war, was ihn ſo ſicher machte.

Ja, er war übermüthig geworden. Sein Stern hatte zu lange in unbewölktem Glanze geleuchtet.

Um auf ein Mal zu fallen.

Nie ſtand er höher, als da er fiel.

Nein, der König ſchien, als die Ausſöhnung erſt geſchehen war, nur noch einen Willen zu haben, und zwar den von Monſieur dem Herzog.

Der Herzog war ja Generallieutenant?

Er begehrte auch die Würde des Connetable und eine Garde, und der König hatte halb zugesagt.

Daß er da nicht angehalten und gedacht hat: Ist das nicht zu viel?

Seine Stunde mußte geschlagen haben.

Wurde er nicht gewarnt?

Ja, am Abend vorher durch einen Zettel ohne Unterschrift. Auch Madame von Noirmoutiers, bei der er die Nacht zubrachte, soll ihn beschworen haben, vorsichtig zu sein.

Die Marquise von Noirmoutiers war Charlotte von Sauve. Sie hatte, Wittwe geworden, aus was für Gründen dürfte schwer zu bestimmen sein, zum zweiten Male geheirathet, war aber dabei ihrer einzigen wahren Liebe unerschütterlich treu geblieben.

Brantôme erzählte weiter. Das schauerliche Gemälde von der Ermordung Guise's

entrollte ſich in den bekannten Räumen des Schloſſes von Blois vor ihren Augen.

Iſt es wahr, daß er halbohnmächtig ward, als er in den Staatsrath getreten war? fragte ſie.

Brantôme bejahte. Margarethe ſchauderte. Da hat der Geiſt ihn berührt, ſagte ſie.

Ob er nicht an Monſieur von Coligny gedacht haben ſollte? fragte Brantôme.

Vielleicht, ſprach Margarethe gedankenvoll. Aber was ich mir ganz vorſtellen kann, das iſt die Erſtarrung, welche dieſe Nachricht durch das Schloß verbreitet hat.

Nein, Ihr könnt ſie Euch nicht denken, erwiederte Brantôme. Es ſoll geweſen ſein, als ſei ein Donnerſchlag niedergefallen.

So meine ich es. Etwas Unerhörtes, auf ein Mal da, auf ein Mal wirklich.

Aber der König hatte ſein Spiel auch meiſterhaft verborgen.

O, er verſteht ſich nicht blos äußerlich zu ſchminken.

Man ſagt für ganz gewiß, die Königin-Mutter ſei nur aus Gram darüber geſtorben, daß der König ihr in dieſer Sache kein Vertrauen geſchenkt habe. Sie habe daraus, daß er eine ſolche That für ſich ganz allein habe beſchließen und ausführen können, zu deutlich geſehen, daß ſie ihm gänzlich überflüſſig ſei.

Margarethe lächelte herb. Sie hat ihn dazu erzogen, ihr das Herz zu brechen. Uns Andere, die wir ſie mehr geliebt hätten, uns hat ſie zurückgeſtoßen.

Sie hat Euch enterbt, Madame? fragte Brantôme mit Theilnahme.

Was konnte ich anders von ihr erwarten? erwiederte Margarethe. Seit ihr Götzenbild mir nicht länger gnädig war, was war ich da in ihren Augen anders als ein werthloſes Weſen? Doch Gott ſei ihr gnädig. Sie iſt ein-

ſam geſtorben, wie ſie meinen Bruder ſterben ließ.

Noch immer nannte Margarethe Franz von Valois vorzugsweiſe ihren Bruder. Manche Neigung wurzelt ſo tief, daß ſie nicht aufhört, aus dem Herzen zu treiben, auch wenn ſie durch Nichts genährt wird.

Brantôme ſagte jetzt: Verzeihet Madame Eurer Mutter. Sie war eine große Königin.

Ich will keine Steine auf ihr Grab werfen, antwortete Margarethe. Das Gericht gehört Gott und nicht uns. Ich verzeihe meiner Mutter.

Katharina von Medicis bedurfte der Verzeihung ihrer Tochter.

Wohl ihr, daß ſie nicht länger gelebt, bemerkte Brantôme. Was hätte ſie angefangen, wenn ſie ihren Sohn ermordet geſehen hätte?

Was Madame von Nemours gethan hat:

um Rache geſchrieen. Aber es wäre nicht, wie bei Madame von Nemours eine ganze Stadt dageweſen, um ihr zu antworten.

Ja, Paris hat der Mutter der Guiſen mit einer Stimme geantwortet. Und jetzt noch — glaubt mir, es wird lange dauern, ehe der König in Paris einziehen kann.

Iſt der Sieg bei Ivry nicht ſo ziemlich entſcheidend?

Für Frankreich vielleicht, aber nicht für Paris. Frankreich iſt nicht Paris.

Nein, Paris iſt eine Welt für ſich, erwiederte Margarethe ſinnend, und ſetzte dann mit einem leichten Seufzer hinzu: Werde ich es je wiederſehen?

Wünſchet Ihr es?

Weiß ich das? Doch, faſt glaube ich, ja. Die Erinnerung zieht doch, auch wenn ſie nur traurige Dinge zu ſagen hat.

Aber wenn der König erſt dort eingezogen

iſt, meinte Brantôme, dann gebührt es Euch ja, dort zu wohnen.

Gebührt es mir, ſo werde ich nicht bekommen, was mir gebührt, ſagte die Königin halb ſcherzend, halb traurig. Glaubt mir, eine eheliche Ausſöhnung zwiſchen dem Könige, meinem Manne, und mir iſt nicht möglich.

Aber wie iſt es möglich, daß der König von Navarra — es wird mir noch immer ſo ſchwer, ihn den König zu nennen, unterbrach Brantôme ſich hier.

Natürlich, da Ihr immer gewohnt waret, nur Söhne des Hauſes von Valois auf dem Throne zu ſehen, bemerkte die Königin. Doch was wolltet Ihr ſagen?

Daß ich nicht begreife, wie der König, der doch ſo vielen Sinn für Schönheit hat, gerade die ſchönſte Frau nicht lieben ſoll.

Was wollt Ihr? Es iſt doch ſo und nicht anders. Wir müſſen es als ein Verhängniß

annehmen, gegen das kein Auflehnen hilft und wofür es keine Erklärung gibt. Uebrigens würde es mir jetzt durchaus zu Nichts helfen, wenn auch der König mich im Anfange unserer Ehe geliebt hätte, denn er hätte jetzt schon längst wieder aufgehört. Was man ihm auch für Eigenschaften zugestehe — und ich bin wahrlich nicht diejenige, welche sie läugnen wird — die der Treue gegen die Frauen ist nicht darunter.

Brantôme bejahte lächelnd. Die Gräfin von Guiche ist über die Marquise von Pons bereits ganz vergessen, sprach er.

Und hat er je eine Frau ernstlich geliebt, so war es diese, setzte Margarethe hinzu. Es ist wol ganz klar, daß die Schlacht von Coutras andere Früchte für ihn getragen hätte, wenn er nicht Ruhm und Vorsicht vergessend nach Guyenne geeilt wäre, um seine erworbenen Lorbeeren seiner Gräfin zu Füßen zu legen.

Monsieur der Prinz von Condé soll auch

damals ſehr unzufrieden geweſen ſein, antwortete Brantôme. Dann ſeufzte er und ſagte: Der arme Prinz!

Ja, er hatte Unglück in der Liebe. Die erſte Frau wurde ihm untreu, und die zweite ließ ihn vergiften.

Condé hatte ſich mitten im Kriege mit Charlotte von La Tremouille vermählt und war nach kurzer Ehe und noch kürzerer Krankheit vor zwei Jahren zu St. Jean d'Angely an Gift geſtorben.

Brantôme vertheidigte die Frau.

Aber ſie iſt doch noch gefangen, bemerkte Margarethe.

Der gute Abbé ſchwor bei ſeiner Seligkeit, die Unſchuld der Prinzeſſin würde noch einſt an den Tag kommen. Er ſprach prophetiſch.

Dann lobte er den Prinzen von Condé, ging von ihm zu einer Lobpreiſung Heinrich's III. über und ſchloß mit der Hoffnung, Margarethe

und Heinrich IV. würden sich noch vollkommen aussöhnen.

Aber ich sage Euch, das ist eine eitle Hoffnung, wiederholte Margarethe. Nicht, daß ich den König haßte — ebenso wenig glaube ich, daß seine Gesinnungen gegen mich feindlich sind. Aber daß wir in Euerm Sinne uns miteinander aussöhnen, das ist unmöglich.

Warum denn unmöglich, Madame? fragte Brantôme überredend wie ein Anwalt, der seiner Zuhörerschaft seine Meinung annehmbar machen will. Wer hätte je gedacht, den verstorbenen König und unsern jetzigen noch auf Erden in guter Freundschaft zu sehen, und sehet, im Parke von Plessis-les-Tours haben Beide einander doch wie Brüder aus einem Leibe umarmt, und das Entzücken des Volkes über ihre Vereinigung war so groß, daß es eine Viertelstunde währte, ehe sie vor dem Gedränge zu dem äußern Zeichen ihrer neuen

Liebe, zu der brüderlichen Umarmung gelangen konnten.

Erwägt die Beweggründe, die der König, mein Bruder, hatte, um unſerm jetzigen Könige entgegenzukommen, und dann fragt Euch, welche wol der König haben könnte, mich aufzuſuchen, und Ihr werdet nicht daraus, daß damals jene Vereinigung geſchehen, auf eine Vereinigung zwiſchen dem Könige und mir ſchließen können. Der König, mein Bruder, ſtand faſt allein, ſein Reich haßte ihn, ſeine Hauptſtadt hatte ihn abgeſetzt, die Ligue ſtand in Waffen, Rom und Spanien waren wider ihn — was ſollte er da anders thun, als den erſten Prinzen von Geblüt zu ſich rufen? Er hätte ſogar nichts Beſſeres thun können, und wollte Gott, daß er nicht ſo lange damit gewartet und überhaupt ſich nie vom Könige von Navarra hätte trennen laſſen. Daß wir dieſen Prinzen nicht genug anerkannten, das iſt unſer Aller Fehler

geweſen. Er war der natürliche Bundesgenoſſe unſerer Familie; die Guiſen waren immer nur Fremde. Auch ich hätte viel beſſer gethan, wenn ich mich damals zu Paris nicht mit der Ligue einließ, oder wenigſtens nachher dem Könige, meinem Manne, meinen Fehler reuig eingeſtand und durch erneute Anhänglichkeit an ihn mir ſeine Gewogenheit wieder zu erwerben ſuchte. Dann würde er jetzt, das weiß ich, obgleich ich nicht länger die Schweſter des regierenden Königs, ſondern eine arme, einflußloſe Frau bin, mich nicht in Dunkelheit laſſen, ſondern ſobald er ſeinen Thron erkämpft hätte, mich berufen, denſelben mit ihm zu theilen. Aber dieſe Reue kommt zu ſpät; jetzt läßt ſich Nichts mehr gut machen. Ich bin dazu beſtimmt, mein Leben auf dieſem Felſen zu endigen.

Nein, nein! rief Brantôme.

Warum nicht? Ich ſage Euch ja, ich bin

hier glücklich. Ihr ſollt ſehen, wie ich hier lebe: Gott und den Muſen. Chriſten- und Griechenthum wurde damals, ſo wie jetzt, oft in die wunderlichſte Verbindung gebracht.

Aber ich will Euch noch auf dem Throne ſehen, rief Brantôme. Der höchſten Schönheit gebührt die höchſte Stelle.

Sie ſah ihn ganz an, wie ſie ehemals aus ihrer vollſten Glorie auf ihre Anbeter herabblicken konnte.

Was für eine höhere Stelle kann das Schickſal mir denn anweiſen als die, welche ich durch meine Geburt ſchon inne habe? fragte ſie. Glaubt mir, mein Freund, wenn man die Tochter eines großen Königs iſt, ſo iſt der Ehrgeiz ein Wort, das keinen Sinn hat. Gott allein kann mich noch größer machen, wenn er mich in ſein Reich erhebt.

Ihr Blick glitt mit königlicher Geringſchätzung über das Land hin, das gleichſam als

Bild der Erde zu den Füßen des mächtigen Schloſſes lag. Seht Ihr, ſprach ſie, wie dieſes Schloß auf dieſer Höhe, ſo wohnt mein Geiſt über dem Gedränge der Welt.

Brantôme betrachtete ſie voll tiefer Bewunderung. Plötzlich wandte ſie ſich zu ihm und fragte: Sagt mir, iſt es wahr, daß Madame von Montpenſier dem Mönche Clement ſich ſelbſt hingegeben hat, um ihn zum Morde an dem Könige, meinem Bruder, zu bewegen?

Man ſagt es, erwiederte Brantôme.

Ich glaube es, ſprach Margarethe erinnerungsvoll. Eine Frau, die haßt, kann Alles thun, ebenſo gut wie eine Frau, die liebt. Gott ſei Dank, ich haſſe nicht mehr ſo. Ja, ich bin glücklich.

Epilog.

Usson ist der Ort, wo ich von Margarethe von Valois als dem Charakter meines ersten geschichtlichen Romanes Abschied nehme. Wäre es mir gelungen, diesen Charakter so geschildert zu haben, daß seine Eigenschaften Antheil einflößten, und seine Abirrungen selbst noch Bedauern gestatteten, so würde es mir eine große Befriedigung gewähren.

Länger jedoch die Theilnahme für diese Königin in Anspruch nehmen zu wollen, würde mir nicht glücken. Ihr Leben ist von nun an eine einförmige Abwechselung von Andacht und

Galanterie, und in keiner Einförmigkeit liegt Intereſſe.

Darum genügt es, hier noch einfach mitzutheilen, daß ihre Ehe mit ihrer freien Einwilligung aufgelöſt wurde, daß ſie im Jahre 1605 der Erlaubniß des Königs gemäß Uſſon mit Paris vertauſchte, und hier, immer noch geiſtvoll und leidenſchaftlich, den 27. März des Jahres 1615 ſtarb und in der Kapelle beerdigt wurde, welche ihre Mutter zu Saint-Denis erbaut hatte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Druckfehler.

Zum zweiten Theile:

S. 649 Z. 5 v. u. lies: Dämon erschienen,

Zum dritten Theile:

S. 85 Z. 6 v. o. statt: König von Navarra lies: Prinzen von Oranien

Digitized by Google

Digitized by Google

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Génévion von Toulouse.

Historische Novelle

von

Leopold Schefer.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kaiser und Narr.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Anna.

Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit

von

Adele Schopenhauer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im September 1847.

F. A. Brockhaus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

6/05

Digitized by Google